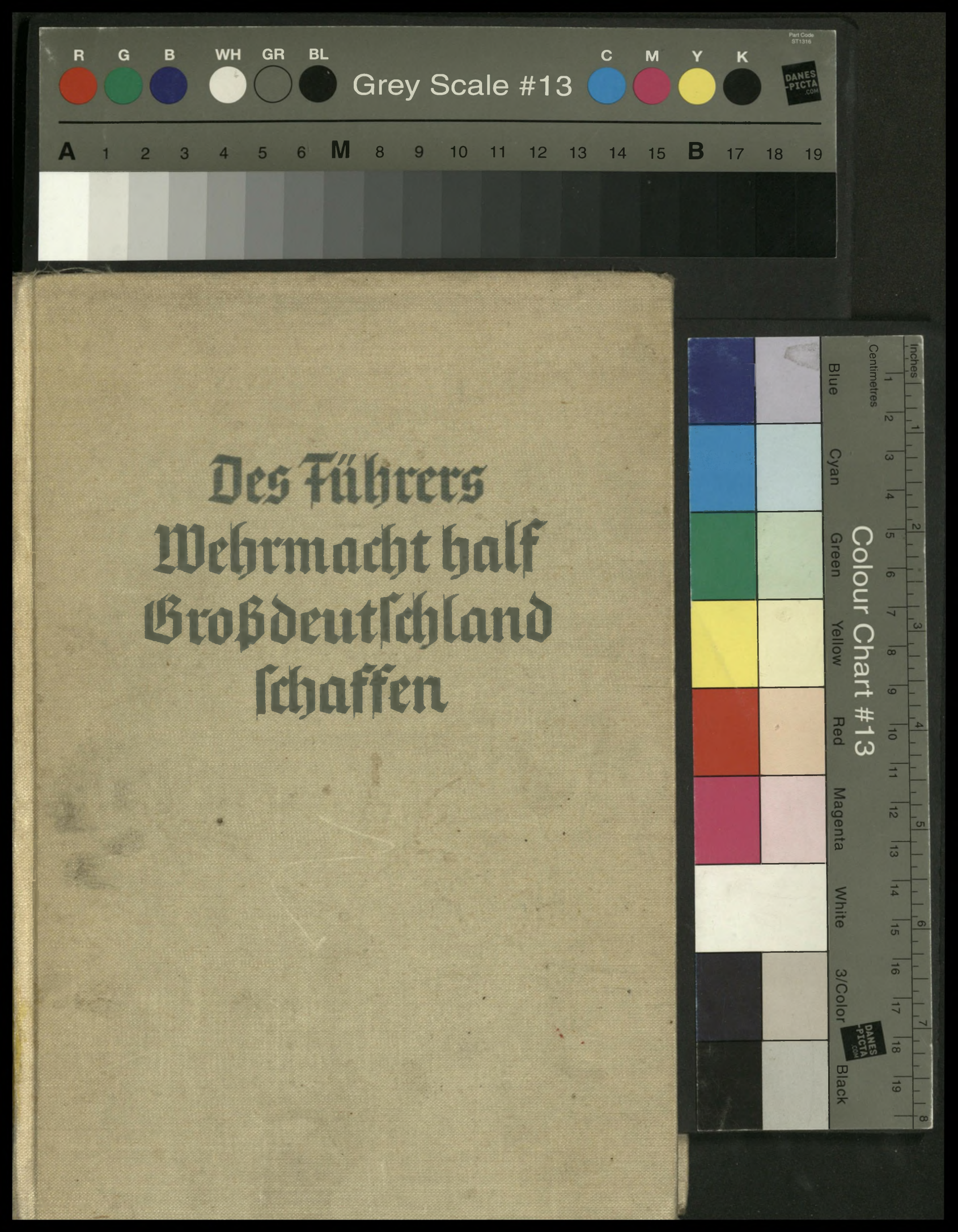

Des Führers
Wehrmacht half
Großdeutschland
schaffen

Des Führers Wehrmacht half Großdeutschland schaffen



Des Führers Wehrmacht half Großdeutschland schaffen

Des Führers Wehrmacht half Großdeutschland schaffen

Berichte deutscher Soldaten von der Befreiung der Ostmark und des Sudetenlandes

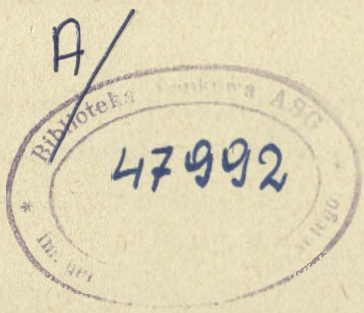
Herausgegeben vom

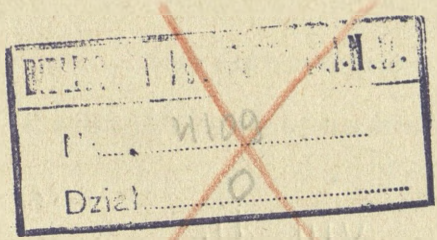
Oberkommando der Wehrmacht

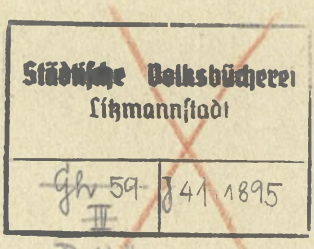
VIII. 11.

1940

Zeitgeschichte-Verlag Wilhelm Andermann · Berlin W 35







41. bis 45. Tausend

Copyright 1939 by Zeitgeschichte-Verlag Wilhelm Andermann, Berlin W 35.
Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany.

Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Vorwort

Das Jahr 1938 wird in die Geschichte eingehen als das Jahr, in dem Adolf Hitler Großdeutschland schuf. Für die neuerstandene Wehrmacht aber wird es allezeit das erste Jahr der Bewährung sein. Gewiß, diese Bewährung erfolgte nicht auf dem Schlachtfelde. Der innere Wert der neuen Wehrmacht aber, ihre Einsatzbereitschaft und ihre Treue zu Führer und Volk, zeigten sich beide Male, als Adolf Hitler im Jahre 1938 die Wehrmacht zum Vollstrecker seines Willens, zur Schaffung Großdeutschlands berief.

Geist, Stimmung, Wert und Wesen dieser Wehrmacht können nicht besser festgehalten und aufgezeigt werden als in Streiflichtern aller Art, wie sie die verschiedenartigsten Verfasser zu Papier brachten, die diese große Zeit in der Wehrmacht des Führers miterleben durften.

Eine Auswahl der besten Arbeiten aus insgesamt rund 1700 Einsendungen ist nun in Buchform zusammengestellt worden. Sie gibt ein packendes, anschauliches Bild vom Wesen des deutschen Soldaten, des deutschen Arbeiters, vom inneren Wert der neuen Wehrmacht schlechthin. Jedes erläuternde Wort erübrigt sich. Die Berichte wirken aus sich selbst heraus überzeugend.

Das Buch möge nun hinausgehen und Zeugnis ablegen vom inneren Wert und Wesen der Deutschen Wehrmacht, es möge darüber hinaus aber auch für alle diejenigen, die nicht selbst dabei waren, erzählen, wie

„Des Führers Wehrmacht half Großdeutschland schaffen".

Erster Teil

Befreiung der Ostmark

Dein Sieg ist unser Großdeutschland

von Untfz. Herbert Richter, Erlangen

Alarm! —
hei, wie es klingt,
wie es zerschneidet die dunkle Nacht,
Alarm! — Kamerad aufgewacht,
nicht träume,
nicht bange
Du! —
laß dein Herz schlagen,
du bist jung, laß es jagen
stürmend urgewaltig voran,
steh deinen Mann und spanne die Nerven
vergesse Schmerzen in deiner Brust,
mache dir Luft,
werde frei
und sei
Soldat! — Kamerad!

Grauer Morgen,
Eltern in Sorgen
um ihre Söhne,
doch verpöne das irdische Nichts.
Haltet die Waffen,
wir müssen es schaffen,
was uns der Führer befiehlt.
Brüder in Not,
ohn' Arbeit und Brot,
hungern und darben,
ohne Erbarmen,
ohnmächtig geknechtet,
zu Tode geächtet,
von giftigen Feinden umdroht.

Brüder, wir kommen,
habt ihr vernommen,
Blicket empor zum Licht.

Gesprengt sind die Bande,
durch deutsche Lande weht wieder Frühlingshauch.
Und du, Kamerad, im grauen Kleid
tatest die Pflicht, warst bereit.
Du gabst dem Bruder zuerst die Hand,
dein Sieg ist unser Großdeutsches Land.

Die Reichskriegsflagge auf dem Großglockner

von Leutnant Hans Backofen, Sonthofen/Allgäu

1938! — Februar! — Eine Hütte am Watzmann. Eine Gebirgsbatterie, die von dort aus ihre Winterübungen abhält, hat sie belegt. Wieder einmal ist ein Schi-Spähtrupp abgeschickt. Scharfer Anstieg und schnelle Abfahrt wechseln ab. Dann der Abend auf irgendeiner Hütte. Diesmal ist's die neue Hütte der Abteilung am Torrenner Joch. Drüben, 200 Meter weiter, liegt das „Karl-von-Stahl-Haus". Es ist schon in Österreich. Kein Soldat darf es in Uniform betreten. Und gerade die schönsten Abende haben sie dort verbracht, die Gebirgssoldaten, mit irgendwelchen lieben Salzburgern, freilich in Zivil, „ganz privat". Heut' denken sie wieder dran.

Und am nächsten Tag „fällt" der „Göll". Auf seinem Gipfel stehn sie nun: ein Leutnant, ein Unteroffizier, 4 Mann. Unten liegt Österreich, drüben liegt im Norden Salzburg, Deutsche warten dort, Deutsche warten hier. Auf was warten sie? Sie schauen sich an. Ihre Augen sprechen das gleiche. Irgendwie liegt jedem ein Stück Heimat drüben, vielleicht auch irgendwie das Liebste. Dann fahren sie ab. Wieder einmal nach „unsrer" Seite. Ob sie's wissen, die droben in Norddeutschland, daß hier ein Stück Deutschland noch draußen liegt?

Zwei Wochen später. Im Standort Reichenhall. Ein Abend wie viele andere. Offizierheim: Die Degen werden im Wettkampf geführt. Fünfkampftraining. Dann sind wir müde. Heim geht's in die Kaserne.

Es ist gerade 22.00 Uhr. Alles ist hell. Kein Zapfenstreich. Die Batterien treten an. — Alarm! — Ich seh' den Oberwachtmeister an. Umarmen hätt' ich ihn können, den alten Soldaten. Ein einziges Wort bring' ich nur raus: „Österreich!" Meine Leute schauen noch, sie verstehn noch nicht, auch der „Ober" nicht: „Na, na, Herr Leutnant, dös war scho oft, werd halt a größerer Alarm sei." Ich glaub's nicht. Es muß ja „Österreich" sein. Irgendwie glaub' ich's ganz fest.

Stunden harter Pflicht folgen. Sie ist jetzt am wenigsten hart. Wir wissen's: Morgen werden wir marschieren.

12. März! Endlich! Geschlafen hab' ich die beiden Nächte nicht. Tausendmal bin ich im Traum diesen Weg unterm Stahlhelm marschiert: nach Salzburg. Heute wird's Wahrheit werden. Kein „Räuberzivil" eines Bergsteigers, kein dunkler Anzug zum Festspiel, wie so oft im letzten Jahr, kleidet

mich und uns alle der „Salzburger Gilde", als Soldaten werden wir die Stadt grüßen.

Unter diesen Gedanken marschieren wir zur Grenze. Dort ist noch ein kurzes Halt. Eine Spitzengruppe wird gebildet: die Regimentsmusik, die Offiziere des Stabes vom Gebirgs-Jägerregiment und der Gebirgs-Artillerie-Abteilung, die Fahne, die Standarte, und dahinter folgen ein Regiment und eine Abteilung Gebirgssoldaten.

„Deutschland, Deutschland, über alles" — die Regimentsmusik schmettert es hinaus. Der Schlagbaum öffnet sich. Die Deutsche Wehrmacht marschiert in die deutsche Ostmark ein.

Die Hände unsrer österreichischen Brüder strecken sich uns entgegen. Die ersten Bauernhöfe reihen die Straße ein. Sie tragen die Fahnen Großdeutschlands als Schmuck. Eine alte Bäuerin steht am Weg. Sie sieht die Spitze der Truppe: „Gott sei Dank!" Mehr kann sie nicht sagen, sie jubelt nicht, sie hebt nicht die Hand, aber ihre Augen tragen uns ihre Heimat entgegen, zu deren Schutz wir gekommen sind. Kein allzu lauter Jubel schlägt uns vor Salzburg entgegen. Jedoch diese Augen unserer Brüder werden wir nie vergessen. Sie werden uns an das Schöne denken lassen, wenn's einmal hart auf hart gehen sollte. Jahrelanges Leid hat sie traurig gemacht, jahrelanger Kampf hat sie hart geprägt; nun haben sie gesiegt, nicht wir, die wir hier einziehen. Unser Führer und seine österreichischen Kämpfer für die Bewegung haben den Sieg geholt. Das wissen wir, und wir sind stolz, daß wir an ihrem schönsten Tag dabei sein dürfen und nun die an uns gestellte Aufgabe des Führers lösen dürfen: Wehrmacht Großdeutschlands zu sein, und das gerade in diesen ersten Wochen, in denen innere und äußere Feinde uns umlauern werden.

Zu Fuß haben wir die Grenze überschritten. Nun kommt Salzburg. Wir sind aufgesessen. Die Hufe klappern auf dem harten Pflaster. Die innere Freude unserer Österreicher löst sich hier in unbeschreiblichen Jubel. Kaum kenne ich die Stadt wieder. Ist das die Stadt, in der ich noch vor drei Tagen Menschen mit hängenden Köpfen, traurig, irgendwie leblos wandelnd, in den Straßen gesehen hab'? Ist es die international anmutende Stadt der Festspiele? — Salzburgs Kirchen und seine Festung, die ganze alte Stadt Mozarts, sie schauen auf ein Volk, das heute heimkehren durfte ins große Reich, auf ein Volk, das heute Aufgaben und Ziele haben darf für ein gemeinsames Großdeutschland. So klingt der Jubel über die Heimkehr über in den Kampfruf für die Zukunft. Wir Soldaten hören es allzu gut, und

wir haben die Schildwache auch dieses deutschen Stammes zu sein. Der Marsch geht erst nach Nordosten weiter, dann durchs Salzkammergut gegen Südost. In Graz, der „Hauptstadt der Bewegung", bleiben wir.

Von hier aus treten wir zu unserm ersten Heeresbergführerkurs in Österreichs Hochgebirge an. Zwar hält Regen und Schneesturm uns länger im Tal fest und zwingt uns, auf die gewohnte Höhe der „Zweitausender" uns zu beschränken, aber endlich können wir's angehen: unser Ziel, den „Großglockner". Der erste Spähtrupp der Wehrmacht wollen wir dort oben sein. Unsere Reichskriegsflagge tragen wir mit, um sie als Siegeszeichen dort zu setzen. Österreichs Mädel, der BDM. von Zell am See, haben sie uns genäht.

Aufstieg. — Das Hochgebirgstal des Moserbodens tut sich vor uns auf. Staunend blicken die Augen unserer alten berggewohnten Unteroffiziere in diese ungeheuren Dimensionen. Die obere Pasterze wird überschritten. Wir schauen in eine Welt, die um vieles gewaltiger und schöner noch als unsere alte Bergheimat ist. Hier wird in Zukunft unser Reich sein. Nicht mehr in Zivil, mit vielen menschlichen Schwierigkeiten kämpfend, werden wir hierher kommen. In unserm grauen Soldatenrock, unter der Mütze der Gebirgssoldaten werden wir hier den gewaltigsten und schönsten Übungsplatz einer Elitetruppe der Deutschen Wehrmacht haben.

Es ist Nacht. — Alarm! — Wir müssen raus. Der Sturm heult um die Oberwalder Hütte. Schnell wechselt hier oben klarer Himmel in stärksten Schneesturm. Ein sudetendeutscher ziviler Bergsteiger ist vermißt. Wir suchen drei Stunden. — Ohne Erfolg! Der Sturm ist ungeheuer.

Mancher hat schon beim Suchen Vermißter geholfen. Hier oben im Hochgebirge ist alles anders — schöner, aber auch wilder. Das spüren wir an diesem Sturm. Den Gesuchten hat das Schicksal schon in jener Nacht ereilt, erfahren wir später. Er ist allein gegangen.

Am nächsten Tag, nach mühseligem Aufstieg in größter Sonnenhitze über das Hofmanns-Kees, erreichen wir den Großglockner Gipfel. Unsere Flagge entfaltet sich am Glockner-Kreuz. Ein Zug grauer, deutscher Bergsoldaten steht still, die Linke hält den Eispickel umspannt, die Offiziere heben die Rechte zum Gruß an die Bergmütze, über uns fliegt die vom Wind gepeitschte Kriegsflagge Großdeutschlands. Das Bergseil aber verbindet nicht mehr nur je zwei Mann, es schlingt sich irgendwie unsichtbar um uns alle hier auf Großdeutschlands höchstem Gipfel, es hält uns fester zusammen als alles auf der Welt, das wissen wir. Die hohe Schule der Bergkamerad-

schaft hat es gelehrt. Heute verbindet es uns zum erstenmal offen mit den Kaiserjägern und der Gebirgsartillerie des alten Österreich, und unser Gruß hier oben gilt nicht zuletzt den gefallenen Helden der Alpenfront des großen Krieges. Und dann grüßen wir den Führer, der uns dies alles geschenkt hat. Übermorgen ist sein Geburtstag. Wir gehören ihm. Schon lange! Heute können wir's nur bekräftigen. Und unser „Sieg Heil!" klingt hell und frei in die uns allmählich einhüllende Wolkenschicht.

Abstieg nach Kals und Lienz. Und dann geht's „heim" über Villach und Klagenfurt nach Graz. Ost-Tiroler und Kärntner, mit den Steiermärkern die Treuesten der Treuen, grüßen uns. Wir schließen auch sie in unser Herz, wie sie uns in ihr Herz geschlossen haben.

Monate noch sind wir in Graz. Nicht nur Wehrdienst haben wir gemacht. Auch unseren österreichischen Brüdern haben wir geholfen, wo sie uns brauchten. Zum letztenmal sah uns das Hochwasser der Mur auf unserem Posten, wobei die 1. Batterie — 52 Menschen das Leben gerettet hat. Ein Leutnant der Batterie hat dafür sein Leben gegeben. Und als wir Abschied nahmen, stand die Bevölkerung von Frohnleiten, einer kleinen Stadt in der Nähe von Graz, um uns, hörte den Abschiedsworten unseres Chefs zu, und unter ihnen und uns waren es selbst harte Männergesichter, deren Augen sich mit Tränen füllten.

Wir haben hier an unserem Platz ein Stück großer Volksgemeinschaft geschaffen, sind nicht nur ein toter Schutzpanzer für diese Menschen gewesen. Wir sind ein Volk geworden. Das bringen wir von dort heim. Und was uns unsere österreichischen Brüder entgegengebracht haben, ist ein Herz voll Treue und Liebe gewesen. Um sie heimzuholen und dann bei ihnen Schildwacht zu halten, hat uns der Führer eingesetzt. Wir haben unsere Pflicht mit heißem Herzen erfüllt.

Ausritt im März

von Gefr. Otto Erhardt Preil, Sonthofen/Allgäu

Kalt und schwarz lastet die Nacht über dem Gebirgsdorf an der Grenze. Weithin dröhnt des Flusses ewiges Lied. Leise wallen Nebelschleier über dem Ufer. Kein Stern blinkt, fast unheimlich ist die Nacht. — Da, was war das? Motorenlärm, laut, hart, braust heran, kommt näher, poltert durch das schlafende Dorf. Panzer sind es. Gespenstisch drohen die Aufbauten. Ket-

ten klirren, Staub flattert auf. Er hüllt die graue, unheimliche Kolonne ein. Der Lärm versinkt im nahen Wald. Nacht und Staub verschlingen ihn. Wieder ist Stille wie vorher. Die Hunde an den Ketten beruhigen sich, — da, sie schlagen wieder an. Erst einer, dann alle. Hufe klappern, Pferde wiehern, Wagen rumpeln und poltern daher. Marschtritt dröhnt heran. Scharfe Kommandos durchschneiden den Lärm. Reiter springen ab. Pferde werden nachgeführt. Ein geschäftiges Treiben hebt an. Taschenlampenblitze huschen die Häuser entlang. Hell wird es in den Höfen. „Aufmachen!" Eine harte Faust pocht an das Tor. „Die Reitpferde hier hinein!" Schnell wird es dann still. Einsam knirschen die Schritte des Doppelpostens. Unverwandt blicken die ehernen Gesichter unter den Stahlhelmen auf die nahe Grenze. — Der Morgen bricht an. Scheu wagt sich der junge Tag über das Gebirge. Er schaut auf die Abteilung, die schon längst marschbereit auf der Dorfstraße steht. Ein Kommando. Die Berittenen sitzen auf. Ungeduldig scharren Pferdehufe. Dann verläßt die Abteilung das Dorf, ohne seine Fragen zu beantworten. Was war das alles? War es eine Übung? Wer soll diese Frage noch beantworten? Wer den Blick des Postens auf die nahe Grenze gesehen hätte, der würde an diesem Morgen nicht mehr fragen.

Inzwischen hat die Abteilung auf der großen Straße eine Wegegabel erreicht und wartet. Auf der einmündenden Nebenstraße schiebt sich der graue Heerwurm heran. Offiziere im wehenden Mantel zu Pferd, hoch über der Mannschaft, reiten voraus. Dann dröhnt Kompanie auf Kompanie vorbei. Bataillonsstander ragen über den Gewehrläufen, Gefechtswagen, Feldküchen mit rauchenden Schloten, Lastwagen rollen hinterdrein. Dann klafft in dem Marschblock eine Lücke auf. Hier hinein schiebt sich unsere Abteilung und geht so in der grauen, endlosen Marschsäule auf. Spähwagen, Kradschützen, Funkwagen brausen links vorbei nach vorn. Wohin geht dieser Marsch? Wozu noch diese Frage? Jeder Mann im Glied ahnt es jetzt. Und dieses Ahnen macht seinen Marschtritt fest und wuchtig. Erlebnisfreudig und gespannt schauen die jungen Gesichter in einen hoffnungsvollen Morgen. Die Sonne bricht durch das Gewölk. In ihren ersten Strahlen blitzen die Waffen. Ein einsames Schild taucht am Straßenrand auf: „Zoll — Douane — 2 km". Vorwärts, vorwärts! Es darf kein Halten mehr geben. Vor unserm Regiment flattert die Standarte im Morgenwind, unsere Fahne. Auf sie haben wir vor knapp einem halben Jahre geschworen!... Die zwei Kilometer sind vorüber. Sinnlos einsam ragt der Schlagbaum über uns. Unter ihm hindurch reiten wir in die Ostmark. Wir reiten für die Freiheit...!

Über eine mäßige Anhöhe windet sich die Grenzstraße hinab in den breiten Talkessel der Salzach. Weit hinten heben sich, fein gezeichnet, die Konturen der alten Mozart-Stadt Salzburg mit der Feste gegen das schwarze Bergmassiv ab. Drei gewaltige Marschsäulen schieben sich konzentrisch auf die Stadt zu. Unendlich hoch über uns donnern Bombengeschwader. Die Tragdecken glitzern in der Morgensonne. Schon sieht man deutlich die Feste Hohensalzburg. Nur vorwärts jetzt. Motorisierte Verbände brausen vorbei. Aus einzelnen Häuserzeilen wächst uns die Stadt entgegen. Ein Flaggenmeer weht im Frühlingswind. Unten auf Straßen und Gassen donnern Wellen gelöster Begeisterung der marschierenden Truppe entgegen. An den Kreuzungen brandet dieses Meer der Freude und seine Wellen überschlagen sich. Da steht ein Mütterchen und weint. Wir fragen sie. Unter Tränen kommt erstickt die schwere Frage hervor: „Bringt ihr mir meinen letzten Sohn wieder? Die anderen fielen für Hitler!" Wir trösten sie mit den Worten: „Heimkehr. Befreit. Großdeutschland." Unter Tränen strahlt ein Gesicht voller Hoffnung... Arme und Ärmste haben es sich nicht nehmen lassen, wenigstens ein paar Zigaretten, ein Stück Zucker, ein Butterbrot — bedeutete es für sie in den letzten Wochen ein Vermögen — den vorbeiziehenden Soldaten zu schenken. In den engen Straßen der Altstadt bringt die vor Freude rasende Bevölkerung die Marschkolonne zum Halten. Nur wenige Kradfahrer kommen mit Bitten und guten Worten noch durch. Unzählige Male drückt man uns die Hände. Endlich rückt es vorn an, langsam stockend kommt der Marsch wieder in Fluß.

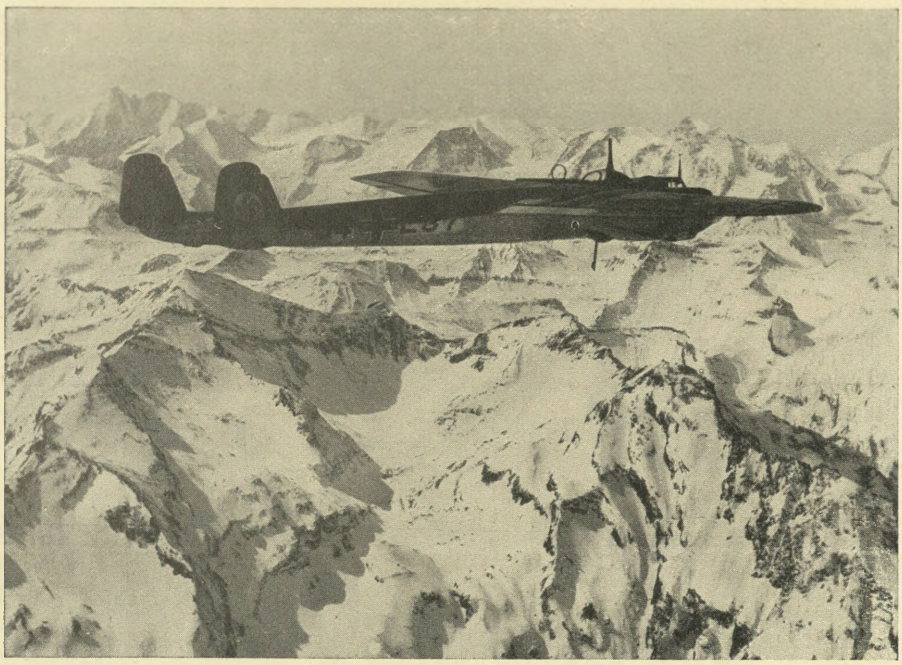
Längst ist das Trappeln der Hufe, das Schurren der Bergschuhe und der Gesang der Kanoniere in diesem nie erlebten Taumel der Begeisterung untergegangen. Prall voll von Zigaretten sind die Patronentaschen. An Sätteln und Trensen wiegen sich Blumen. An der Salzachbrücke steigert sich die Begeisterung ins Ungeheure. Von Tausenden gesungen, braust das Deutschland- und Horst-Wessel-Lied über den schäumenden Fluß. Darüber liegt feierlich der schwere Glockenklang des altehrwürdigen Domes. Ein Symbol deutscher Kraft. Salzburg ist frei...

In der östlichen Vorstadt kommen wir gut voraus. Die Sonne steht blutigrot im Westen und rüstet sich zur Neige hinter den Dächern in unserem Rücken. Rosarot überhaucht sind jetzt die Bergspitzen, der Fluß, die Türme der Stadt. Mit dem Tag geht es nun rasch abwärts. Hinter uns versinkt die Stadt in der Dämmerung. Plötzlich leuchtet sie in festlichem Licht, einem Sterne gleich, auf unsere Straße. Schon wird es kühl, der Nachtwind macht



Offiziere eines Heeresbergführerkurses an der am Großglockner-Kreuz gehißten Reichskriegsflagge

Photo: Leutnant Hans Backofen, Sonthofen/Allgäu



Kampfflugzeug am Großglockner

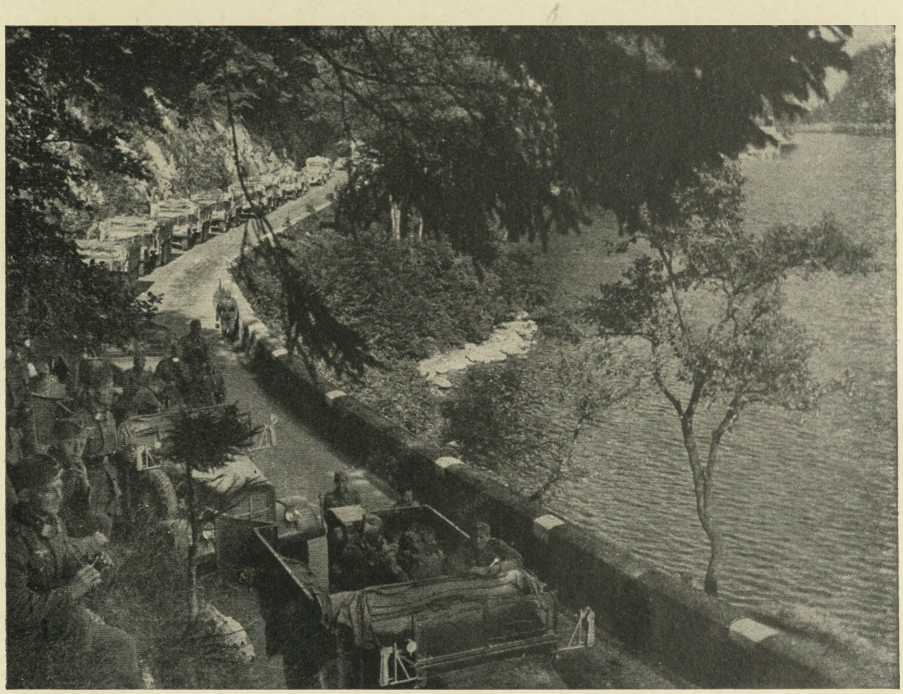
Photo: Leutnant Erich Simon, Memmingen

Freigegeben RLM 40648



Kradschützen dicht vor Wien

Photo: Hauptmann d. R. Walter Linke, Eisenach



Rast am Wolfgangsee

Photo: Gefr. Heinz Weidig, Kassel-Wilhelmshöhe

sich auf. Vorn singt man das alte Lied von den „Vöglein im Walde"! Ein Kradfahrer fängt uns ab und führt uns in unser Nachtquartier. Ich schaue die Straße zurück. Dahinten über der letzten Kehre am Tannenwald liegt wie eine Glocke der Lichtschein von Salzburg. Der Feuerschein der Freude. Auf der endlosen Straße aber dröhnt der Motorenlärm, schwillt an, ebbt ab. Pausenlos. Das deutsche Heer marschiert. Da, im Osten, liegt Wien, das Ziel dieser tausend Motoren. Die Ostmark ist befreit!

Unvergeßliches Geschehen!

von Gefr. Hans Rauer, Graz/Steiermark

Seit Tagen strahlt die helle Märzsonne vom wolkenlosen, tiefblauen Himmel auf die niedersächsische Landschaft herab. Ich wische mir die schweißnassen Haare aus der Stirn. Uns ist in den Drilchanzügen ordentlich heiß geworden beim Exerzieren. Nun liegen wir ermattet am Rande des Rollfeldes und hier und da huscht der Schatten eines Flugzeuges über uns hinweg. Noch eine Stunde, dann rücken wir ein!

Das war nun der zweite Brief in diesem Jahr und der einundzwanzigste seit zweien, die bald herum sind. Meine Eltern schreiben in wenigen Worten nur das Wichtigste. In Wien ereignen sich schon lange nicht mehr Dinge, über die man freudigen Herzens berichten hätte können.

„Armer Hans!" murmle ich vor mich hin. „Grau ist die Farbe Deines Alltags. Sonne, Mond und Sterne sind für Dich erloschen. Für Dich grünen nicht mehr die Wiesen und rauschen nicht die Wälder. Zu dem halben Jahr kommen noch neunzehn und ein halbes, in denen sich der Schall Deiner ruhelosen Schritte an den kahlen Zellenwänden brechen wird. Aber Mimi weiß bald nichts mehr von Dir und Deiner Not. Vor einer Woche haben sie die Hochschwangere mit einer schweren Nervenkrise in das Krankenhaus gebracht!"

Mich schaudert. „Nein!" Heiser vor Wut entringt sich das Wort meiner Kehle. „Nein, das darf nicht sein, niemals!" Aber gleichzeitig fühle ich die Ohnmacht in mir, das Schicksal zu ändern. Und doch glaube ich an den neuen Morgen!

Ein Lichtstrahl: Lore läßt mich grüßen! Ich lese nicht weiter. Meine

Blicke gleiten hinaus in die Dämmerung. Dunkler werden die Tannen im Hintergrund und allmählich verblassen die blutroten Streifen am Horizont.

Gestern hielt mich Unteroffizier Brieger an und fragte mich, ob ich von der Abstimmung in Österreich was wüßte. „Nein", sagte ich und wunderte mich über die Frage. Es fände aber doch eine am nächsten Sonntag statt, meinte er. Wenn dem so ist, dann werde ich noch lange nicht meine Eltern, Lore und Hans sehen!

Sepp reißt mich aus meinem Sinnen: „Verfluchter Dreck!" schreit er, indem er sich müht, die durchnäßten Stiefel von den Beinen zu ziehen. Aber das Fluchen hilft nicht. Die Tür fliegt plötzlich auf und Fritz Günther eilt mit hochrotem Gesicht auf mich zu. Er packt mich am Arm: „Du", sagt er, „in Österreich geht's los; vielleicht gibt es Krieg!" Ungläubig schüttle ich den Kopf. Das will ich nicht glauben; nach vier Jahren vergeblichem Harren ist man vorsichtiger geworden. „Ja doch, überall spricht man bereits davon!" Fritz ist voll Eifer. Ich bleibe ruhig. Möglich, daß ich die Mundwinkel etwas verzogen habe, denn spitz meint er: „Na dann nicht!"

Ich gehe hinaus. Am Flur und im Waschraum höre ich die wildesten Gerüchte. Ein kalter Schauer läuft mir über den Rücken. Ich werde unsicher. Mir ist elend zumute.

Auf unserer Stube haben sich eine Anzahl Kameraden versammelt, ich kann kaum eintreten. Auch Unteroffiziere bemerke ich. Einer legt den Finger an den Mund, aber ich weiß nicht, warum ich ruhig bleiben soll. Da vernehme ich aus den Ätherwellen eine Stimme, die mir das Blut in den Adern aufpeitscht. Ich beiße die Zähne zusammen.

Noch kann ich's nicht fassen. Mir ist es, als schwände mir der Boden unter den Füßen. Längst ertönt wieder Musik, aber ich glaube die Stimme noch aus weiter Ferne zu vernehmen. Langsam formt sich aus dem verkrampften Denken die Wirklichkeit. Ich muß es laut vor mich her sprechen: „Die Regierung Schuschnigg ist zurückgetreten!" Abgehackt und rauh sage ich es. Die Spannung löst sich. Mühsam ringe ich die Worte hervor: „Frei — endlich frei!"

Deutsche Truppen werden von Minister Seyß-Inquart nach Österreich gerufen. Sie marschieren bereits; Flugzeuge donnern in den Lüften, Züge rollen! Ich kann nicht schlafen; das Ticken der Uhr über dem Bett hallt pochend in meinem Gehirn wider. Die Zeit eilt an mir vorüber, ich kann nicht mit! —

Nacht und Tag verrinnen. Der Dienst geht weiter. Die erste Kompanie

wird alarmiert; sie soll in Österreich eingesetzt werden. Wir bleiben! Ich kann den Schmerz nur schlecht unterdrücken. Ein Offizier und drei Mann von uns dürfen sich doch noch zu den Glücklichen zählen. Ich starre ihnen noch nach, als schon längst ihre Schritte auf dem kiesbestreuten Platz verhallt sind.

„Mensch, suchen Sie vielleicht den gestrigen Tag?" Der Hauptfeldwebel hatte sich an mich herangepirscht. Ich fahre auf und trolle mich davon. Ich suche nicht das Gestern, ich will den neuen Morgen erleben! Drum stehe ich vor dem Hauptmann. „Sie sind Österreicher?" „Ja", entgegne ich und trage meine Bitte nochmals vor. Nachdenklich blickt der Hauptmann zum Fenster hinaus. Ich stehe und warte.

„Es tut mir leid, diesmal geht's nicht, aber ich will Sie später berücksichtigen!" Ich höre die letzten Worte nicht mehr. Für einen Augenblick schließe ich die Augen und presse die Lippen aufeinander, so daß es schmerzt. Dann schlage ich die Hacken zusammen und eile hinaus. Am Flur pralle ich mit Leutnant Berg zusammen. „Nun?" fragt er. „Nichts, Herr Leutnant!" stoße ich zwischen den Zähnen hervor und eile, ohne ihn anzusehen, weiter.

Am Rollfeld exerzieren meine Kameraden. Ich melde mich beim Korporal. Ich vernehme meine Stimme und weiß doch nicht, daß ich spreche.

Ich höre auch nicht, daß sich der Korporal die Kehle heiser brüllt: „Mensch, ziehen Sie das Bein bis zur Fußspitze durch. Mit achtzig Jahren hat meine Großmutter den Exerziermarsch besser gekonnt!" Ich merke nicht, daß ich bereits das drittemal mit vorgehaltenen Händen um die Abteilung hocke.

Plötzlich wird mein Name gerufen. Ich wende mich um. Am Rande des Rollfeldes steht Leutnant Berg. Er winkt heftig: „Sie kommen mit!" Wie vom Blitz getroffen fahre ich empor. Hastig ergreife ich mein Gewehr, so daß die Pyramide umfällt, und rase über den Platz. Der Leutnant lächelt: „Sie haben Schwein gehabt, packen Sie schnell Ihre Sachen!" Schon bin ich weg.

Noch einmal sehe ich die Türme des Braunschweiger Domes, ehe sie im Dämmern des Abends versinken. Ich stehe am offenen Fenster im Fahrwind. Hart stoßen die Räder. Der Zug frißt sich in die dunkle Nacht hinein. Was liegt hinter dieser Nacht? Ich grüble, bis der Morgen graut.

Ein herrlicher Tag spannt sich über die Landschaft, die wir durchrasen. Meine Kameraden singen und scherzen. Ich versuche es auch, aber ich bin nicht mit dem Herzen dabei. Noch immer eilt die Zeit schneller als mein

Denken! Ist das Ziel wirklich schon erreicht und bedeutet diese Fahrt tatsächlich den Abschluß eines langen, verzweifelten Kampfes?

Wieder blinken Lichter aus dem nächtlichen Schwarz vor uns auf und verlöschen in der Ferne, die hinter uns liegt. Ich sehe auf die Uhr. Die Zeiger stehen auf Mitternacht. Da schlängelt sich im Mondschein das silbern glänzende Band des Inn quer zu unserem Weg. Die Grenze! Der Zug donnert über die Brücke. Ich klammere mich an den Fensterrahmen und atme tief. Genau vor zwei Jahren war es die umgekehrte Richtung, die ich fuhr. Nicht hier, weiter nördlich war es gewesen, gehetzt und verfolgt in Österreich und vogelfrei in der Tschechoslowakei, ehe mein Fuß freie Erde betrat.

Ich sehe die ersten Hakenkreuzfahnen auf österreichischem Boden. Auch Tannengrün schmückt den Braunauer Bahnhof. Der Bahnbeamte grüßt mit erhobener Rechter. Nun kann er's offen tun.

Noch ist es nicht hell, als wir auch bereits wieder den Linzer Bahnhof verlassen. Das Leben in den Städten und Dörfern beginnt sich langsam zu regen. Die Leute starren uns mit großen Augen an. Der Alpdruck der langen Knechtschaft liegt noch auf allen. Es geht ihnen wie mir. Noch bricht das innerliche Erleben nach außen nicht durch. Die Seele glüht, sie glüht seit Jahren, aber noch kann sich niemand fesselos bewegen.

Je höher die Sonne steigt, desto höher werden die Berge, die sich links und rechts auftürmen. Meine Kameraden sind schweigsam geworden. Die hohen, senkrechten Felswände wirken unheimlich und beengend auf die, die das endlose Meer und die weite Heide bisher nur geschaut hatten. Die schwere, feuchte Luft läßt sie nach Atem ringen. Die Enns rauscht dazu ihr eintöniges Lied.

Aber hier ist das Volk schon muntrer geworden. Die in den freien Bergen waren schon immer freier gewesen. Freier, aufrechter und trotziger.

Wir sehen das Schwenken der Tücher, erhobene Arme und die leuchtenden Blicke im Vorüberfahren. Oft auch Tränen, die den Frauen über die Backen laufen. Jubel braust auf und verebbt — wir heben die Blumensträuße, die man uns zugeworfen hatte, vom Boden auf und stecken sie an Brust und Mütze. In Selzthal halten wir. Die Menschen umdrängen uns, schütteln uns die Hände, fragen und erzählen. Drüben liegt der Phyrnpaß. Wir stehen für Augenblicke still vor dem Heldentum, das im Juli 1934 dort sein Blutopfer brachte.

Schwer dampft die Lokomotive bergaufwärts. Wir liegen in der März-

sonne auf unseren Kraftwagen, die weiter rückwärts verladen sind. Es ist recht warm. Nur wenn sich der Zug in den Schatten eines Berges schiebt, dessen Schneefelder bis ins Tal reichen, wird es kalt. Hier sind die Dörfer reich mit Fahnen geschmückt, auch die Hütten, die verstreut auf den Almen liegen.

Die Sirene eines Eisenwerkes ertönt. Arbeiter in blauen Monturen eilen zum Bahndamm. Sie grüßen uns stumm, aber ihre knochigen Gesichter verraten Freude.

Es riecht nach feuchtem Nadelholz. Lange Stämme sind zu mächtigen Stößen aufgeschichtet. Männer mit harzverschmierten Joppen und Hosen und dem Federhut auf dem Kopf lassen die Beile sinken und nehmen, sich uns zuwendend, stramme Haltung an. Es sind die Gestalten Defreggers, die dieser Boden als freie Menschen gebar, kantig, grobschlächtig und zäh, aber treu zur Scholle haltend. Wie zu Hadingers Zeiten stehen sie, die Holzknechte mit ihren scharfgeschliffenen Äxten. Diese Äxte ruhen nimmer. Auch sie schwingen nun im Rhythmus einer neuen Epoche.

Von einer kleinen Anhöhe, auf der ein paar armselige Hütten stehen, versucht eine Gruppe Menschen im tollen Lauf den Bahndamm zu erreichen, ehe wir vorbei sind. Über Äcker und Wiesen eilen sie, überspringen Zäune und rieselnde Wasser, stolpern und schlagen lang hin. Aber sie schaffen es. Wir grüßen sie, die sich vor Freude um den Hals fallen oder das Taschentuch vor die Augen halten, um den Tränenstrom zu dämmen.

Die Sonne hängt am tiefblauen Himmel. Ein frischer Wind fegt durch das Tal. Müde schleppt sich ein Greis den Weg entlang, der den Schienenstrang begleitet. Das weiße Haupt- und Barthaar hängt wirr herab. Die lederbraune, runzlige Haut bedeckt nur Knochen. Der Alte wendet sich uns zu, hebt mühsam die zittrige Hand und öffnet den zahnlosen Mund, doch die Stimme ist zu schwach, als das wir sie vernehmen könnten. Aber die hohlliegenden, im Verlöschen begriffenen Augen blicken uns dankbar an, als wollen sie sagen: „Durch Euch deutsche Soldaten wird nun endlich mein Lebenstraum erfüllt!“

Ein kaum achtjähriger Bauernjunge müht sich, eine große Milchkanne den langen Weg zum Bahnhof zu tragen. Als er das Rollen der Räder hört und uns gewahr wird, stellt er die Kanne ab, baut sich vor uns auf und grüßt uns mit einer Selbstverständlichkeit, die uns verblüfft.

Dann müssen wir halten, um einen entgegenkommenden Zug vorbeizulassen. Der ganze Ort hat sich hier eingefunden. Man reicht uns Speisen,

Getränke und Zigaretten in die Wagen. Junge Mädchen kommen zu uns. Ihre Augen leuchten, als sie unsre Stahlhelme mit Blumen schmücken dürfen. Ich lasse meine Schwester telephonisch verständigen, daß unser Zug die Stadt durchfährt, in der sie wohnt.

Als der Zug wieder anrollt, drängt sich eine Frau durch die Menge. Sie hebt mit dünnen, fleischlosen Armen ein Paket zum Fenster herein. Ich sehe einen Augenblick lang in ihr blasses, verhärmtes Gesicht, dem die Not viele Falten eingegraben hatte. Ich will etwas sagen, aber da hat sich die Frau schon abgewendet. Wir öffnen das Paket. Es enthält Speck und Eier. Ein Zettel liegt dabei, auf welchem säuberlich geschrieben steht: „Unbekannte deutsche Soldaten! Eine Mutter von fünf Kindern schenkt Euch das. Wir sind ja so glücklich, daß Ihr gekommen seid. Nun wird der Führer auch uns helfen, damit es uns wieder besser geht. Heil Hitler!"

Betretenes Schweigen herrscht unter uns. Wir blicken zu Boden und sind beschämt von dem Opfersinn der armen Frau. Niemand wagt es, die Sachen zu essen.

Die Lichter des Brucker Bahnhofes erstrahlen hell. Ich habe meine Schwester sofort erblickt. Auch Mutter ist da. Wir liegen uns in den Armen. Dann trete ich einen Schritt zurück und sehe sie an. Beide sind sehr blaß geworden. Und Mutters Haare haben sich weiß gefärbt in der Zelle, in die man sie nach meiner Flucht sperrte. Es ist wie immer. Was wir uns sagen wollen, kommt nicht über die Lippen. Und dann rollt der Zug wieder in die Nacht.

Nun sind wir schon zwei Tage in Graz. Der frohbewegte Menschenstrom schiebt uns durch die Straßen. Fahnen- und girlandenübersäte Häuserfronten umsäumen die Wege, und die Schaufenster sind in kleine Blumengärten verwandelt worden. Scheinwerfer tauchen den Schloßberg in mystisches Licht.

Das Rauschen des Waldes umfängt uns auf ansteigendem Pfade, und oben auf dem Gipfel weht kühler Wind. Die Lichtung gibt den Blick frei auf die Stadt, in deren Mitte sich der Schloßberg erhebt. Die hellen Flecke der saftig sprießenden Blätter unterbrechen das Dunkelgrün der ringsum liegenden, tannenbestandenen Hügel. Von den höheren Bergen leuchtet das Weiß des Schnees im strahlenden Sonnenschein. Wir lachen und scherzen mit den Mädchen, die uns vom Tal her begleiten. Wir beugen uns weit vor über die Brüstung der Ruine. Ich fühle den schlanken, warmen Mädchenkörper, der sich an mich lehnt und höre das Hämmern des heißen Her-

Biblioteka Naukowa

zens. Ich lege meinen Arm um die zarten Schultern. Auch die anderen sind stumm geworden. Nur hier und da unterbricht die tiefe Stille das bröckelnde, alte Gestein, das als Schutt zur Tiefe rieselt. Wir stehen längst nicht mehr auf lichter Höhe und blicken auf das Häusermeer der Stadt, auf die Hänge des Schöckel und auf die abendumglühten Felswände des Hochschwab, um uns ist Deutschland, das weite, große Deutschland!

Die Schatten der Dämmerung senken sich herab. Uns fröstelt. Arm in Arm schreiten wir zu Tal.

Lore ist gekommen. Wir sitzen auf der Terrasse des Schloßberges. Ich halte ihre Hände in den meinen. Stumm blicken wir auf das Lichtermeer unter uns. Der Schein vieler Lampen spiegelt sich auf den dunklen Wellen der Mur. Über dem Plabutsch leuchtet rötlich der Mars, und Millionen goldner Sterne gesellen sich am nächtlich schwarzen Himmel zu ihm. Wir lauschen den Schlußworten des Führers. Da steigt uns gegenüber von der Höhe eines Berges steil ein Licht empor und zerplatzt, hunderte folgen krachend aus allen Richtungen. In den Tälern wird es lebendig. Feuerwerkskörper zerreißen sprühend die Nacht und auf den Höhen entbrennen riesige Hakenkreuzfeuer. Wuchtig tönen die Kirchenglocken zu uns empor. Sie hallen und dröhnen mächtig in der Seele unseres Volkes und rufen es auf zur Tat. Erschüttert von der Gewalt dieser Stunde singen wir das Gebet der Deutschen: „Herr, mach uns frei!“ –

Mit dem Führer von Mühldorf bis Linz

von Oberleutnant Alfred Nähring, Krampnitz b. Potsdam

Der Morgen des 12. März 1938 bricht an. Noch überflutet silbernes Mondlicht die Autobahn in ihrer einzigartigen Linienführung, Bayreuth liegt hinter uns. Unsere Motoren brummen regelmäßig, seit zehn Stunden wird das Letzte aus ihnen herausgeholt, wir fahren im Verband einen Durchschnitt von 65 km/st, unser Ziel ist Mühldorf am Inn. Wohl keiner von uns hatte es sich 24 Stunden vorher träumen lassen, daß er im militärischen Begleitkommando des Führers den Einmarsch in Deutsch-Österreich mitmachen würde. Nach wenigen Stunden Vorbereitung standen Panzerspäh, Panzerabwehr und Kradschützen in Döberitz abmarschbereit, 950 km Fahrstrecke harrten ihrer Bewältigung, um 9.00 Uhr des 12. März

hatten wir uns in Mühldorf am Inn zur Stelle zu melden. Also hieß es fahren, mit Höchstgeschwindigkeit fahren, nur des Führers Autobahnen ermöglichten es uns.

Nürnberg taucht auf, die Autobahn endet, also die zeitfressende Stadt aussparen, ich biege über Lauf nach Neumarkt ab. Kurze Rast, eindringliche Verwarnung der Männer, sich besonders zusammenzureißen, denn das Morgengrauen ist ein großer Feind der Dauerfahrer, Müdigkeit kann später nachgeholt werden! Hemau taucht auf, tanken, weiter. In Regensburg ärgerlicher Aufenthalt, schmale Straßen, alles durch Truppenbewegung verstopft. Nach eindeutiger, preußischer Aussprache kommen wir endlich durch, der Zeitverlust wird durch gesteigerte Geschwindigkeit aufgeholt. Die Geschütze tanzen hinter den Fahrzeugen, in Kurven schleudern sie wechselnd gegen den Straßenrand. So brausen wir durch Landshut, endlich die Türme von Mühldorf, wir fahren zum Marktplatz des im Flaggenschmuck prangenden Städtchens, es ist 9.00 Uhr, wir sind pünktlich am Ziel, unser Verband ist vollzählig zur Stelle.

Inmitten freudig erregter Volksgenossen tanken wir in kürzester Zeit. Die Straßen werden von SA. abgesperrt, ich frage nach dem Grund, der Führer wird jeden Augenblick erwartet. Die Spannung wächst, da, plötzlich brausende „Heil-Rufe", der Führer naht, langsam fährt er vorbei, lächelnd grüßend nach allen Seiten. Die Männer stehen mit leuchtenden Augen da, sehen sie doch ihren obersten Kriegsherrn zum erstenmal. Kurz darauf trifft der Befehl ein: „Abrücken an den Ostrand von Mühldorf, dort Gliederung zur unmittelbaren Sicherung der Fahrt des Führers durch Österreich nach Linz." Unser Verband rückt an den befohlenen Platz, die Einmarschgliederung wird eingenommen, Fahrzeug und Gerät einer gründlichen Durchsicht unterzogen, der Brotbeutel ersetzt die Feldküche. Die letzten Maßnahmen werden befohlen, die Männer erfahren nunmehr erstmalig von ihrer einzigartigen Aufgabe Genaueres, die tiefe Begeisterung strahlt in ihren Augen, von Müdigkeit keine Spur, das kommende Große hat sie gebannt.

Gegen 16.00 Uhr braust unser Kradmelder heran, die Anfahrt des Führers meldend. Unsere Kradschützenspitze fährt an, der Vortrupp folgt, da naht auch schon der Führer, die Kolonne gliedert sich ein, und in scharfem Tempo beginnt eine Fahrt, die unsere Soldatenherzen heiß schlagen läßt: Wir sind die Auserwählten, wir schützen den Führer! Die nächsten Minuten vergehen wie im Fluge, der Führer in unserer Mitte!

Doch schon nähern wir uns der Grenze und sind in den Mauern des Ortes Simbach. Ich fahre kurz hinter dem Führer, die Straßen ein Flaggenmeer, Kopf an Kopf die Menge, die Spannung steigt, die Innbrücke taucht auf, der Führer steht aufrecht im Wagen, überfährt die Brücke, da, die österreichische Zollgrenze, der Führer passiert sie, ist in Österreich, in seiner Vaterstadt Braunau! Alles hält, und nun wuchtet es auf uns ein, was Worte nicht zu schildern vermögen. Tausende von Armen recken sich dem Führer entgegen. Blumen über Blumen, ein brausendes „Heil", das jeden von uns packt und erstarren läßt, klingt nie vergessend an unser Ohr, harte Arbeitshände strecken sich, zerfurchte Männer- und Frauenantlitze von Tränen überströmt, schluchzend, weinend, es würgt in unseren Kehlen, wir sind wie betäubt. Aufrecht steht der Führer, tief bewegt, jeder will ihm die Hände drücken, danken, danken. Dann spricht er zu seinen Österreichern, atemlose Stille, aufs tiefste erschüttert steht die Menge da, die Not und Qual schwerster Jahre in den Gesichtern, von tiefster Ergriffenheit erleuchtet, und hört den Dank des Führers. Dann bricht die Begeisterung abermals Bahn, nur schrittweise erfolgt die Weiterfahrt, der Menschenstrom läuft mit, und wieder Blumen, Blumen, die Straße, die Wagen ein Blumenmeer. Die Häuser ein Fahnen- und Flaggenwald, das schwarze Hakenkreuz auf rotem Grund, so lassen wir Braunau hinter uns. Wir können nicht sprechen, die Eindrücke sind zu tief und gewaltig. Die freie Straße nimmt uns auf. Auf den Feldern und Wiesen arbeitende Männer, Frauen und Kinder. Kaum naht der Führer, da fliegen ihm die Hände entgegen, ein „Heil" tönt herüber, alles läuft dem Wagen zu. Wir fragen uns: Kam dieser Umbruch erst heute? Nein, er war da, heute flammte er befreit auf, denn all diese auf den Feldern wußten nichts von der Ankunft des Führers, sie sahen ihn und die unterdrückte Flamme schlug hoch! Ich sah keinen, der nicht den deutschen Gruß dem Führer bot, keinen, der nicht jubelte und den Befreier grüßte, welch eine Schuld trifft seine Unterdrücker!

Die Felder, an denen wir vorüberkommen, sind vielfach nicht bestellt, große Flächen liegen brach, trotzdem der Boden gut und schwer erscheint. Diese Verfallserscheinung muß seinen Grund haben. Die Dörfer machen einen heruntergewohnten Eindruck, Neubauten fehlen. Die Straße ist nach unseren Begriffen schlecht, und wo mal eine Neuaufschüttung vorgenommen, wie Tünche wirkt sie, da prahlt ein großes Schild „Bundesregierung baut auf"! Wir lächeln, ein Glück, daß dieser „Aufbau" nun beendet ist. Die Orte, welche wir nun durchfahren, müssen in Kürze Kenntnis vom

Anmarsch des Führers erhalten haben, sie sind mitten in den Willkommenvorbereitungen. Eilig hergestellte Transparente grüßen: „Heil unserem Führer in Österreich-Deutschland", Hakenkreuzflaggen, selbst genäht, winken; wo mögen unsere österreichischen Volksgenossen diese nur so schnell hergezaubert haben? Die Männer unseres Verbandes sind wie umgewandelt, sie winken, rufen, strahlen. Selbst der ruhigste Pommer gebärdet sich wie ein Rheinländer! Aus den Türmen der Panzerspähwagen zwängt sich die ganze Besatzung, ein Wunder, daß der Fahrer hinter seiner Lucke die Begeisterung dämmt. Da sehen wir plötzlich auf freiem Felde deutsche Stahlhelme auftauchen, Gewehre heben sich gegen den Horizont ab, und da halbrechts an der Vormarschstraße stehen ebenfalls Uniformierte. Nanu, das sind doch keine deutschen Uniformen? Wir werden plötzlich sachlich, scharf den Trupp im Auge behalten, wir kommen näher, richtig, österreichische Bundessoldaten. Da ist auch schon der Führerwagen in ihrer Höhe, sie fahren zusammen, Blickwendung nach links, der Führer grüßt, wir fahren vorbei und sehen in staunend aufgerissene Augen, erfassen mit kurzem Blick Haltung und Bewaffnung, ja, ihre Überraschung können wir verstehen, und wie ich zu dem Trupp zurückschaue, sehe ich auffälliges Grinsen unserer Männer. Im folgenden Ort stehen mehrere Kompanien österreichischer Bundestruppen, sie präsentieren bei Ankunft des Führers. Großes Gedränge läßt die Kolonne halten und da braust die Begeisterung dem Führer entgegen, alles will ihm die Hände schütteln, jemand hält eine hinreißende Ansprache, die „Heil-Rufe" übertönen alles. Ich frage schnell einen Bundessoldaten nach dem Grund ihres Hierseins und erfahre, sie hätten Mobilmachungsübung. Gegen wen? Er lächelt verlegen. Schon fahren wir wieder an, bald taucht das erleuchtete Linz auf, denn es ist Abend geworden. Ein Fieseler „Storch" schwebt über uns, um dann nach Linz vorauszufliegen. Die Menschenmenge verdichtet sich von Minute zu Minute, ein Spalier von begeisternd winkenden Menschen, ein orkanisch an- und abschwellendes „Heil-Rufen" begleitet uns. Je mehr wir nach Linz hineinfahren, um so mitreißender wird die Stimmung. Linz erlebt seinen größten Tag, den größten Begeisterungssturm seiner Geschichte. Ein Flaggenmeer die Straßen, Kopf an Kopf, die Arme dem Führer entgegengestreckt, die Menge, die Tausende und Abertausende in unbeschreiblichem Jubel, das kurze „Sieg-Heil" braust und hämmert, alles übertönend. Der Führer kann sich nur schrittweise dem größten Platz der Stadt nähern, da, ein Weiterfahren unmöglich, der Führer hält, ein Jauchzen um ihn ohne Ende. Noch stehen unsere

Fahrzeuge nicht, als wir kaum noch wissen, wie uns geschieht. Wir werden förmlich aus dem Wagen gerissen, „Heil Befreier", so schallt es, man umarmt uns mit tränenden Augen und dann wieder Blumen, Blumen. Wir glauben zu träumen, die Sinne können es kaum fassen, womit haben wir dies alles verdient? Unzählige Fragen stürmen auf uns ein, wo wir herkämen, ob wir Hunger hätten, ob der Führer bei ihnen bliebe, so schwirrt es durcheinander. Kinder werden uns in die Fahrzeuge gereicht, Blumensträuße in den Händen. Mit vor Erregung zitternder Stimme schildert ein arbeitsloser Fabrikarbeiter die Zustände. Wir hören von einer unendlichen Leidenskette all derer, die sich zum Nationalsozialismus bekannten, seine zwei Söhne verhaftet, irgendwo in den Kerkern, er selbst ohne Arbeit und Brot, sein Gesicht spricht mehr als seine Worte. Und nun hat alle Qual ein Ende, sie können es kaum fassen, zu lange haben sie gelitten, und er betastet unsere Uniformen, ja, er glaube immer noch zu träumen! Langsam kommen wir weiter, anfahren, halten, automatisch nimmt das Gehirn die unvergeßlichen Eindrücke auf, dann sind wir hinter dem Quartier des Führers hart an der Donau auf unseren Parkplätzen. Seltsam, 30 Stunden haben wir kaum etwas gegessen, kein Auge zugemacht, über 1000 km gefahren, doch Hunger und Müdigkeit spürt keiner. Die Wache vor dem Führerportal wird eingeteilt, so straff sah ich die Männer noch nie auf Doppelposten, und die Griffe knallen, als wären sie jahrelang nur für diesen Zweck geübt. Unentwegt schwellen die Sprechchöre orkanisch an, den Führer immer von neuem auf den Balkon rufend, um dann in nicht endenwollendem Jubel auszuklingen, wenn der Führer sich zeigt. Die Mitternacht ist vorüber, wir können an Ruhe denken, und mit uns Deutsch-Österreich, dessen Heimkehr ins Reich wir miterleben durften mit heißem Herzen an der Seite des Führers.

Uns ruft die Ostmark

von Gefr. Günter Wüster, Lindau i. Bodensee

Alarm!

Alarm! Grell schrillt die Pfeife durch den Kompaniebereich. Alarm! Türen werden aufgerissen, jemand schreit es in die nächtliche Dunkelheit des Raumes 105. Mit einem Satz bin ich aus dem Bett. Alarm? Was ist los?

Etwas Ernstes? Doch nein, das kommt zu plötzlich. Karl, mein Nachbar, schaut mich aus verschlafenen Augen an. Sind wir wach? Einer fragt nach der Uhr, es ist $^1/_2$1.

Ich stürze in die Uniform. Draußen flucht es: verdammt, schon wieder Probealarm! Er trauert um seine Bettruhe. Was ist das nächste? Die Tornister packen, feldmarschmäßig. Fieberhafte Hast liegt über der ganzen Kaserne.

Kurze Zeit später tritt die Kompanie an. Das Gepäck wird nachgeprüft. Natürlich stimmt alles, das macht die Übung. Man raunt, daß der Hauptfeldwebel das Bett noch gar nicht gesehen hat in dieser Nacht. Es soll eine Besprechung stattgefunden haben. Vermutungen, Gerüchte tauchen auf, verschwinden, schweben gefahrdrohenden Gewitterwolken gleich über uns. In Österreich soll es nicht stimmen, einzelne Drahtnachrichten sind durchgekommen. Alles ist unklar.

Wir müssen kastenweise scharfe Munition gurten. Die Maschinengewehre werden ausgegeben. Geschäftige Hände eilen über den Tisch. Freiwillige Berichterstatter horchen in der Kantine auf genaue Meldungen. Die Mienen sind gespannt. Es ist nicht wie gewöhnlich, jeder fühlt es, die Luft schwirrt von dunklen Ahnungen. Aber diese Ungewißheit zerrt an den Nerven. Wenn doch endlich die Entscheidung fallen wollte über ein klares Ja oder Nein! – Erkennungsmarken werden ausgegeben. Also: Ja!

Über die dunklen Wasser des Bodensees wirft die Dämmerung einen grauen Schein. Der kalte Märzwind schlägt die unruhigen Wellen klatschend gegen die Ufermauer. Gespenstig recken sich die schwarzen Silhouetten der Berge unheimlich drückend gen Himmel. Noch ruhig und sorglos schläft die Stadt. Sie ahnt nichts vom hastigen Treiben hinter unsern Fenstern, an denen schwarze Tafeln den Lichtstrahl hemmen.

Bangenden Herzens sitzen wir hinter den Lautsprechern, ahnen dumpf die geschichtlich große Entscheidung der Stunde. Wartende Augen, gefurchte Stirnen nehmen Wort für Wort auf: Seyß-Inquart spricht. Uns erfüllt die Offenbarung: ein Volk verlangt heim, die alles zerreißende Kraft gemeinsamen Blutes sprengt Fesseln und Verträge, überrennt den Terror mit unheimlicher Gewalt. Noch einmal zieht schemenhaft der beispiellose Verrat Schuschniggs, der offene Bruch seiner Verpflichtungen vorüber. Wir können kein Verständnis aufbringen für derartige Wege der Diplomatie.

Wie aber bricht sich die Begeisterung Bahn, als der Führer die Entsendung deutscher Truppen nach Österreich befiehlt. Jetzt wissen wir es,

der Sieg ist unser, mutig und entschlossen herbeigeführt durch den Willen der genialen Führerpersönlichkeit.

Und doch sind wir nicht befriedigt. Dürfen wir dabei sein? Wann geht es los? Die Stunden schleichen dahin. Seit den frühen Morgenstunden schon überschreiten Truppen ununterbrochen die Grenze. Wir sitzen noch hier!

Doch am Nachmittag kommt der Befehl, der uns ruft. Der Kommandeur hält uns die Abschiedsrede. Nun steht es fest, es geht los, noch heute, in dieser Nacht.

Manchem steigt ein beklemmendes Gefühl hoch. Was mag uns erwarten? Begeisterung und Freude eines heimgefundenen Volkes, Widerstände Moskauer Elemente? Nein, das kann nicht sein. Dann wären wir jahrelang falsch unterrichtet worden. Ich schreibe noch einen Brief nach Hause.

Uns grüßt Wien

Es denkt niemand an Schlaf. Um 2 Uhr geht der Transport. Vom schweren Gleichschritt hallt das Straßenpflaster, als wir um Mitternacht Lindau Lebewohl sagen. Die Bewohner entbieten uns den letzten Gruß. Für wie lange? Nicht fragen, wir holen unsere Brüder heim.

Der Zug rast dem Morgen entgegen. Das Gepäck liegt gut verstaut unter den Bänken. Zwei Maschinengewehre auf offenem Wagen sichern die Fahrt. Fahler Schein dringt durch die Türritzen, Nachtkälte jagt ein Fröstеln über unsere Körper. Das schwerfällige und eintönige Geratter der Güterwagen übermannt unsere ermüdeten Glieder, singt laut einen harten Schlafgesang. Manchem fallen die Augen zu.

Der Abend bricht herein. Der Zug nähert sich der Grenze. Die schneebedeckten Berge begrüßen uns, erinnern mich in ihrer überwältigenden Größe an die Unscheinbarkeit des Menschen. Und doch haben Menschen sie bezwungen. Wir tragen geschichtliche Erhabenheit.

Um 8 Uhr ist Salzburg erreicht. Unheimlich ruhig, verlassen liegt der Bahnsteig. Mich überläuft es kalt. Rastlos faucht die Maschine. Die zweite Nacht. Um die Gipfel heult der Schneesturm. Weiße Wolkenfetzen jagen durch das Tal. Verschneite Dörfchen hinter steilem Abhang zeigen friedliche Sonntagsruhe. Unser Kurs, Wien, erfüllt uns mit Stolz.

Es wird Montag mittag. Längst haben wir die Türen weit geöffnet. Am Wege winken glückliche Menschen uns zu.

Wien-Westbahnhof. Wir sind da! Hurra! Den ersten Empfang entbietet uns die Jugend. Ich zünde mir die erste österreichische Zigarette an.

Das Mittagessen stärkt uns. Stahlhelm auf! Wir marschieren in Wien ein und – sind überrascht! Ein einziges Flaggenmeer ist unser Willkommengruß. Lachende, fröhliche, zuversichtliche Menschen gehen mit uns Seite an Seite, schenken uns Schokolade, Zigaretten. Lastwagen-Kolonnen durchfahren die Straßen. Auf ihnen uniformierte Jugend im sauberen weißen Hemd. Begeisternd, überwältigend klingt es an unser Ohr: Ein Volk, ein Reich, ein Führer, wieder und immer wieder im Chor gleichgestimmter, jubelnder Herzen. Es ist wie ein einziger Schwur. Mir werden die Augen feucht.

Woher tauchen über Nacht die vielen Fahnen auf? Seit langem halten sie, die gestern noch Kämpfer waren, sie verborgen in versteckten Winkeln bereit für diese Stunde, die kommen mußte, damit sich das Schicksal erfülle. In manchen Orten haben die Schulkinder sie heimlich genäht.

Es dämmert bereits, als wir unser Quartier erreichen, ein kleines Bauerndorf vor den Toren der Hauptstadt. Auch hier dasselbe Bild, alles hat sich zum Empfang eingefunden. Es herrscht ein Begrüßungsjubel um uns.

Erschöpft fallen wir nach Herrichten des Lagers ins Stroh. Die Ruhe, sie tut wohl.

Parade vor dem Führer

Trrr – das ist die Pfeife. Ich fahre hoch, Finsternis umhüllt mich... und schon aufstehen? Was gibt es denn nun schon wieder? Eine eiskalte Brunnendusche erfrischt mich. Beim Frühstück wird unsere Neugierde befriedigt: der Führer ist in Wien, heute ist große Parade und wir sind dabei. Verschwunden ist mit einem Schlage der Schlaf, die Augen leuchten. Das bedeutet Krönung unseres Soldatenlebens.

Als hätten wir nie in Alarmbereitschaft gelegen, frisch und stolz stampfen wir eine Stunde später die festgefrorene Straße. 18 km nach Wien? Lächerlich, eine Kleinigkeit. Die Müdigkeit? Verflogen, ausgewischt, dafür ist jetzt keine Zeit.

Unzählige Menschen harren schon seit der frühen Morgenstunden. Wir passieren den Uferkai, biegen ein in den Schottenring. Es ist ein Frühlingstag mitten im winterlichen März. Auf hartem Straßenpflaster haben wir unser Lager aufgeschlagen, der Tornister ist bequeme Sitzgelegenheit. Aus-

gezeichnet schmeckt heute das Kommißbrot. Rings um die Straße staut sich die Menge, die uns in ihr Herz geschlossen hat. Besonders die Jugend fühlt sich wohl zwischen uns. Wir werden mit Fragen bestürmt, sind Gegenstand lebhaftesten Interesses. Und wieder Zigaretten, Süßigkeiten. Es ist ein Fest inmitten der Stadt. Lachen und frohe Worte ertönen aus Mienen, die noch die Sorge von gestern spiegeln. Der erste Gruß geht nach Hause, geschrieben auf dem Schottenring. Er trägt den Frühling, das Erwachen. Werden die Eltern staunen!

Es donnert über den Dächern Wiens. Die Menschenmenge sucht den Himmel ab, der inmitten der großen Häuserblocks nur einen schmalen, aber um so klareren Ausschnitt zeigt. Im nächsten Augenblick tauchen auf azurblauem Grund Staffeln auf, glitzernde Leiber in mustergültiger Ordnung, die Luftwaffe. Die Massen schauerts vor der gewaltigen Wucht ihrer Erscheinung. Keine Miene rührt sich, kein Laut ist vernehmbar, Stille ringsumher, Ergriffenheit..., und über unseren Köpfen ziehen mit tosendem Gebrüll die Hüter der Luft vorüber. In diesen Minuten überkommt die Menge ein Wissen um das, was sie längst geahnt, erwartet haben: das ist die Macht, die den Frieden garantiert, das ist die Sicherheit und Geborgenheit einer großen Nation. Die Augen glänzen wie die Sonne über dem lachenden Wien.

Da geht ein Flüstern durch die Reihen. Eichenlaubgeschmückte Stahlhelme blitzen durch die Lücken. Ich arbeite mich durch, vor mir entsteht ein sauberes Bild: in tadelloser Richtung marschiert ein Bataillon in glanzvoller Uniform vorüber. An ihrer rechten Brustseite tragen sie bereits das Hoheitszeichen. Kameraden der geeinten Wehrmacht. Auch sie führen stolz die Tradition soldatischer Größe.

In Zugkolonne treten wir an. Ein letzter prüfender Blick gleitet über den Anzug. Dumpf hallt das Echo des Gleichtaktes unserer Schritte. Rechts und links Menschen, sie erheben die Hände, grüßen freudig die Wehrmacht, die nun auch die ihre ist, Menschen in unübersehbarer Zahl. Sie schwenken Fähnchen, von allen Häuserfronten, von jedem Dache flattern die Zeichen Großdeutschlands. Kopf an Kopf stehen die Massen. Die Jugend hat sich in den Bäumen eingenistet. Von einer Verkehrstafel lacht uns ein Blondschopf zu.

Aus der Ferne ertönt Musik, kommt langsam näher. Das Pflaster erschwert das Marschieren, erfordert unsere ganze Kraft. Der Schweiß rinnt über Stirn und Wangen. Achtung, rechts der Führer! Zusammenreißen! Kurzer kritischer Blick in die Richtung, der vorletzte Mann leicht vor, jetzt

der erste Posten, raus die Beine, auf die Gewehre drücken. Schwer fällt der Schritt in den Takt des lebhaften Marsches. Augen rechts, Richtung ist gut, hoch die Köpfe: da steht der Führer, grüßt, sein Blick dringt tief in unsere Seelen. Meine Beine heben sich von selbst, meine Augen sind gebannt, ich sehe nur ihn, als stünde er allein auf erhöhtem Platz, ich bin glücklich.

Wir sind vorbei. Später in der Zeitung las ich, welche Persönlichkeiten an seiner Seite standen, ich habe nur den Führer gesehen.

Jubelnd feiert uns die Menge immer wieder, Beifall dröhnt. Mitten unter ihnen hat ein Panzerwagen Aufstellung genommen, er ist bevölkert mit Jungen und Mädchen. Beneidenswerter Panzerschütze!

Die Füße brennen, das harte Pflaster verfehlt nicht seine Wirkung – über die Hälfte unserer Kompanie besteht aus Reservisten. Jetzt nochmal 18 km. Ich beiße die Zähne zusammen. Nur jetzt keine Schwäche zeigen. Jeder Schritt ist ein Nadelstich. Ich schaffe es doch – das gräßliche Pflaster! Doch die Bevölkerung hat vorgesorgt. Auf halber Strecke schickt sie uns Lastwagen entgegen, wir atmen erleichtert auf.

Licht und Schatten

Der nächste Tag gibt uns wohltuende Ruhe. Die Bewohner des kleinen Ortes sind bis zum späten Abend unter uns. Wo wir uns aufhalten, finden auch sie sich ein. Es ist ein Erzählen, ein Fragen und Singen um gemeinsames Erleben, Kameradschaft und Freude.

Am Samstag müssen wir unser Quartier wechseln. Das macht uns traurig. Wir haben sie liebgewonnen, als deren Gäste wir für kurze Tage verwöhnt wurden. Soll das Band zerreißen? Nein, wir werden euch nicht vergessen. Seite an Seite nehmen wir Abschied, noch lange begleitet von ihnen, die uns wie Eltern waren.

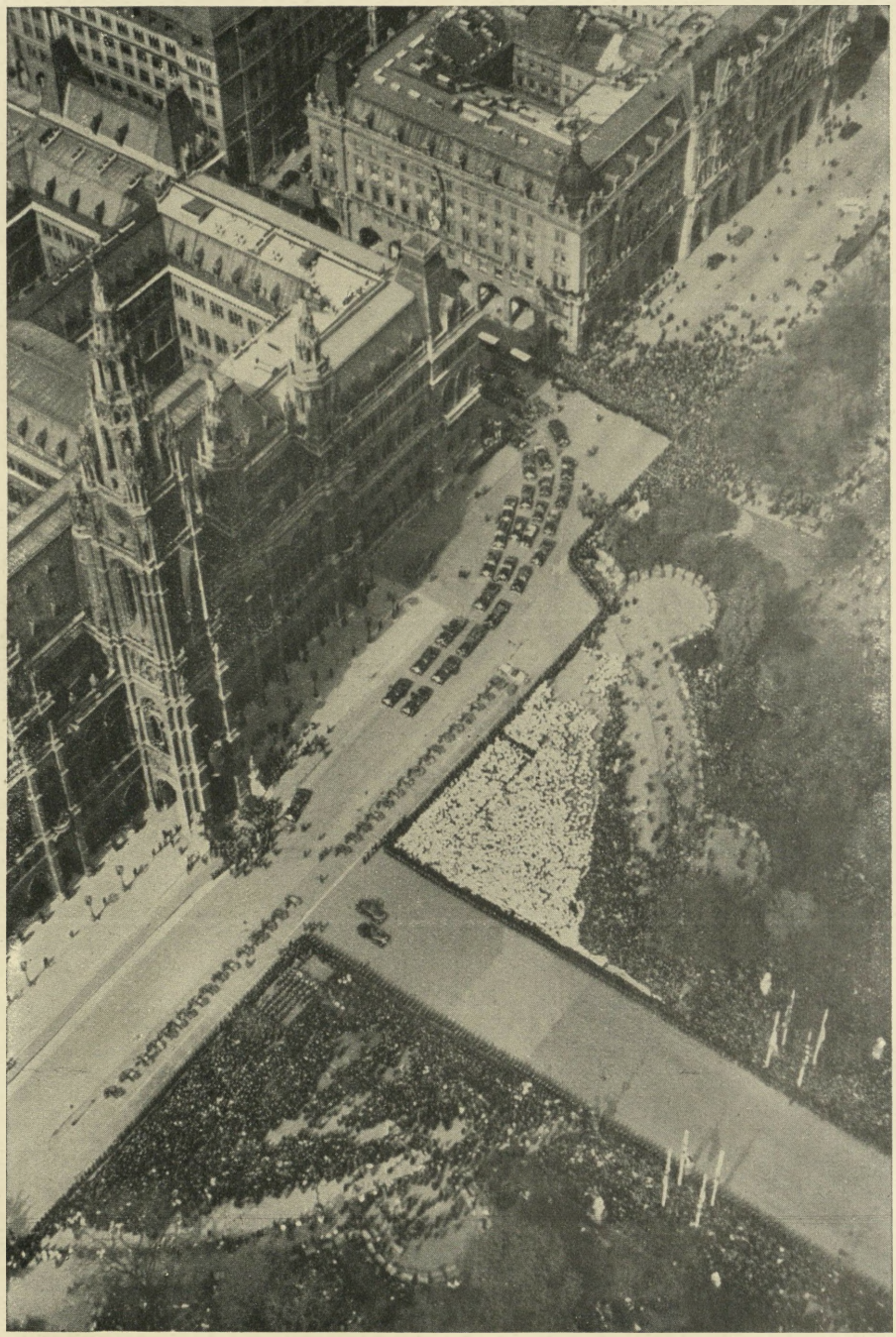
Sinnend ziehen wir unsern Weg. Jeder ist mit sich selbst beschäftigt. Die Straße steigt leicht. Links ein Schild zeigt uns das Ziel: Perchtoldsdorf. Kaum sind wir am Ortsrand, folgt auf kaum vergessenen Abschiedsschmerz neuer Willkommengruß von lachenden Lippen. Und wieder Geschenke, Zigaretten, einen Blumenstrauß für jeden einzelnen, es will gar kein Ende nehmen.

Diesmal beziehen wir frisch gekräftigt unser neues Heim. Man behandelt uns wie eigene Kinder, wir fühlen uns wie zu Hause. Tagsüber beginnt wieder der Dienst. Interessiert schauen uns die Jungen und Alten beim Ge-



Österreichische Regimentsfahne
beim Empfang des Führers in Graz am 3. 4. 38

Photo: Oberjäger Alfred Schuster, Füssen a. Lech



Der Führer betritt am 9. 4. 38 das Wiener Rathaus

Photo: Leutnant Julius Giesmann, Wiener-Neustadt

Freigegeben RLM 40649

ländedienst im Wiener Wald und beim Exerzieren auf grüner Wiese zu. Das ist so ganz anders als bei ihren Truppen. Das ist Härte, Erziehung zu Mut und Entschlossenheit, Grundlagen der Schlagkraft, deren sie Augenzeuge sein konnten am 15. März vor dem Parlament.

Auf den Straßen drückt sich die Jugend. Eine Pest hat sie seit Jahren befallen: die Arbeitslosigkeit. Ein Bild der Verwahrlosung, junge, einsatzfähige Kraft, die sich im Nichtstun übt, läßt unwillkürlich die Erinnerung in mir aufsteigen an unser eigenes Schicksal, als man noch 1932 schrieb.

Das war Wien

Die Stadt hat uns zu einer Besichtigungsfahrt nach Wien eingeladen. Sie sorgt mehr als sie vermag. Meine Quartierleute bieten mir ihr Bett an, sie wollen selbst auf der Bank schlafen. Ich bin ein hartes Lager gewöhnt. Erschüttert fühle ich die unendliche Herzenstiefe unbeeinflußter Charaktere. Deutschland!, dein Begriff umfaßt ein Volk von gewaltigem Stolz, abgrundtiefer Liebe, voll wahrer Seelengröße. Blicke voll Stolz auf deine Söhne, die du nun in deine Arme aufnahmst, sie werden würdige Träger deines Erbes sein!

Unser Feldkücheneſſen schmeckt der Bevölkerung sehr gut. Man sieht ihnen die Armut und den Hunger an. Was mögen sie geduldig ertragen haben all die Jahre unter volksfremder Gewalt, während in ihrer Brust die Macht reinen Blutes ungestüm zum Erwachen drängte?

Heute gibt es Nudelgulasch, das schmeckt auch mir ausgezeichnet. Mein geleertes Kochgeschirr steht vor mir, ich fühle noch Hunger, gehe hinaus. Der Koch schenkt gerade in den Topf eines alten Mütterchens. Sie trägt eine Sackleinwand als Schürze, in ihre Züge grub sich die Sorge und der Kummer. Hinter ihr warten Kinder. Du klagst, flüstert es in mir? Ich bin beschämt. Ich habe keinen Hunger mehr, ich habe die Verzweiflung erlebt. Auch für dich, Mutter, arbeitet der Führer. Über der Dunkelheit dämmert licht ein freudevoller Morgen, den auch du noch erlebst, Mutter!

Wir haben die Walzerstadt gesehen in ihren typischsten Erscheinungen. Wir sahen nicht nur Reichtum, Prunk, Schönheit, Ausgelassenheit, nein, ihr zur Seite standen die Armut, das Elend, der Hunger, die Unmoral und — — die Juden. Wir haben am Heldenmal gemeinsamen gewaltigen Ringens in großen Kriegen gedacht, im Stephansdom dunkles Geheimnis zu ergründen versucht, aber auch vom Riesenrad im Prater eine Stadt über-

schaut, vom Leopoldsberg den Lauf der Donau verfolgt, in Grinzing den köstlichen Heurigen gekostet.

Ein SA.-Mann hat es uns lebendig veranschaulicht. Es standen halbverfallene Arbeiterwohnungen neben Prunkbauten der Finanzaristokratie. Wir erlebten Licht und Nacht nebeneinander in um so krasserem Gegensatz. Und doch lag eine Atmosphäre der Verbundenheit über allem. Von der witterungszerfressenen kahlen Front sowohl als auch vom barockgeschmückten Erker wehte gleich leuchtend das Banner des Reiches, Symbol gemeinschaftlicher Wiedererstehung.

Der Abschied

Seit Tagen schon geht ein Gerücht: am Sonntag soll es wieder fort gehen, endgültig, nach Hause. Am Samstag steht es fest, daß es scheiden heißt.

Der letzte Abend bricht an. Noch einmal sind wir Gäste in Perchtoldsdorf. Unermüdliche Liebe und Begeisterung verzärtelt uns harte Gestalten. Es wird spät heute. Warum muß es auch eine Trennung geben? Vielleicht ist es gut, sonst werden wir am Ende noch zu weich, zu verwöhnt.

Anderntags um 2 Uhr steht das Bataillon zum letzten Vorbeimarsch vor seinem Kommandeur. Die ganze Stadt hat sich wieder eingefunden. Vor dem Rathaus drängt sich die Menge. Jedes Haus zeigt Schmuck. Man überschüttet uns mit einem Blumenregen. Es ist ein Schauen, ein letztes Grüßen um Gesichter, die uns lieb geworden. Mädchen überreichen uns den Abschiedstrunk: zum letzten Male Heurigen.

Ich suche die Straßen ab, suche die eine, die ein Soldatenherz hier zurückbehält. Da kommt sie mir entgegengelaufen, drückt mir einen großen Blumenstrauß in die Hand. Ein blaues Augenpaar schaut mich an, mir ist auf einmal so seltsam. Bist doch weich geworden, alter Junge! Ich halte sie an der Hand. Sei tapfer, kleines Mädel, auch mir fällt es schwer.

Die Musik schmettert unseren Parademarsch. Wir haben Perchtoldsdorf verlassen, am Helm tragen wir den letzten Gruß: Vergißmeinnicht.

Um 20 Uhr rollt der Zug zur Rückfahrt aus dem Wiener Bahnhof. Es ist so still im Wagen. Die Blumen nehme ich mit nach Hause. In schweren Stunden werde ich sie hervorholen. Dann werden sie mir erzählen vom Kampfe eines Volkes, von unsagbarem Leid deutscher Menschen, aber auch von großer Freude und Zuversicht, unermüdlichem Einsatz für den steinigen Weg, den zu gehen das Blut ihnen befahl.

Deutsches Land kehrt heim

von Jakob Baumer, Amberg

Solange es eine deutsche Geschichte gibt, kennen wir die Sehnsucht Deutscher nach einem großen Deutschen Reich, nach dem Zusammenschluß aller Deutschen. Schon ein Hermann der Cherusker träumte von einem großen Reiche aller deutschen Stämme. Jahrhundertelang tobte ein Kampf zwischen „Kleindeutschen" und „Großdeutschen", floß Blut für diese Idee.

Besonders stark kam dieser Kampf zum Ausdruck in der ehemaligen Ostmark des Reiches, in Österreich. Und in den letzten Jahren nahm diese Auseinandersetzung blutige Formen an. Ein heftiger Kampf zwischen Nationalsozialisten, den Großdeutschen und einer fremden Clique, die, nur auf sich selbst bedacht, der kleindeutschen Idee huldigten, entbrannte.

Und was einem Armin, was einem Bismarck nicht gelang, das sollte verwirklicht werden durch den größten Sohn der österreichischen Heimat, den Führer. Ein Kampf, der jahrhundertelang die deutschen Gemüter erregte, hat damit ein Ende gefunden.

Die deutsche wiedererstandene Wehrmacht sollte der Vollstrecker des Willens des Führers sein.

Ein Tag wie jeder andere ist für uns zu Ende gegangen. Es ist bereits 11 Uhr nachts... Ruhe ist schon längst eingekehrt in den Kasernen. Grell schellt auf einmal die Alarmglocke durch den Bau. Verdutzte Gesichter springen aus den Klappen. Rufe hallen durch die Gänge: „Alarm! Alarm!" Was wird wieder los sein??... Blinder Alarm?! Vielleicht eine Nachtübung! Ein Nachtmarsch!

Im Nu stehen wir am Appellplatz. „Alles feldmarschmäßig fertigmachen! Sachen einliefern!" Sollte doch mehr los sein, als eine gewöhnliche Übung?... Wir raten, überlegen hin und her. Kommen zu keiner richtigen Lösung. Gerüchte gehen um...

Auf einmal geht es von Mund zu Mund: Es sei Ernst. Wir können es nicht glauben. Schon läßt uns der Chef zu sich rufen: „Kameraden! Wir haben Ernstfall! Wahrscheinlich geht es nach Österreich! Wir wollen hoffen, daß es zu keinem zweiten 1866 kommt. Aber wenn es sein muß, werden wir unseren Mann stehen. Wenn der Führer befiehlt, werden wir folgen!"

Ernstfall! Krieg!... Was birgt dieses Wort nicht alles in sich?... Vergessen, was war! Scheiden von allem, was einem lieb geworden! Kämpfen! Bluten und... sterben...! Seltsame Gedanken bewegen uns junge

Rekruten: Kaum ein paar Monate beim Militär, kaum die Rekrutenbesichtigung vorüber und schon soll es los gehen, sollen wir unsere Feuertaufe als Soldaten bestehen.

Wir denken an zu Hause, an all' unsere Lieben, an Vater, Mutter, Geschwister... Sie ahnen nichts davon! Doch schnell sind die Gedanken verflogen. Es muß sein!

Noch viel Arbeit wartet auf uns. Die letzten Vorbereitungen zum „Kriege" müssen getroffen werden. Wie in einem Ameisenhaufen geht es zu auf dem Kasernenhof. Ordonnanzen kommen und gehen, Motoren rattern. Luftschutz wird vorbereitet. Die Fahrzeuge werden beladen, Sachen gepackt. Bauern bringen ihre Pferde. Reservisten treten an. In wenigen Stunden steht das Regiment kriegsbereit. Doch noch war es nicht so weit. Erst am späten Nachmittag verlassen wir unsere Kasernen. Werden wir die uns vertrauten Räume wiedersehen?... Mit klingendem Spiel nehmen wir Abschied von unserer Garnisonstadt Amberg. Werden wir in nächster Zeit hier wieder einziehen können? Als Sieger?... Mancher Abschiedsgruß und manche Träne der Amberger begleitet die scheidenden Soldaten zum Verladebahnhof.

„Kehr ich nicht mehr zurück, was ist dabei, wenn nur mein Vaterland, mein Deutschland frei..." So dringt ein Lied aus jungen Soldatenkehlen, als im Dunkel der Nacht der Zug abrollt, nach Südosten..., irgendwohin... „Wir sehn uns wieder, mein Bayerland, wir sehn uns wieder am Donaustrand..."

Als der Morgen dämmert, kommen wir in Passau, der Dreiflüssestadt, an. Morgenkostausgabe... Wir wissen immer noch nicht, was gespielt wird. Es geht nun vorwärts! Verdutzte Gesichter und verwunderte Blicke begleiten uns auf dem Marsche durch Passau. Bald war Passau aus dem Schlafe geweckt. Nun erst wissen wir genau: Es geht nach Österreich. Wir erfahren nun, in Österreich wäre Schuschnigg abgedankt, nationale Männer wären an der Regierung.

Das Regiment stellt sich zum Einmarsch bereit. Wir denken immer noch an einen gewaltsamen Einmarsch. Stundenlang stehen wir, hart an der alten deutschen Reichsgrenze, zum Äußersten bereit. Menschen, Österreicher, kommen über die Grenze, rufen uns ein freudiges „Heil Hitler" zu. Wir fragen sie: „Wie steht es in Österreich?" „Gut! Gut!" geben sie uns zur Antwort.

Auf einmal ziehen über uns Geschwader auf Geschwader der stolzen deut-

schen Luftwaffe hinweg, in Richtung der Hauptstadt der Ostmark. Nun wird es auch für uns nicht mehr lange dauern. Voll Spannung und Erwartung harren wir der Dinge, die da kommen sollen!

11.00 Uhr! Endlich kommt auch für uns der Befehl zum Einmarsch nach Deutsch-Österreich. Die Würfel sind gefallen! Die Schlagbäume heben sich. Deutsche Truppen überschreiten die deutsche Reichsgrenze. Die eiserne zehnte Division der Bayerischen Ostmark betritt den Boden der alten Ostmark des Reiches; nicht als Eroberer, nein als Befreier. Wir ziehen ein in ein blutendes, nun befreites deutsches Land.

Wir können es nicht fassen! Wir glaubten mit Kugeln empfangen zu werden. Und nun sollten wir einziehen, umjubelt und begeistert begrüßt von einer überglücklichen Bevölkerung. Mit dem Marschtritt der deutschen Truppen wird eine unselige Grenze niedergerissen, die Volk von Volk getrennt hat, wird eine Sehnsucht gestillt, die jahrhundertelang in den Herzen von Millionen deutscher Menschen gebrannt hat, wofür Millionen im großen Kriege gekämpft und geblutet haben. Und nun sollte die junge deutsche Wehrmacht das verwirklichen, wofür eine alte ruhmreiche Armee gestritten hat...

Unaufhörlich, in langen, grauen Kolonnen, ziehen auf allen Straßen, in endlosen Reihen, deutsche Truppen durch nunmehr deutsches Land. Rüstig schreiten die Kolonnen vorwärts! Ein großes Marschziel liegt am ersten Tage vor uns: Etwa 60–70 km sind zu marschieren. Doch wir vergessen die lange Strecke über dem Jubel und dem Empfang unserer österreichischen Brüder. Vorbei ist der Klassenkampf, der vor ein paar Stunden noch getobt. Heute stehen sie alle an den Straßen, ob Arbeiter, ob Bauer, ob Beamter, ob Soldat, um die Befreier zu empfangen. Heute denkt niemand an eine Arbeit – wenn sie überhaupt noch eine haben –. Heute ist Feiertag! Die Geburtsstunde des Großdeutschen Reiches!

Es wird Abend... Flammenzeichen, Freudenfeuer leuchten von den heimatlichen Bergen, künden's hinaus in alle Lande: Die Ostmark ist befreit! Ein Volk kehrt heim!

Wir ziehen weiter unseren Weg! Doch als wir spät abends durch Dörfer, Ortschaften kommen und weitermarschieren, da bitten die Leute uns, doch zu bleiben: „Bleibt bei uns! Wir haben so lange gewartet! Nun wollt ihr schon wieder weiterziehen! Wir möchten doch auch so gerne unsere Befreier eine Nacht bei uns haben!" Aber unser Marschziel ist noch nicht erreicht. Weiter und weiter geht's ins österreichische Land.

50 km liegen hinter uns! Noch kein Ende! Wir spüren's allmählich in den Füßen. Jeder hat Blasen, Wunden an seinen Füßen. Doch keiner läßt sich's anmerken. Wollen doch alle einziehen ins befreite Land.

Gegen 22.00 Uhr rücken wir in unser erstes Quartier. Neumarkt! Vergessen sind die Blasen und die Müdigkeit! Wir singen aus voller Brust: „Wir werden weitermarschieren, wenn alles in Scherben fällt; denn heute da hört uns Deutschland und morgen die ganze Welt." Ein Jubel und eine Begeisterung bricht los, die nicht zu beschreiben sind. Die Heil- und Jubelrufe übertönen unseren Gesang. Und auch wir stimmen dann mit ein in den gemeinsamen Dank an den Führer.

Hände greifen in die Reihen, in die marschierenden Kolonnen und drücken unsere Hände. „Weil Ihr nur da seid! Wir danken Euch! Endlich seid Ihr gekommen! Jetzt müßt Ihr hier bleiben für immer! Wir lassen Euch nicht mehr!" Und Tränen rollen über ihre Wangen. Ein feierlicher, ergreifender und unvergeßlicher Augenblick! „Ein Volk, ein Reich, ein Führer" gellt ein Schrei von Tausenden zum nächtlichen Himmel empor. Wir sind aufs tiefste ergriffen! Ein Volk schreit seine jahrelange Sehnsucht, seine Not, sein Elend zum Himmel empor.

So war es überall, wohin wir kamen...

Kaum haben sich die Kolonnen aufgelöst, schnappen sich schon die Quartierleute ihre Soldaten.

Im Quartier... Hier geht's gleich ans Erzählen... Fragen...: „Wie steht es in Deutschland? Ist dies und jenes wahr?" Alle Bedenken, alle Lügen, die ein Schuschniggsystem erfunden, fallen wie ein Kartenhaus zusammen. Die Quartierleute erzählen von vergangenen Tagen. Von den Kämpfen mit dem vergangenen System, von der Arbeitslosigkeit, der Not und dem Elend der österreichischen Heimat! Und wir müssen erzählen von Deutschland und seinem großen Führer. Es ist schon spät... Schnell werden die Füße noch in Ordnung gebracht. Dann ins Bett! Morgen heißt es wieder auf Draht sein! Nicht minder schwere Tage wie der erste stehen uns bevor!

Die erste Nacht im Großdeutschen Reich! Wir schlafen bald. Doch auf den Straßen sind bis spät in die Morgenstunden noch die Menschen. Für sie gibt es heute kein Schlafen! Die Freude ist zu groß!

In aller Frühe geht es dann wieder weiter nach Osten. Ein neuer Triumpfmarsch beginnt. Wie gestern stehen auch heute wieder jubelnde Menschen an den Straßen mit Gaben aller Art. In einem kleinen Dorfe

machen wir Mittag. Die Dorfschönen bringen Waschkörbe voll der feinsten Sachen. Wir können es beim besten Willen nicht alles unterbringen, geschweige denn essen.

Schmerzen an den Füßen... Schnell wieder verbunden, dann geht es wieder weiter. Keiner will zurückbleiben. Denn unser Ziel ist Wien. Wir träumen von einer großen Parade vor dem Führer..., vom Ring, von Grinzing, vom Wiener Prater. Und in unseren Reihen klingen die schönen Wiener Lieder und Walzer auf. „Im Prater blühn wieder die Bäume..." Sie blühen jetzt. Wir kommen gerade recht dazu... Keiner will in Wien fehlen. Wer wollte sich in den großen geschichtlichen Tagen in ein Lazarett legen? Jeder wollte doch selbst mithelfen, das Großdeutsche Reich zu bauen; wenn auch nur als unbekannter Schütze in der großen deutschen Wehrmacht, als Rädchen am großen Rade der Geschichte.

Wir marschieren auf geschichtlichem Boden. Auf der alten Nibelungenstraße ziehen wir nach Osten. Nibelungenfahrt! Wir ziehen vorüber an Schlachtfeldern, die erzählen vom Ringen und den Kämpfen der Ostmark um das Reich, seit dem Bestehen der Mark als Grenzwall gegen Osten.

Von ferne winken die weißen Gipfel der Alpen. Neben uns die schöne blaue Donau. Herrliche Dörfer und Städte, monumentale Klöster und Stifte.

Artillerie, motorisierte Truppen, Panzerwagen rasen an uns vorüber. Unsere stolze Luftwaffe kreist über den marschierenden Truppen. Doch das größere Erleben haben doch wir, die „Sandhasen".

Herrlicher, blauer Himmel leuchtet über uns. Strahlende, warme Märzensonne begleitet uns beim ganzen Marsche bis zum Ende.

Und die Menschen stehen ehrfürchtig, bewundernd mit erhobener Hand an den Straßen, grüßen, jubeln jeder Kolonne, jedem Fahrzeug mit gleicher Freude zu. Alte Leute werden an die Straßen getragen, um den Einzug der deutschen Truppen miterleben zu können. Alles ist auf den Beinen.

Dann abends wieder im Quartier... Erzählen. Fragen... Eine der ersten Fragen ist immer wieder: „Wann kommt der Führer?" Unser Führer sagen sie mit Stolz; denn jetzt gehört er auch ihnen. Wir wissen das natürlich nicht. Brennen ja selbst darauf, ihn auf unserem Triumpfmarsche begrüßen zu können. Stundenlang, tagelang stehen Menschen auf den Straßen, als die Kunde kommt, der Führer wäre auf dem Weg nach Wien.

Wir kommen immer weiter ins österreichische Land. Manche Orte und Städte, die wir auf unserem Marsche berührten, sind uns noch in besonderer

Erinnerung. Neumarkt, Bad Schallerbach, Wallern, Grieskirchen, Marchtrenk, Kleinmünchen, St. Valentin, Melk, Ybbs, Reidling und dann Klosterneuburg.

Nun sind wir endlich am Ziel. Wir stehen vor den Toren Wiens. Ein historischer Marsch von 7 Tagen liegt hinter uns. 350 km österreichisches Land haben wir durchzogen. Haben Oberösterreich, Niederösterreich, die Wachau kennengelernt.

Noch einmal reißen wir unsere müden Glieder zusammen. Ein großer Vorbeimarsch vor dem Regimentskommandeur beschließt den großen Marsch nach Wien.

Und in einem Tagesbefehl des Regimentskommandeurs findet die Leistung des Regiments in den vergangenen Tagen verdiente Anerkennung. Dann Ruhe! Ruhe!...

Klosterneuburg! Wunderschöne Vorstadt Wiens! Mit herrlichem, gewaltigem Klosterstift. Herrliches Strandbad! Schöne Umgebung! Wir steigen hinauf auf den Leopoldsberg, den Kahlenberg; herrliches Panorama Wiens! Wir gehen hinab an die Donau, an das herrliche Strandbad, und dann... kommen wir auch nach Wien.

Wien...! Diese Stadt hat uns auf dem ganzen Marsche schon in ihren Bann gezogen. Das Wien mit seinen alten, schönen Liedern, seinen wunderbaren Walzern. Wir erleben Wien in Grinzing, am Ring, in Schönbrunn und im Prater. Schöne unvergeßliche Stunden. Wenn auch ausländische Zeitungen schreiben, in Wien hätte man in diesen Tagen nicht mehr die Melodien Straußscher Walzer vernommen, sondern nur den Rhythmus preußischer Militärmärsche. Wir haben Wien so erlebt, wie es ist und war. Im Gegenteil! Jetzt war doch dort erst recht die Freude und die Fröhlichkeit zu finden. Denn Wien bleibt Wien...

Dann kam der Abschied von Österreich. Eine große Parade am Ring sollte ihn bilden. Tausende von Menschen umsäumten die Anmarschstraßen. Die ganze Jugend Wiens war auf den Beinen. Tausende Menschen wohnten der Parade selbst bei. Ein Trompetenstoß! Die Parade beginnt. Ich glaube, noch nie haben wir mit solcher Begeisterung einen Paradeschritt gemacht! Der Platz am Ring dröhnt unter dem Schritt der Ostmarkdivision. Ein prachtvolles, militärisches Bild! Tadellos die Haltung, wuchtig der Schritt. Musterhafte Ordnung, prachtvolle Soldaten, vorzügliches Pferdematerial und wohlgepflegte Geräte. So schreibt die Presse. Wir sind stolz darauf. Auch mit Recht. Wien jubelt...

Nun haben wir unsere geschichtliche Mission erfüllt. Wir nehmen Abschied von einem Lande, das wir durch unseren Marsch, durch unsere Leistung, durch unsere Disziplin für den Führer restlos begeistert haben, das uns selbst ein Erleben war, das wir nie mehr vergessen werden.

Ein Volk ist heimgekehrt. Wir haben mitgeholfen. Auch unsere Namen sind mit eingegraben im goldenen Buche der deutschen Geschichte, denn auch wir haben unseren Teil beigetragen zu dem großen Bauwerke des Führers: Großdeutschland.

Großdeutschland ist erstanden! Wir sind stolz darauf! Unsere Arbeit und unser restloser Einsatz gilt auch fernerhin diesem großen Werke und seinem Schöpfer, dem Führer.

Führer befiehl! Wir folgen!

Die alte Dornbirnerin

von Gefr. Siegfried Rieger, Weingarten/Württemberg

März 1938. Einquartierung in Dornbirn im schönen Vorarlberg. Im Nachbarhause wohnt ein altes kleines Mütterchen mit runzligem Gesicht und schneeweißen Haaren. Jeden Nachmittag, wenn ich vom Dienst ins Quartier zurückkehre, sitzt sie auf einer kleinen, rohgezimmerten Gartenbank vor dem alten Häuschen und ruht in der warmen Frühlingssonne aus. Ich grüße sie jedesmal mit dem uns gewohnten, für die Österreicher aber neuen Gruß: „Heil Hitler!" Und ich konnte es dieser lieben Frau nicht übelnehmen, daß sie jedesmal mit dem alten österreichischen „Grüß Gott" antwortete. Doch war ich am dritten Tage nicht wenig überrascht, als sie mir mit ganz ernster Miene über den Zaun zurief: „Ja, wissen's, Herr Soldat, ich bin keine von denen, die gleich die Hand hochheben und „Heil Hitler" schreien! Jetzt bin ich schon 84 Jahre alt und da kann ich nimmer den Gruß ändern!" Lachend trete ich näher und da bestürmt sie mich mit Fragen, daß mir Hören und Sehen vergeht! Sie war der Ansicht, daß wir im Altreich an keinen Gott glauben dürfen, daß es verboten wäre, in die Kirche zu gehen und daß die Kirchen alle verschwinden müßten. Es war mir eine besondere Freude, diese von schlimmsten Hetzern irregeführte Greisin von der Unwahrheit dieser Märchen zu überzeugen. Nun stellte sie noch eine Frage, die mich ge-

radezu verblüffte. „Sagen Sie, ‚Herr Soldat', ist es wahr, daß es im Reich kaum mehr was zu essen gibt, daß das Brot aus Sägemehl gemacht wird und daß Tausende an Hungersnot sterben?"

Statt aller Antwort rief ich einige gerade vorübergehende Kameraden und bat das verblendete Mütterchen, diese frischen Gesichter zu betrachten und etwaige Spuren der „Sägemehlkost" festzustellen! „Wahrhaftiger Gott", rief sie aus, „nein, das sind ja alles gesunde und kräftige Jungens, die sehen ja noch besser aus als die unsrigen!" Lachend zogen wir des Weges.

Drei Wochen später schlägt für uns die Abschiedsstunde. Wir rücken wieder ab in unseren Heimatstandort! Der Abschied von den uns so lieb gewordenen Dornbirnern fällt jedem schwer. Ich gehe noch einmal zu meinem alten Mütterchen in das kleine Häuschen gegenüber und will mich verabschieden! Da sagt sie unter Lachen und Weinen: „Jetzt erst sehe ich ein, daß es ein großes Glück ist, daß wir nun für immer zu einem einzigen großen Volk vereinigt sind und daß der Hitler der von unserem Herrgott gesegnete Führer aller Deutschen ist! Ab heute soll auch mein Gruß ‚Heil Hitler' sein!"

Und wie zur Bekräftigung ihrer Worte ruft sie uns Dahinziehenden noch einige Male den deutschen Gruß zu. Sie konnte sich dieser geschichtlichen Großtat nicht mehr lange erfreuen, 14 Tage später trug man diese brave deutsche Frau zu Grabe! Aber uns Soldaten hat diese alte Dornbirnerin mit ihrem etwas verspäteten Bekenntnis zu unserem Führer eine große Freude gemacht.

Befreiung aus tiefster Not

von Gefr. Trukenbrod, Konstanz

Früh morgens um ½6 Uhr reißt uns das „Aufstehen" des Unteroffiziers vom Dienst aus den Betten. Drei Tage sind wir jetzt in dem herrlichen Vorarlberger Städtchen. Heute geht es ins Gelände. „Großartig" sagen diejenigen, die schon geklettert sind, „schwerer Schlauch" meinen unsere Kameraden aus dem Flachland. In kurzer Zeit steht die Kompanie zum Abmarsch ins Gelände. Ein scharfes Kommando – die Köpfe fliegen mit einem Ruck nach rechts. Unser Kompaniechef begrüßt uns. Ein donnerndes „Heil Herr

Hauptmann!“ rollt über den Hof, dann geht es mit einem flotten Marschlied los durch die Straßen aus dem Städtchen hinaus. Überall fliegen die Fenster auf und frohe Heil-Hitler-Rufe schallen auf uns herab. Mit der Bevölkerung sind wir schon richtig zusammengewachsen, obwohl wir erst so kurze Zeit hier sind. Die Bludenzer sind mächtig stolz auf „ihre“ Soldaten aus Deutschland.

Der Stadtrand ist erreicht, und wir biegen in einen Feldweg ein. Heute wird es wieder einen herrlichen Tag geben. Kein Wölkchen steht am Himmel. Überhaupt meint es der Himmel gut mit uns. Kein Tropfen Regen ist auf unserem ganzen Marsch von Konstanz nach Bludenz gefallen. Ein südlich strahlender Himmel begleitete uns. Ein Blick nach Osten läßt uns die ganze Schönheit eines Sonnenaufganges in dieser herrlichen Alpenwelt erleben. Langsam steigt der Sonnenball feurig rot aus einem rosa wogenden Meer am Horizont empor. Die schnee- und eisgekrönten Häupter der Berge erstrahlen in einem sanften Rosa. Nun trifft der erste Sonnenstrahl voll die Mondspitze, die gerade in unserem Blickpunkt liegt, und wie reinste Brillanten funkeln die ungezählten Schnee- und Eiskristalle auf. Ringsum erglänzen nun die übrigen Gipfel. Geblendet wendet sich das Auge ab von so viel Pracht. Schönes, herrliches Land – Deutsch-Österreich. In diesem Land, das so reich gesegnet ist mit landschaftlichen Schönheiten, können nur glückliche Menschen wohnen, so denkt man unwillkürlich. Und doch ist es so ganz anders. Weltkrieg und jahrelange Mißwirtschaft haben dieses einst blühende Land an den Rand des Abgrundes geführt.

„Kompanie halt!“ erschallt das Kommando. Nun beginnt der Geländedienst. Bald geht es schnaufend und schwitzend an den steilen Hängen auf und ab, und wir bekommen allerhand Achtung vor unseren Kameraden, die bei den Gebirgstruppen ihren Dienst versehen. Doch bald wird eine Raste pause eingelegt.

Nicht weit von unserem Rastplatz entfernt steht ein kleiner Schuppen. Einige Kinder spielen dort. Als sie uns bemerken, kommen sie her zu uns. Nun wird all das Neue bestaunt. Sie sind sehr zutraulich und bald sitzen sie mitten unter uns. Zwei Jungen und ein Mädel im Alter von sieben bis zwölf Jahren. Sie sind ärmlich, aber sauber gekleidet. Sie sehen bleich und schmächtig aus. Die Augen liegen tief in den Höhlen. Diese jungen Gesichtchen sind vom Hunger gezeichnet. Wir bieten ihnen ein Stück von unserem Vesperbrot an. Heißhungrig fallen sie darüber her. Auf die Frage, ob sie immer so frühmorgens zum Spielen hier heraus kämen, antwortet uns

einer der Jungen: „Wir kommen nicht zum Spielen hierher, wir wohnen doch hier!“ Wir trauen unseren Ohren nicht. Wir sehen uns um, aber weit und breit ist kein Haus zu entdecken. Da bezeichnet uns der Junge den Schuppen als ihre Wohnung. Wir können das einfach nicht glauben. Dort in jenem Schuppen können doch keine Menschen wohnen. Wir fragen den Jungen nach seinem Vater. „Vater ist zu Hause – er ist arbeitslos“, ist die Antwort. Hier muß etwas geschehen. Diesen Leuten muß geholfen werden. Sie sollen wissen, daß jetzt auch sie nicht mehr einsam sind, nicht mehr verlassen, daß sie aufgenommen werden in die große deutsche Volksgemeinschaft, in der der eine für den andern sorgt. Wir sind entschlossen, diesen Menschen das zu beweisen. Auf Vorschlag unserer Vorgesetzten veranstalten wir eine Sammlung. Ein recht ansehnlicher Betrag kommt zusammen. Einige Leute werden vom Kompaniechef ausgewählt, die unter Führung eines Leutnants den Betrag überbringen sollen. Von den Kindern lassen wir uns zu dem Schuppen bringen. Sie öffnen uns die Haustüre. Mit einem Blick erfassen wir die Armseligkeit und die Menschenunwürdigkeit dieser Behausung. Dieser vollkommen verrußte Raum ist Küche, Wohn- und Schlafzimmer zugleich. Über dem Herd steht in einem Gestell wenig Geschirr. An der Wand stehen zwei Bettstellen. Erstaunt kommt uns die Frau entgegen. Unser Leutnant bittet sie, als ersten Gruß aus Deutschland diesen Betrag von seiner Wehrmacht zur Linderung ihrer Not entgegenzunehmen. Mit Tränen in den Augen dankt sie uns. Dann bitten wir sie, uns doch einiges zu erzählen, namentlich darüber, wie sie in diese Behausung gelangten. Nun hören wir die Geschichte dieses Ehepaares, die uns tief erschüttert: „Schon vier Jahre ist mein Mann arbeitslos“, so erzählt die Frau. „Als wir die teuere Miete nicht mehr bezahlen konnten, mußten wir hier heraus. Mit unseren drei Kindern bekommen wir wöchentlich vier Schilling Unterstützung. Im Winter frieren wir sehr hier; denn die dünnen Wände bieten fast keinen Schutz gegen die Kälte. Bei Regenwetter regnet es zum Dach herein. Mein Mann macht Schindeln. Aber niemand kauft sie. Sie können mir glauben, es ist nicht leicht hungern zu müssen, aber schlimmer ist es, wenn man die Kinder nicht einmal satt machen kann. Das dreht einem das Herz im Leib herum. Aber jetzt wird ja alles gut, jetzt seid ja ihr gekommen, jetzt gehören wir zu Deutschland, unser großer Führer wird schon helfen.“

Wir bewundern die Tapferkeit dieser Menschen, die in einer Zeit, als ihnen das Notwendigste zum Leben fehlte, der Glaube an Deutschland und

das tiefe Vertrauen in die Tatkraft des Führers aufrecht hielt. Wahrlich, Deutschland kann stolz sein auf diese Menschen, die die Idee unseres Führers im Herzen trugen und allen Gewalttaten und Schikanen einer volksfremden Regierung zum Trotz, die Heimkehr ihrer Heimat in das große deutsche Reich erzwangen.

Einsatz Österreich

von Oberfeldwebel Schmid, Lenggries

Jeder liegt schon auf dem Bauche,
Träumt in selig-süßer Ruh',
Hat nach altgewohntem Brauche
Alle beiden Augen zu.

Plötzlich dringt ins Land der Träume
Nur das eine Wort: „Alarm!"
Und schon hüpfen unsre Beine
Von dem Strohsack, der so warm.

Gleich hinaus um abzudunkeln
(Denn im Dunkeln ist gut munkeln);
Alles rennet, hastet, eilt,
Jeder wird wo eingeteilt.

Die Kammern werden dann gestürmt
Und das Kriegsbeil ausgegraben;
Es wird alles aufgetürmt,
Was man muß im Rucksack haben.

Anzug, Mantel, Zivilschuhe,
Das muß alles in die Truhe;
Drum hinein mit diesem Miste –
Zugenagelt wird die Kiste.

So verrinnet dann die Nacht,
Die nach Gottes weiser Schöpfung
Wohl zum Schlafe ward erdacht –
Nicht zur „Waschpaketverknöpfung".

Und dann stehn nach einer Zeit
Abgehetzt und halb zerschunden
Unsre Jäger marschbereit
In den frühen Morgenstunden.

Ungewaschen – unrasiert
Sind wir trotzdem abmarschiert.
Wir marschierten stundenlang
Mit Musik und mit Gesang.

Durch die stille Jachenau
Zogen sich die Marschkolonnen,
Mancher Kämpfer war schon blau,
Eh' der halbe Tag verronnen.

Mit der letzten Willenskraft
Wurde Wallgau noch genommen,
Wo wir dann durch Gulaschsaft
Wieder sind zu Kraft gekommen.

In eine Scheune –
Hundertneune.
Tief hinein in niedre Streu,
So wurden wir hineingeschichtet,
Teils auf Stroh und teils auf Heu.
Hie und da ein kurzer Brummer,
Bald umfing uns holder Schlummer.

Fünfmal schlug die Turmesuhr,
Als wir aus den Federkissen
– Von Rücksichtnahme keine Spur –
Unsanft wurden 'rausgeschmissen.

Das Gesicht noch voller Schlaf
Haben wir uns eingefunden
Und die Muli – die „so brav" –
In dem Stalle losgebunden.

Aufgesattelt wird mit Mühe –
Jeder von den Stumpen bockt.

Ohne warme Hutzelbrühe
Sind wir nach Tirol gesockt.

Um 8.00 Uhr muß der Schlagbaum fallen,
Das verkündet man uns allen.
Für den historischen Moment
Hätten wir uns bald „derrennt".

Also rückten wir mitnand
Ein im schönen Bruderland,
Wo die Leute allesam
Eh' schon auf uns g'wartet ham.

Aber noch gibt's keine Ruhe
Für die braven Jägersleut';
Wenn auch drücken unsre Schuhe,
Denn nach Innsbruck ist's noch weit.

Und so zogen denn wir Streiter
Auf der Bundesstraße weiter.
Mancher streckte seine Waffen –
Jeder konnt' es halt nicht schaffen.

Darum – hat man hinterg'schaut,
Sah man die, die abgebaut
– Während vorn die andern schwitzen –
Brettlbreit am Wagen sitzen.

Dies bestätigt wie noch nie
Unsre schöne Theorie;
Blasen kriegt man von dem Marsch
An den Füßen und am ....!

Doch die Wen'gen ausgenommen,
Sind wir andern unverdrossen,
Ohne aus dem Schritt zu kommen,
Den Zirler Berg hinabgeschossen.

Schwer der Rucksack,
Leer der Magen,
Nur der Buckel wurde warm,

So zogen wir in diesen Tagen,
Die so kalorienarm
In einer nächtlich schönen Stunde
In Innsbruck eine Ehrenrunde.

Und kamen dafür spät – –
Zur Universität,
Die uns in ihrem Innern
Als Unterkunft sollt dienen.

Es ist einmal im Leben so,
Wir schlafen gut im Haberstroh,
Wenn kein einz'ges Himmelbett
Für uns zur Verfügung steht.

Doch die Tage, sie verfliegen;
Häuslich wird sich eingerichtet,
Abends wird schon ausgestiegen,
Stadt und Land dabei besichtet.

Manches Fräulein, manche Dame
Erfährt jetzt von der „Fühlungnahme",
Die die Wehrmacht unentwegt
Mit dem Volk zu halten pflegt!

Die Leute war'n uns sehr gewogen,
Und da wir nicht weiterzogen,
Begann am Tag (und nachts beim Lieb)
Der normale „Dienstbetrieb".

Wir in Innsbruck kannten bald
Land und Leute auf das beste;
Iselberg und Hungerburg
Sahen öfter uns als Gäste.

In dem schönen Hallenbad
Haben wir uns viel getummelt;
Überhaupt, das muß ich sagen,
Nie die freie Zeit verbummelt.
So gab es schöne Reisemärsche
Zu dem Schießplatz „Thaurer Mur",

Und auf den höchsten Bergesgipfeln
Traf man auch auf unsre Spur.

März, April und halber Mai,
Zehn Wochen waren fast verflossen,
Die mit Schilling eins zu zwei
Wurden reichlich oft begossen;
Denn es gab noch dazumal
Den „Tiroler Spezial".

Trotz der schönen „Einsatz"wochen
In der Universität
Wurde öfter nun besprochen,
Wann's wohl wieder heimwärts geht.

Denn es war doch nun erwiesen,
Daß wir ohne Blutvergießen,
Friedlich und in Einigkeit
Die Ostmark mit dem Reich vereint
Und damit unsern Zweck erfüllt,
Weshalb man uns hat hingestellt.

Amtlich ist's dann eingetroffen,
Was man tat im stillen hoffen,
Alles stand in diesem Wort:
Rücktransport.

Jeder packte seine Socken,
Bald – wir waren ja im Bilde –
Mußte heimatlich Gefilde
Wieder von der Nähe locken.

Und so ist es auch gekommen,
Abschied haben wir genommen,
Zogen singend dann zur Bahn.
Zehn Wochen, sie sind schnell verronnen,
Vieles hat sich angesponnen,
Manches bandelte sich an;
Wird, trotzdem wir heimwärts zogen,
Vielleicht heute noch gepflogen.

Auch jeder weilt mit frohem Sinn
In der schönen Stadt am Inn,
Begeistert denkt ein jeder gleich
An den „Einsatz Österreich".

Verkannte deutsche Soldaten

von Wachtmeister d. Res. Helmut Münzinger, Erlangen

Freude und Stolz empfinde ich jedesmal, wenn ich an jene ereignisreichen Märztage des Einmarsches in Österreich zurückdenke. Wie viele mögen uns wohl damals beneidet haben, daß wir im grauen Rock des Führers Heimat heimholen durften? Denn herrliche Tage waren es, die uns das Schicksal und der Himmel beschert hatten. Daß wir viel erleben durften, versteht sich ganz von selbst, manch heiteres Stückchen und auch manch ernste und erhebende Stunde kommt sicher jedem, der dabei war, in Erinnerung. Ein Erlebnis wird mir und meinen Kameraden, die dabei waren, immer unvergeßlich bleiben und ein stilles Schmunzeln hervorrufen.

Neben vielen anderen Aufrufen und Plakatanschlägen fiel uns damals in Österreich besonders einer der Polizeibehörde auf, worin die Bevölkerung aufgefordert wurde, versteckt gehaltene Waffen unverzüglich abzuliefern. Auch wir wurden von unserem Batteriechef, einem Oberleutnant, besonders hingewiesen, hierauf ein Augenmerk zu haben und auch sonst keine der notwendigen Vorsichtsmaßnahmen außer acht zu lassen. Unsere Batterie war über Passau nach Österreich einmarschiert; schon an der Grenze ein unbeschreiblicher Jubel, der sich in allen Orten wiederholte, die Schulklassen standen jubelnd am Wege, Glocken wurden geläutet und die Bevölkerung drückte uns freudig bewegt die Hände. Leider erfüllte sich unsere Hoffnung, Wien sehen zu dürfen, nicht, sondern wir zogen in langen Tagesmärschen längs der ehemals tschechischen Grenze dahin. Am zweiten Tag unseres Einmarsches kamen wir am späten Nachmittag in ein kleines weltabgelegenes Dörfchen, wo wir für diese Nacht und den kommenden Tag, der als Ruhetag ausersehen war, Quartier finden sollten. Ein kleiner Teil der Batterie mußte in einem weiter abgelegenen Einödhof untergebracht werden, da das Dörfchen für die ganze Batterie zu klein war. Acht Mann, einer unserer Leutnants, die „Mutter der Batterie", unser Ober-

wachtmeister und auch ich mußten noch etwa ½ Stunde reiten, bis wir unser Ziel, einen größeren Bauernhof mit einem zweistöckigen Wohngebäude und einem langen offenen Wagenschuppen, der zum Unterstellen für unsere Pferde gedacht war, erreicht hatten. Rasch waren die Pferde abgesattelt, getränkt und gefüttert und auch wir freuten uns auf eine recht behagliche Schlafstätte. Unser Leutnant und der Oberwachtmeister wurden vom Bauern in seine Wohnstube zu ebener Erde geführt und bekamen hier eine einigermaßen behagliche Ruhestätte. Uns führte der Bauer – oh, wer beschreibt unseren Schreck – auf den Heuboden, unter dem die Pferde standen. Durch die offenen Dachluken pfiff ständig eiskalter Wind herein, und nur wenig Heu zum Zudecken war vorhanden. Die Nacht versprach also selbst für uns harte Krieger nicht besonders angenehm zu werden. Spät abends noch kam unser Oberleutnant, besichtigte auch unsere Unterkunft, und mit Freude stellten wir fest, daß dieselbe seinen Erwartungen auch nicht entsprach. Er erkundigte sich beim Bauern, ob die Leute denn nicht noch im ersten oder zweiten Stock des Wohnhauses untergebracht werden könnten, aber kurzerhand lehnte der Bauer ab: er hätte da oben viel altes Gerümpel, das er jetzt nirgends anderswo unterbringen könnte. Nun – die Nacht ging vorüber, da erzählte der Posten beiläufig, der Bauer hat anscheinend Angst vor uns, denn heute nacht konnte man ihn bald alle Stunden ums Haus schleichen sehen. Was er nur hat? dachten wir alle; da sprach es einer aus: Habt ihr denn das Plakat nicht gelesen, der hat sicher etwas da oben versteckt. Alsbald wurde der Leutnant in Kenntnis dieser Vorfälle und unserer Mutmaßung gesetzt, und er beschloß, der Sache näher auf den Grund zu gehen. Bald hörten wir ihn sich vergnügt mit dem Bauern unterhalten und ihn bitten, ihm doch einmal sein Anwesen zu zeigen. Der Bauer fügte sich und zeigte treu und brav Scheune, Äcker, Wiesen, Schuppen, doch als der Leutnant dann sich auch fürs Haus und seine Stockwerke zu interessieren begann, erklärte er wieder, da gäbe es nichts zu sehen, da sei nur Schmutz und Gerümpel und zog ihn schließlich gar von der Stufe herab. So konnte man ihm nicht beikommen, also wurde es anders versucht. Diesmal zog ihn der Oberwachtmeister in ein Gespräch und lockte ihn in die Stube, und blitzschnell wurde in diesem Augenblick an der Rückwand des Hauses eine Leiter angesetzt, die Fensterläden ausgehängt und eingestiegen. Wir befanden uns in einem großen Vorplatz auf den drei Türen mündeten. Leise wurde die erste geöffnet, sie enthielt alte Spinnräder, Schränke, Bänke, richtig wie der Bauer gesagt, die zweite wurde geöffnet, sie war ganz leer, nun konnte nur

die letzte noch das Geheimnis lüften, und richtig – wir wurden ganz starr, denn vor uns lag eine Räucherkammer voll herrlichster Würste, Schinken, Speck und Fleisch, daß einem das Herz nur so im Leibe lachte. Befriedigt schmunzelnd zogen wir wieder ab; erklärlich, daß der Bauer kein Interesse an einer „Veröffentlichung" seiner Räucherei hatte. – Im Lauf des Tages kam unser Leutnant beiläufig darauf zu sprechen, daß wir starken Verdacht gehabt hätten, mit Waffen usw., daß wir uns aber überzeugt hätten, daß nur Friedenswerkzeuge sich da oben befänden. Der Bauer gestand schließlich verlegen lächelnd seine Sorge um seinen Wurstvorrat ein, denn er hätte noch nie Soldaten untergebracht gehabt und sei außerdem von böswilligen Elementen vor uns gewarnt worden. Da mußten wir herzlich lachen, und daß der Abend mit einem Friedensfest gefeiert wurde, wobei wir alle Kostproben vorgesetzt bekamen, ist für den Bauern als Dank an uns, wie er sich ausdrückte, eine Ehrenpflicht gewesen.

„Vorfall Kundl"

von Leutnant d. Res. Paul Schmidt, Ingolstadt

Wer etwas von Tirol versteht, weiß, daß in Kundl ein guter Tropfen gebraut wird, und weil unser Quartiermacher erst recht etwas davon versteht, hat er unsere 14. Kompanie, als wir im März 1938 ins Inntal einmarschierten, in die dortige große Brauerei gelegt.

Es waren ein paar Rasttage voll eitel Sonnenglast, so recht dazu geschaffen, nach getaner Arbeit einen Pfundsschafkopf anlaufen zu lassen, bei dem das gute Märzenbier keine geringe Rolle spielte.

Was tagsüber davon nicht bezwungen werden konnte, das lief abends in unergründliche Schlünde, wenn die Bauern bei uns saßen und „dischputierten". Es waren viele alte Österreicher dabei, die den großen 14er Krieg mitgemacht hatten, drunten an der Dolomitenfront, in den Bergen Serbiens und dort, wo Rußlands Öden liegen, die keinen Anfang und kein Ende haben. Der „Oberwirt", selbst ein alter Haudegen, stand als Standschützenmajor am Isonzo und auf den Sieben Gemeinden, und wer etwa seine Geschichten nicht glauben wollte, dem konnte der 30,5-cm-Blindgänger erzählen, den er damals mitgebracht hatte und der nun vorm Wirtshauseingang wehrhaft angeschmiedet stand.

„Wo ös nur all de Kanona und de Autos herhabts! Ja, ös Reichsdeutsche, ös seids scho Pfundsbrüada! Und nachher erst der Hitla! Dös is scho der richtige und dazua is er halt doch oana vo uns!“ – Immer wieder kommen wir in all den Gesprächen auf den Einmarsch zu reden, und wir fühlen die Dankbarkeit der so lange gequälten Gebirgler, die unsagbar litten, nur weil sie deutsch dachten und fühlten.

Wieder einmal saßen wir beim Oberwirt. Zum Abschied hatte uns der zünftige Brauereiverwalter eingeladen und sein sorgsam behütetes Urmärzen in rauhen Mengen spendiert. Weit und breit im ganzen Inntal bekannt als „Viech“ und Lautenspieler, sang er heute unermüdlich von Lust und Leid, alles aus der begeisterten Brust eines Tiroler Soldaten. Ja, das war er mit Leib und Seele wie kein zweiter. In Bosnien und in der Herzegowina war er genau so daheim wie in den Karpatenwäldern, und mancher Seufzer der Erinnerung galt den dunkelbraunen Augen der schönen Kinder, die dem Soldaten nun eben einmal und überall gehören.

Hell flutet das Mondlicht in die Stube, als er nach zwei Uhr „leider“ aufbricht, und wir hören ihn im knirschenden Schnee heimzu streben. „Leider“, sagt er, „weil i in der Fruah mitm Zug außi muaß nach Kufstoa; da hams ma alles zammtrunka!“ –

Es dauert nicht lange, da ist er wieder da: „Herr Major, Ihr Postn laßt ma mein Nachtwächta net eini und mi dazua a net! I habn doch gsagt, daß i der Brauereiverwalta bin und habn den Schlüssl a no zoagt! Der Hundling schiaßt, wann i no an Schritt weita hingeh!“ – Was soll das jetzt sein. Selber ein alter Feldwebel, bringt er den Posten nicht so weit, daß er passieren könnte! – Nun geht unser Feldwebel Hofmann mit, ein alter Praktiker, der macht das schon! – Weit davon entfernt!! – Eine gute Viertelstunde später stehen beide in der Türschwelle.

„Herr Major, da ist fast gegenüber von unserem Wacheingang in dem langen Schuppen hinterm Zaun eine Kolonne hinterstellt und der Posten schießt, wenn ich noch einen Schritt nach seinem zweiten „Halt“ mache. Er steht völlig im Schlagschatten des Mondlichtes und geht auch nicht aus seinem Dunkel heraus. Wer er ist und zu wem er gehört, weiß er selbst nicht!“ –

Nun wird die Sache interessant. Der Major, ein Kompanieleutnant und ich gehen vor zum Zaun, ein paar hundert Meter vom Oberwirt weg. –

„Halt, wer da!“ – Wir gehen, in hellstes Mondlicht getaucht, auf dem Weg näher heran.

„Halt oder ich schieß!“ – „Nanu“, sagt der Major, „was soll denn das heißen!“

„Halt oder ich schieß!!“ – Man fühlt das Fertigmachen des Gewehrs. – Der Chef schaut uns an; wir ihn. Eine zerdrückte Virginiaglut fällt in den Schnee.

„Sind Sie doch da drinnen gescheit! Wer sind Sie denn eigentlich?“

„Das weiß ich nicht!“ – „Ja, Sie müssen doch wissen, wer Sie sind! Wer hat Sie denn da hergestellt?“ – „Der Feldwebel der Kolonne!“ –

So langsam stellt sich in diesem „Gespräch über den Zaun“, wobei noch ein paarmal „Halt oder ich schieß!“ eine Rolle spielt, heraus, daß es sich um die leichte Infanteriekolonne unseres Regiments handelt, die spät nachts hier ankam und aufs Geratewohl die freien Brauereischuppen belegte. Der Mann steht hier, bis aus einer ihm unbekannten Wache die Ablösung kommt.

„Nun machen Sie doch endlich auf!“ befiehlt der Major.

„Kommt nicht in Frage. Ich habe den Befehl, hier niemanden hereinzulassen, und es kommt mir auch niemand da herein. Ich bin vier Jahre im Felde gewesen und weiß, was ein Posten zu tun hat!“ – „Wir sind doch hier nicht im Felde!“ – „Das ist mir ganz gleich. Der Posten bin ich, und ich laß niemanden herein!“ –

Der Major wird ärgerlich. Alles Zureden hilft hier nichts.

„Sie sehen doch“, sagt er zu dem Mann im Dunkel, „ich bin Major Ihres Regiments.“

„Das kann ein jeder sagen!“ lautet kurz und bündig die Antwort. – „Ja, glauben Sie denn, daß da nachts einfach ein verkleideter Major hier herumläuft?“ –

„Im Kriege ist alles möglich!“ hallt es aus dem Dunkel. – „Sie sind doch glatt verrückt!! Jetzt machen Sie endlich einmal auf!“ – „Kommt nicht in Frage. Im Felde sind allerhand solche Herren als Spione verkleidet herumgelaufen, das kennt man schon!“

„Ich habe Ihnen doch schon einmal gesagt, daß wir hier doch nicht im Felde, sondern in Kundl, im tiefsten Frieden sind!“ begütigt der Major. Er war dabei näher an den Zaun herangetreten. –

„Halt oder ich schieß!“ klang es bestimmt zurück.

„Dann lasse ich jetzt meine Parkwache antreten, jetzt wird mir die Geschichte doch zu dumm!“ – Auch meine Virginia, der köstliche Nikotinspargel, war ausgebrannt. – Was nun wohl kommen wird? – Die Wache hatte

Feldwebel Hofmann inzwischen alarmiert, und nun marschieren sie, fünf Mann hoch, in Reihe an.

„Sehen Sie jetzt noch immer nicht, was das alles von Ihnen für ein Mist ist?"

Regungslos steht die Wache unter Gewehr. Die nächsten Sekunden entscheiden. Sie entscheiden tatsächlich.

Feldwebel Hofmann, ein „Brocken" von zwei Zentnern, hat urplötzlich zum Sprunge angesetzt; das Holzgatter kracht und splittert, bricht zusammen, und schon steht Hofmann neben dem Landser.

„Und ich hab' recht gehandelt nach meiner Anweisung und ich protestiere gegen die Inhaftnahme!"

Ein Posten von uns zieht einstweilen an seiner Stelle auf.

In unserem Wachlokal wiederholt sich der ganze Auftritt. Der Unentwegte ist unbelehrbar. Schaut gar nicht so wild aus, als er tat. Ein Altbayer, Metzger und Wirt von Beruf, Vater vieler Kinder, ein paar Ordensbänder im Knopfloch am neuen Rock, aus dem sich ein volles Gesicht mit entschlossenen Augen reckt, geziert mit einem festen schwarzen Schnurrbart.

Wir gehen. Jeder mit seinen eigenen Gedanken. Süßer Malzsudgeruch dringt aus den hohen Brauereifenstern heraus.

Am Gatter ein „Gute Nacht, meine Herren, und ein guten Morgen auch!"

„So sollten's alle sein", sagt der Major zu mir und zündet sich eine Memphis an.

„So waren's", sage ich und schaue in den Mond, und eine Winternacht steht auf, wo ich selbst Wache gestanden, drüben im fernen Westen. –

Wöllersdorf-Trutzdorf

von Gefr. Walter Müller, Wöllersdorf

Am 1. April, morgens um 9.00 Uhr, waren wir in Wiener-Neustadt angekommen. Beim Anblick dieser Stadt, der Perle eines gewaltigen Steinfeldes, waren unsere Träume zerronnen; wir waren in die Wirklichkeit zurückgekehrt.

Endlich kam der Augenblick, wo auch für mich das Kommando galt: „Aufgesessen!" Auf einer Zugmaschine brausten wir durch die Straßen von Wiener-Neustadt nach unserer Kaserne, einer ehemaligen Glasfabrik in einem riesigen Fabrikgelände, ungefähr 6 km von Wiener-Neustadt ent-

fernt. Ich sehe heute noch die Bilder vor mir. An allen Straßenecken standen junge Burschen in Gruppen zusammen, die Mütze schief auf dem Ohr, die Hände in den Hosentaschen; ein Symbol der Arbeitslosigkeit, des Elends und der Faulheit.

Unvergeßlich ist mir das Erlebnis beim Eintreffen vor unserer zukünftigen Unterkunft. Es war unmöglich, zu diesem Glaspalast mit dem riesigen Schornstein davor das Wort Kaserne anzuwenden. Um so treffender kennzeichnete ein Spruch, der in großen Buchstaben auf einem Bretterschild prangte, den Wert unseres neuen Heimes und die glänzenden Möglichkeiten unserer Lage. Es stand darauf:

„Schloß Sorgenfrei – Vorkommando auf der Flucht!!!"

Wir haben vor diesem Schild gestanden und ein süß-saueres Gesicht gemacht. Wir wußten nicht, sollten wir lachen oder sollten wir weinen. Ich glaube, viele von uns wären in diesem Augenblick gern wieder auf demselben Weg zurück, auf dem sie gekommen waren.

Ein ehemaliges Gefangenenlager hatten wir ja bezogen, das in ganz Österreich und Deutschland bekannte und verhaßte Konzentrationslager Wöllersdorf. Alles erinnerte noch an diese Zeit. Es schien noch auf uns der Bann dieser, von einem verblendeten Staat verdammten und mißhandelten Menschen zu haften. Wie Gefangene kamen wir uns vor. Zwei verschiedene Bilder bedrückten uns, die in scharfem Gegensatz zueinander standen. Vor unseren Augen ein unüberwindlicher Stacheldrahtzaun, überall um uns die halbverfallenen Hallen und Gebäude, wo schon seit einem Jahrzehnt das Lied der Arbeit verklungen war. Wo früher einmal Maschinen surrten und Tausende von Händen sich regten, um Familien zu ernähren, da schlich jetzt Fäulnis und Moder um und tat sein Werk, das Untergang, Hunger und Jammer hieß. Um alle diese Anlagen ein großes ödes Steinfeld und – in der Ferne die Berge, die reine und strahlende Natur. Die meisten Berge waren in diesen Tagen noch mit Schnee bedeckt. Wir sahen sehnsüchtig nach ihnen aus und ahnten ihre Schönheit. Hätten wir jetzt schon gewußt, welch herrliche Wanderungen wir noch in diese Bergwelt unternehmen würden, ich glaube, viele von uns hätten ihre Verzagtheit, die uns beim Einzug in unsere neue Garnison befallen hatte, aufgegeben und wären zufrieden gewesen.

Da kam der Abend des 2. April, wo ein Teil des Sklavenwerkes dem Erdboden gleichgemacht wurde. Es kam die geschichtliche Stunde, in der das

Anhaltelager Wöllersdorf als sichtbares Zeichen, daß eine neue Zeit begann, niedergebrannt wurde. Ich war so mit einigen Kameraden Zeuge einer gewaltigen Kundgebung und einer großen Stunde. Eine unübersehbare Menschenmenge war gekommen. Alles, was mir vorher schwer auf der Seele gelegen hatte, war in diesem Augenblick wie weggeflogen. Hier standen deutsche Brüder mit einer Vergangenheit, mit einer Lebensgeschichte, die mir kalte Schauer über den Rücken laufen ließ. Man sah es den meisten Gesichtern an, was hinter ihnen lag. Da war unsere Verzagtheit klein und jämmerlich.

Gauleiter Bürckel ließ mit seinen Worten die ganze Leidenszeit dieser gequälten und verlassenen Menschen vor uns erstehen. Aus seinen Worten hörten wir von der Häßlichkeit einer vergangenen Zeit, die Geschichte vom Heldentum freiheitsliebender Menschen und von dem Fluch, der den Namen Wöllersdorf begleitet hatte.

Das Feuer, das in diese Baracken gelegt wurde, war Symbol. Elend und Verzweiflung versanken – ein neuer Glaube und ein neues Leben stiegen sieghaft aus den Flammen empor. Was ich in dieser Stunde mit Kameraden, mit Männern und Frauen unseres Brudervolkes aus allen Ständen und Berufen empfand, mögen die wenigen Zeilen des Gedichtes wiedergeben, das ich als Ausdruck jenes Erlebnisses niederschrieb:

Wöllersdorf=Trutzdorf

Brand des Anhaltelagers

Was glüht durch die Nacht wie Fackel so rot?
Was flackert wie Brand und zuckt und loht?
Es bricht in rauchenden Flammen
Die Zwingburg der Freiheit zusammen.

Was stehen Wolken so schwarz und schwer?
Und ziehen wie Wetter vor uns her?
Die Wolken sind Seufzer und Schmerzen
Aus reinen blutenden Herzen.

Was fliegen Funken weithin übers Land?
Sie wurden geweckt vom Freiheitsbrand,
Und trugen die selige Kunde
Als strahlender Keim in die Runde.

Was brauſt durch die Nacht wie ein heiliger Eid?
Es will der Jubel die neue Zeit
Herab auf die Erde zwingen
Und Dank dem Allmächtigen ſingen.

Die Oſtmark ſteht in Deutſchlands Schutz,
Denn härter als Ketten war Glaube und Trutz.
Dein Name ſoll es beweiſen:
Wöllersdorf-Trutzdorf ſollſt du heißen.

Von dieſem Erlebnis habe ich in den folgenden Wochen gezehrt. Der Name Wöllersdorf hatte einen Ehrenplatz in meinem Herzen erhalten. Wenn wir dann auch noch ſo manches Unangenehme und Harte auf uns nehmen mußten, ſo ſind wir dennoch ſtolz, hier dienen zu dürfen. Hier in dem Stückchen Erde der Oſtmark, wo das größte Elend geherrſcht hat, wo aber jetzt die Auferſtehung auf allen Lebensgebieten beginnt und über das nun die deutſche Wehrmacht, beſonders die Luftwaffe, ihre mächtigen Schwingen hält.

Ein Oſtmärker erlebt die Befreiung

von Gefr. Alfred Stenitschka, Wien

Die letzten Monate des Jahres 1937 brachten uns eine Menge von Abwechſlungen. Ich war im Oktober 1937 als Rekrut in das damalige öſterreichiſche Bundesheer eingetreten. Ich habe damals ſchon viele Kameraden angetroffen, die gleich mir der Idee des Führers gehorchten. Da auf die „Illegalen" beſonders im Heer gut achtgegeben wurde, war die Tätigkeit ſehr behindert. So ging die Jahreswende vorüber, und vielen Oſtmärkern war es Gewißheit, daß mit dem neuen Jahr auch für uns eine neue Zeit eintreten würde. Die nationale Welle griff immer weiter um ſich, die Leute auf der Straße grüßten ſich mit dem Deutſchen Gruß, die Studenten bummelten unter dem Abſingen nationaler Lieder vor der Univerſität, es kamen Geſinnungsgenoſſen dazu, kurz und gut, es gab faſt keinen Tag, an dem nicht die Polizei hatte einſchreiten müſſen. Es waren keine ſchönen Tage, die wir da erlebten, da ſich deutſche Poliziſten, eingedenk ihres Eides, den ſie geleiſtet hatten, mit den deutſchen Brüdern herumbalgten. Ich ſchreibe

diesen Satz deshalb, weil mein Vater auch Polizist ist und weil in jener Zeit viele unter ihnen waren, die sich an solchen Zusammenstößen nicht aktiv beteiligten. In meinen Ohren klingen heute noch die Worte meines Vaters, wenn er vom Dienst nach Hause kam: „Es wird immer unerträglicher, aber es kann nicht mehr lange dauern."

Und dann kam die Zeit unmittelbar vor dem Umbruch. Auch unter uns Soldaten herrschte eine gewisse Nervosität und Gespanntheit, und jeder wußte, daß die Luft ein Pulverfaß sei und daß nur der Funke fehle, dieses Pulver zur Entzündung zu bringen. Es war für uns bestimmt nicht angenehm, wenn in der Kaserne zivile Polizeiangehörige auftauchten, die komischerweise bei unseren Vorgesetzten Durchsuchungen vornahmen, teilweise auch die Bodenbretter lösten, um so nach verbotenem Material zu suchen. Und als sie dann einige von uns wegführten, da hatte auch ich die feste Überzeugung, daß diesen bald wohl Genugtuung geleistet wird. Ich hatte die Rede des Führers gehört und natürlich im Gemeinschaftsempfang die Rede des Bundeskanzlers Schuschnigg. Es muß wohl eine gute Rede in den Augen der damals im Parlament anwesenden VF.-Vertrauensmänner gewesen sein, da diese Rede mit „lebhaftem Beifall" des öfteren unterbrochen wurde. Aber es war wohl das letztemal, daß sie sich alle beisammen fanden.

Es war für uns Soldaten selbstverständlich, daß wir in der Kaserne zurückgehalten wurden und daß wir nur von Gerüchten lebten. Der eine wußte dies, der andere jenes, aber keiner etwas Sicheres. Es gelang uns schließlich, ein einfaches Radiogerät zu beschaffen, mittels dem wir dann die „authentischen amtlichen" Berichte der Regierung mithören konnten. Und dann kam eines Tages jene Nachricht, die Regierung sei zurückgetreten und eine neue nationale Regierung sei gebildet worden. In diesem Augenblick ist bei vielen von uns jenes Pulverfaß zur Entzündung gebracht worden, das uns solange umgeben hat. Wir liefen wie verrückt herum, wußten eigentlich nicht recht, was wir tun sollten, bis wir uns endlich alle am Kasernenhof versammelt hatten und die inzwischen herangeschaffte Hakenkreuzflagge, während sie am Flaggenmast hoch ging, mit einem dreifachen „Sieg-Heil" begrüßten.

Es dauerte auch gar nicht mehr lange und über unseren Köpfen donnerten die ersten deutschen Kampfflugzeuge hinweg, die uns den Gruß des großen Deutschen Reiches brachten. Und als wir dann wieder aus der Kaserne herauskamen, wie sah es da in den Straßen aus. Da sah man wohl noch die letzten Reste einer Verzweiflungstat der damaligen Regierung in

Form von Flugzetteln liegen, die ein Spielball des Windes wurden. Was aber tat die Bevölkerung Wiens? Rein äußerlich schmückten sie die Fenster mit Bildern des Führers, die wohl so manche Familien ganz sicher im Versteck hatten, provisorische Hakenkreuzfähnchen wurden an den Fenstern angebracht, jeder bemühte sich ehrlich, zur Ausschmückung Wiens sein Schärflein beizutragen. Die Leute standen in Gruppen beisammen, und es hat wohl nicht viele gegeben, denen diese Stunden gleichgültig erschienen. Innerlich hatten die Menschen etwas Ausgeglichenes, man sah, wie so viele aufatmeten, man konnte förmlich beobachten, wie hinter die Vergangenheit ein Strich gesetzt wurde und man eine gesunde und glückliche Zukunft herankommen sah. Man sah weiter, wie viele Vermißte plötzlich wieder zum Vorschein kamen, und man sah es ihren blassen Gesichtern an, daß sie wirklich schon längere Zeit der frischen Luft entzogen wurden. Man war so restlos glücklich, endlich nach so langer Zeit wieder frei atmen zu können, den Gefühlen freien Lauf zu lassen, daß das Vergangene bald vergessen war. Auch erinnert man sich nicht allzu gerne an etwas, mit dem man nicht zufrieden war, das einem nur Kummer bereitete, an eine Atmosphäre, in der man nicht gerne lebt. Auch ging alles so Schlag auf Schlag. Die Leute kamen gar nicht recht zur Besinnung, bald gab es da irgend etwas, bald dort. Und als nach einiger Zeit die ersten deutschen Truppen in Wien eintrafen, da strömten wohl viele Leute zu den Zufahrtsstraßen, um die Bringer der deutschen Sicherheit herzlichst in meiner Vaterstadt aufzunehmen. Ich glaube ganz sicher, daß viele Soldaten, die am Einmarsch in die Ostmark beteiligt waren, mit einem schönen Gedenken die Ostmark wieder verlassen haben. Durch die neuartige Uniform bekam das Straßenbild eine ganz neue Umgebung, überall sah man Soldaten aus dem Altreich mit Einheimischen im Gespräch, und dann konnte man immer nur lachende Gesichter bemerken.

Und dann kam der Führer. Ich erinnere mich noch so genau an jenen sonnigen Märztag, an dem der Führer in Wien einzog. Es war ein Empfang, wie ihn Wien noch nicht erlebt hat. Seit den Morgenstunden standen die Leute ausharrend, immer nach der Richtung schauend, aus der der Führer kommen sollte. Lautsprecher vertrieben den wartenden Menschen die Zeit. Sie standen mit Blumen und Fähnchen in den Händen da, um den Führer zu grüßen. Alte Mütter und Frauen warteten ebenso geduldig wie die Jungen und Jüngsten. Es war ein Augenblick, der jung und alt, groß und klein, Mann und Frau gefangenhielt. Jeder einzelne wollte den Führer sehen, wollte ihm die Begrüßung persönlich zujubeln, und doch konnten nur die

den Führer deutlich sehen, die in den vordersten Reihen standen. Für uns Soldaten war in der Stadt ein eigener Raum freigegeben worden, und ich hatte das große Glück, den Führer aus nächster Nähe zum erstenmal persönlich zu sehen. Das war der größte Augenblick in meinem Leben. Wir konnten es kaum glauben, daß etwas, was wir noch in ferner Zukunft glaubten, Wirklichkeit geworden war. Ach wie gerne wollte ich einen Blick aus den Augen des Führers erhaschen. Ich hatte nämlich von einem begeisterten illegalen Nationalsozialisten anläßlich einer Versammlung folgenden Satz gehört: „Wem der Blick des Führers einmal begegnet hat, kann nie wieder loskommen." Und dann die schönen Worte, die er zu uns sprach. Von dem eingehaltenen Versprechen, seine Heimat wieder dem großen deutschen Vaterlande zugeführt zu haben, wo er sich als Sohn dieser seiner Heimat bekennt, da haben wohl viele Leute zum erstenmal Freudentränen geweint.

Uns Soldaten verging die Zeit wie im Fluge. Ich hatte auch damals das große Glück, an dem Verbrüderungstreffen teilzunehmen. Unser Weg ging in die Hauptstadt der Bewegung. Da erinnere ich mich noch sehr gut an einen Augenblick, wo mir die große Tat des Führers so richtig zum Bewußtsein kam, als wir im Zuge die seinerzeitige Grenze durchfuhren. War es für uns Ostmärker doch bei großer Strafe verboten, den Boden des Deutschen Reiches zu betreten, so war es uns als Soldaten überhaupt nicht gestattet. Die Bevölkerung in München bereitete uns einen recht herzlichen Empfang. Wir genossen bei herrlichem Wetter wundervolle Tage. Wir konnten nur Sehen und Staunen. Auch wurden wir in München neu eingekleidet, und angetan mit der nun neuen Uniform ging's wieder nach Wien. Hier zurückgekommen, erlebte ich oft, wenn ich auf der Straße die neue Uniform trug (zu dieser Zeit sah man nur wenige Soldaten die neue Uniform tragen), daß Leute rückwärts halblaut sagten: „Da schau, das ist ein Soldat aus dem Altreich." Ich gestehe ganz ehrlich, daß ich mich über die Verwechslung mächtig gefreut habe.

Es kehrte auch wieder das geregelte Leben zurück, auch bei uns in der Kaserne. Vieles war wohl für uns ungewohnt, doch ging alles sehr gut. Nicht zu lange konnten wir uns einer ruhigen Zeit erfreuen, als am politischen Welthimmel schwarze Wolken auftauchten. Den deutschen Brüdern im Sudetenland erging es ebenso, wenn nicht noch schlechter, als uns zuvor in der Ostmark. Auch hier hat der Führer das so gemeistert, daß ohne Blutvergießen diese deutschen Lande zu uns kamen. Und ich als Soldat bin ganz besonders darauf stolz, an der Befreiung auch einen kleinen Anteil

genommen zu haben, wo wir knapp vor einem halben Jahr zuvor selbst die Befreiten waren.

So ist es die Pflicht eines jeden Deutschen, auf seinem Platze den ganzen Mann zu stellen, die Pflichten zu erkennen und danach zu handeln. Die größte Ehre aber ist es, für das neue große Vaterland die Waffen tragen zu dürfen und gegebenenfalls auch für die Ehre der Nation einzutreten. Das soll als Soldat unsere größte und heiligste Aufgabe sein. Ein Volk ist so stark und mächtig, so stark und mächtig es sich fühlt.

Wir waren bei den Ersten!

von Unteroffizier Max Strehle, Baden b. Wien

„Stelle den Deutschlandsender ein, Schuschnigg spricht heute abend." — — Auch bei uns war die Österreichfrage zu dem meist umstrittenen Tagesgespräch geworden. Seit dem Abkommen zwischen dem Führer und Schuschnigg auf dem Obersalzberg war die Frage Österreich in das helle Licht gerückt. Nun saßen wir gespannt an unserem Radio in unserer gemütlich und heimelig eingerichteten Unterkunft im Göppinger Fliegerhorst. — Je länger Schuschnigg sprach, um so länger und erstaunter wurden unsere Gesichter. Er hielt sich nicht im geringsten an das Abkommen. Aus jedem Satz sprach der Haß und die „Kampfansage" gegen alles, was deutsch dachte und fühlte. Wir waren wütend, aber keiner dachte im geringsten an eine solch schnelle Antwort auf diese schamlose Herausforderung. So machten wir, wie alle anderen Tage, unseren Dienst.

Morgens 4 Uhr! Das schrille Pfeifen des U. v. D. schreckte uns aus dem Schlaf. Dabei ist es noch gar nicht Zeit zum Wecken. ...„Alarm — Alarm!!!"

Wie eine kalte Dusche wirkte das eine Wort. Unter Fluchen über diesen Einfall, Alarm anzusetzen, ziehen wir uns so schnell wie noch nie die Kleider an. In einigen Minuten steht die erste Staffel unserer Aufklärungsfliegergruppe auf dem Appellplatz. Befehle werden gegeben — der ganze Horst ist in Unruhe versetzt — Kraftfahrer und Bereitschaftswagen fahren umher. Wir erfahren nur so viel, daß bis 11.00 Uhr alles verladen, verpackt und marschbereit sein soll. Verdammter „Murks" — bis 11.00 Uhr sollen wir fertig sein, und was ist alles zu erledigen! Die Fachgruppen verladen — Mu-

nition gurten und Bomben schleppen – Maschinen startbereit machen – Gasmasken und Erkennungsmarken empfangen – Privatsachen verpacken und mit Heimatanschrift versehen und was es nicht noch alles Wichtiges gibt. Alles rennt, man sieht selbst die Langsamsten laufen – es liegt etwas in der Luft. Was eigentlich los ist, weiß keiner, aber man spürt es – dies wird keine gewöhnliche Übung, wie wir sie so oft mitgemacht haben. Die Beobachter und Flugzeugführer kommen auf die Bildstelle, verlangen Karten von Österreich. Da steigt eine Ahnung in uns auf, und es wird noch schneller geschafft, alles nach dem Sprichwort: „Geschwindigkeit ist keine Hexerei." Zivilwagen rollen in den Horst, werden beladen, da wissen wir, es wird keine Übung. Wenn wir nur was Bestimmtes wüßten! Latrinenparolen gehen um. Ach, sie sind so schön die Gerüchte, man hört sie gern, ohne aber daran zu glauben. Noch vor 11.00 Uhr ist alles fertig. Die Maschinen stehen startklar, die Gurte voll scharfer Munition. Wir warten, fragen, streiten, und eine große Stimmung hat uns alle gepackt. Endlich 15.00 Uhr Antreten. Ein seltenes Gefühl steigt in mir auf – dieses Antreten ist so anders als sonst. Der Stahlhelm hängt am Koppel, der Rucksack drückt, die Gasmaske klappert, das Blech der Erkennungsmarke liegt kalt auf der Brust, alles anders als sonst, dabei bin ich doch schon oft in diesem Aufzug angetreten. Wir stehen marschbereit – werden auf die einzelnen Wagen verteilt. Jeder faßt noch 30 Schuß SS-Munition, da wissen wir: „Es wird ernst!"

Unsere Kolonne rollt aus dem Horst, durch die liebgewordene Stadt, die Leute sehen uns erstaunt nach, man ruft uns zu: „Wohin?" Wir wissen es ja selbst nicht. Wir singen, sind lustig, kurz gesagt, in einer ganz großen, erwartungsvollen Stimmung. Der eine Gedanke: Es geht irgendwo los, hat aus uns eine zu allem bereite Gemeinschaft gemacht. Wir fahren durch Augsburg, an den Straßen stehen dicht gedrängt die Menschen, sie grüßen mit erhobenem Arm. Gewiß sind schon andere Truppen vorbei, daher dieser Menschenauflauf. In München dasselbe Bild. Wir fahren weiter, auf der Autobahn geht es schneller. Da sehen wir aus dem Dunkel Posten auftauchen, wir sehen genauer hin, da sehen wir, daß alle Brücken usw. mit MG.-Posten besetzt sind. Nun ist's sicher bei uns – es bleibt bestimmt keine Übung! In der Nacht kommen wir in Aibling an, wer nicht gebraucht wird, legt sich schlafen, wir von der Bildstelle haben heute nicht müde zu sein. Doch wir hören Radio und erfahren, was los ist. Nun können wir es nimmer erwarten, liegen doch so dicht an der Grenze und wollen die Ersten

sein. Wir hören die Proklamation des Führers und sind so unsagbar stolz, seine Soldaten zu sein. Es ist kaum hell, da starten unsere Maschinen zum allerersten Aufklärungsflug nach Österreich. Wir sind die Ersten, wenn auch nur mit 3 oder 4 Maschinen. Hell leuchtet das Hakenkreuz der Flugzeuge, es grüßt unsere Brüder und Kameraden jenseits der Grenze. Wir waren die Ersten, der Stolz darauf läßt alle Müdigkeit vergessen. Es geht weiter, doch noch nicht über die Grenze. Noch eine Nacht müssen wir uns gedulden. Wir fahren immer längs der Grenze, die Häuser haben sich geschmückt, Fahnen grüßen. Da sehen wir einen Wegweiser: „2 km bis Braunau." – Wie schön wäre es, würden wir in dieser Richtung fahren. Braunau am Inn, für uns ein Ort, der alles einschließt – des Führers Heimat –.

Sonntagmorgen! Die Sonne lacht, wir lachen auch – es ist heraus: Heute überschreiten wir die Grenze. Alle Strapazen sind vergessen, die ganze Müdigkeit ist weg. Plötzlich halten wir, nur noch der Inn trennt uns von unserem Ziel. Doch eine Holzbrücke, ziemlich wackelig, führt darüber. An beiden Brückenköpfen stehen jubelnde Menschen und heben die Arme. Wir sitzen ab, wie die Müller sehen wir von dem Staub aus. Wir gehen ohne Tritt über die Brücke nach der deutsch-österreichischen Stadt Schärding. Ein unbeschreiblicher Jubel, unsere deutschen Volksgenossen kennen sich nimmer vor Freude. Sie fallen uns um den Hals – lachen – weinen – Hände strecken sich – alte Mütter heben die abgearbeiteten Arme – zittrige Hände – in den Augen Tränen und aus tiefstem Herzen wie ein Schrei der Erlösung: „Sieg Heil unserem Führer Adolf Hitler!" Wir grüßen wieder, schütteln Hände – selbst zu tiefst ergriffen von diesem überwältigenden Empfang. Wir sitzen wieder auf, singen wie von selbst: „Siehst du im Osten das Morgenrot, ein Zeichen zur Freiheit, zur Sonne."

An den Häusern Girlanden, Hakenkreuzfahnen und an beiden Seiten der Straße jubelnde Menschenmauern. Man überschüttet uns mit belegten Broten, Zigaretten und Frühlingsblumen. So hatten wir uns den Einmarsch nie vorgestellt, die Eindrücke sind so gewaltig, hinreißend, daß auch unsere Augen einen feuchten Glanz bekommen. Die Fahrt geht weiter, wir sollen nach Wien, dort sind unsere Maschinen. Es geht nur langsam vorwärts, die Straßen sind mehr als schlecht, Fahrzeuge stehen an den Seiten, oft müssen wir halten, ein Überholen ist unmöglich auf diesen schmalen, staubigen, ausgefahrenen „besseren" Feldwegen. Irgendwo wird doch mal eine Brücke gebaut, dabei eine riesige Tafel, größer als die Brücke: „Die Bundesregierung baut auf!" Wir müssen lachen – denken wir an unsere Auto-

bahnen, an die riesigen Brücken. – Immer wenn wir halten müssen, werden wir von jubelnden Menschen umringt – gefeiert – gefragt: „Wie ist's im Reich? Gibt es wirklich keine Arbeitslosen mehr? Ist dies das ganze deutsche Heer?" Wir müssen immer wieder erzählen. – Die Kolonne kommt nur langsam vorwärts, die Straßen sind vollgestopft mit Truppen, alles will nach vorn, Richtung Wien. Der Jubel reißt nicht ab. Wir sind heiser und müde. Bis Wien kommen wir nicht, müssen 120 km davor halten, unsere Kraftfahrer haben schon das Letzte hergegeben. Doch zum Schlafen kommen wir nicht. Durch das Radio hören wir, daß Österreich an das Reich angeschlossen ist; wir läuten mit der Bevölkerung von Strengberg die Glocken – erzählen – lassen uns erzählen und stehen immer wieder vor dem großen Wunder: „Großdeutschland." – Am anderen Morgen fahren wir nicht nach Wien, sondern nach Wels; das ist uns eigentlich gar nicht recht. Doch wir sollten entschädigt werden. Polizeiwagen kommen uns entgegen... der Führer kommt!! Schnell sitzen wir ab, da kommt er schon. Unsere Arme fliegen hoch, da fuhr der Schöpfer Großdeutschlands, unser Oberster Befehlshaber, an uns vorüber, einfach und verstaubt, wie wir, saß er im Auto und blickte stolz und zufrieden auf uns. Wir sahen es seinen Blicken an, die sagten: „Auf euch kann ich mich verlassen." Noch lange fühlten wir diesen Blick, der uns stolz machte und für uns so viel bedeutete. Einige Stunden später sind wir in Wels, der Jubel nimmt kein Ende. Wir fahren durch das Tor zum Flughafen, Kameraden vom Bundesheer umringen uns, wir umarmen uns – erzählen – und wie es bei Soldaten ist – gleich werden Griffe vorgemacht. Am Zaun stehen dicht die Menschenmengen und warten, bis wir herauskommen. Man reicht uns Tee mit Rum und dann dürfen wir in die Stadt. Wir sind die verwöhnten Flieger geworden. Man reißt sich um uns, jeder will einen deutschen Flieger im Quartier haben, die Mädels sind ganz wild auf uns, die Freude bringt alles aus dem Gleichgewicht. Wir werden zu Labestellen geführt, dort betreuen uns Frauen und BDM. mit Tee, Butter- und Wurstbroten. Wir müssen erzählen – immer wieder aus dem Reich erzählen und immer wieder müssen wir hören: „Den Führer bekommt ihr nimmer wieder, den hatten wir nur ausgeliehen, wir geben ihn nimmer her!"

Zweiter Teil

Sudetenland wird frei

Ein Lied marschiert mit uns in das Sudetenland

von Hauptfeldwebel Hans Rödel, Bautzen

Wo Jugend ist und Kraft und Sorglosigkeit, da erklingen jene lebensbejahenden Lieder, an denen unser Volk so reich ist. Soldaten aber sind jung und voll Kraft und deshalb begleitet sie bei all ihrem Tun das Lied.

Schon immer sang meine Kompanie, und stets waren es andere und neue Lieder. Eines davon aber wird all denen unvergessen bleiben, die mit diesem Lied auf den Lippen für das größere Deutschland marschiert sind.

Seit Tagen lagen wir an der tschechischen Grenze und waren bereit. Waren bereit, d. h. unsere Gedanken waren zur Ruhe gekommen. Von uns glaubte keiner mehr an eine friedliche Angliederung des Sudetenlandes, und wir fragten auch nicht mehr danach. So wie es kommen würde, war es recht. Wer hätte auch in solch einer Zeit und mit dem Blick auf solch eine Aufgabe noch feige zagen und kleinlich denken können. Nur dieses untätige Warten war quälend.

Wieder einmal war es Abend geworden. Wir versammelten uns zur Befehlsausgabe. Im Dorf erzählte man sich die wildesten Gerüchte. Wir hörten nicht mehr hin. Der Rundfunk berichtete laufend über die Zusammenkunft in München. Wir konnten warten.

Da wurde es uns dienstlich bestätigt. Des Führers Genialität bewahrte uns vor dem Krieg, den wir niemals ersehnten oder erwünschten, den wir aber auch nicht gefürchtet haben.

Unwillkürlich nahm alles Haltung ein. Es war uns, als ständen wir mitten unter unserem Volk und sähen denen entgegen, die nun nach langem Elend heimkommen in das Vaterhaus.

Da trat einer aus unseren Reihen vor und sprach schlicht die Worte eines neuen Liedes:

Wir sind des Volkes Ehre,
Des Führers stolze Heere,
Durch uns wird sein Wort Tat.
Wir tragen unsre Waffen,
Den Deutschen Recht zu schaffen,
:,: Auch euch, ihr Brüder,
Hier, im Sudetenland. :,:

Wie gern wir heute singen,
Wie stolz die Lieder klingen,
Es ist ein großer Tag.
Der Führer hat befohlen
Euch endlich heimzuholen,
:,: Euch, deutsche Brüder.
Heil dir, Sudetenland! :,:

Laßt Freiheitsglocken schallen,
In alle Welt soll's hallen:
Sudetenland ist frei!
Und frei soll's immer bleiben,
In alle Ewigkeiten.
:,: Wir halten Wache.
Heil dir, Sudetenland! :,:

Beim Sprechen schon erkannten wir, daß dieser Text auf die Melodie unseres bisherigen Lieblingsliedes zugeschnitten war. — Und dann stieg dieses Lied im dreistimmigen Chor zum nächtlichen Himmel auf. Aus jedem Vers aber hörte man die Dankbarkeit, daß unserem Volk und unserer Heimat das Äußerste erspart geblieben war. Eine stille Freude leuchtete aus den Gesichtern, weil wir nicht feige und ängstlich um diese Lösung gebettelt hatten. In allen Herzen stand die Hingabe und der Glaube an den Führer.

Am 2. Oktober 1938 überschritten wir die tschechische Grenze. Von nun an führte uns unser Marsch über blumenübersäte Straßen. Rechts und links standen Menschen, um derentwillen wir marschierten. Männer und Frauen, Kinder und Greise, die vor Freude lachten und weinten, die uns zujubelten oder still die Hände falteten, die uns unzählige Male die Hände reichten, die uns mit Blumen und Geschenken überschütteten. Es war wie ein tosendes Meer, bis wir das Lied sangen, das nun „unser Sudetenlied" war. Dann verstummte der Jubel für kurze Zeit.

„Wir sind des Volkes Ehre"
Des Führers stolze Heere"

erklang es. Um uns diese glücklichen Menschen, dahinter jede Hütte, jedes Haus mit einer unendlichen Liebe geschmückt, über uns aber das Geläut der Glocken aus Dorf und Stadt. War dieser Marsch nicht ein einziger großer Gottesdienst?

Am Abend bezogen wir in einer leerstehenden Fabrik Quartier. Wir setzten auf dem Fabrikhof die Gewehre zusammen. Da strömten auf der offenen Seite des Fabrikhofes die Dorfbewohner herbei. Wir eilten ihnen entgegen und mußten erkennen, daß ein breiter Wassergraben unseren Lauf aufhielt. Da half unser Lied eine Brücke über das Wasser schlagen. Wir jubelten den Vers:

„Der Führer hat befohlen
Euch endlich heimzuholen"

zu den eben noch schreienden und winkenden Menschen hinüber, und es wurde feierlich still. Sie antworteten uns mit dem „Egerländer". Dann aber stieg wie aus einer Kehle auf beiden Seiten das Lied aller Deutschen empor: „Deutschland, Deutschland über alles."

Bei jeder Rast und in jedem Quartier mußten wir den Text unseres Liedes unzählige Male aufschreiben und vorsagen. Da ließ es die Kompanie zweitausendmal drucken. Aber auch dies reichte nicht aus, um alle Wünsche zu erfüllen.

Unser Marsch endete in der jetzigen Hauptstadt des Sudetengaues, in Reichenberg. Wir lagen in Bürgerquartieren und fühlten uns wie bei Muttern. Eines Abends war Marschgesang angesetzt. Das war uns schon immer der liebste Dienst. Heute freuten wir uns besonders darauf, wußten wir doch, daß auf dem Plane und damit unter den Augen unserer Quartierleute gesungen wurde. Jetzt konnten wir ihnen einen geringen Dank für die Gastfreundschaft abstatten und das Verhältnis zu ihnen noch herzlicher gestalten, wenn das überhaupt noch möglich war.

Als wir anrückten, war der Platz voller Menschen. Einer hatte es dem anderen weitergesagt: „Weißt du schon, auf dem Plane singen heute unsere Soldaten." Ein ganzer Stadtteil war gekommen, um uns zu hören.

Uns wurde zuerst etwas bange zumute, denn wir waren doch schließlich keine Donkosaken. Aber bange machen gilt nicht. Wir begannen mit den bekannten alten und doch immer wieder neuen deutschen Soldatenliedern. Zwei weißbärtige Alte saßen auf ihren mitgebrachten Stühlen dicht an der Kompanie und schlugen mit ihren Stöcken den Takt. Wir sangen einen Querschnitt durch die Geschichte, von „Dem Frundsberg sein wir nachgerannt" bis zur „Wacht am Rhein". Da rannen dem Weißbärtigen neben mir die Tränen über die Backen. Er hob keine Hand, um sie zu entfernen. Vielleicht spürte er es gar nicht. Jetzt leiteten wir hinüber zu Hermann Löns und

Walter Flex, und zum ersten Male ertönten auf diesem Platz auch frei all die Lieder der Bewegung. Da horchten die Alten auf und nickten mit den Köpfen. Jedes unserer Lieder war mit einem ungeheuren Beifall aufgenommen worden. Noch aber blieb uns unser Sudetenlied.

Schon bei den ersten Tönen dieses Liedes wurde es ringsherum still wie in einem Dom. Der Alte neben mir war aufgestanden, faßte nach meiner Hand und hielt sie fest. Weit klang es durch die Nacht:

„Sudetenland ist frei!
Und frei soll's immer bleiben,
In alle Ewigkeiten.
Wir halten Wache."

Jetzt war der Alte mit seinen Tränen nicht mehr allein. Auch als wir geendet hatten, blieb es feierlich still. Alle spürten, daß man hier keinen Beifall spenden konnte. Wir aber setzten ein, und dann sang der ganze, weite Platz die Nationalhymnen. Ein Meer von erhobenen Händen. Der Weißbart neben mir stand aufgerichtet und kerzengerade, wie er seit seiner Soldatenzeit wohl niemals wieder gestanden hatte.

Mit dieser Feierstunde hatten wir uns in die Herzen unserer sudetendeutschen Brüder hineingesungen. Den Alten aber traf ich einige Tage später vor seiner Haustür sitzend, in der Hand unser Sudetenlied.

Wir sind wieder daheim in unserer Garnison und erfüllen, was der Tag und der soldatische Dienst verlangen. Unser Sudetenlied ward seit unserer Rückkehr nicht mehr gesungen. In unseren Herzen aber lebt es und wird immer dabei sein, wenn wir in späteren Jahren noch einmal die herrlichen Stunden des Einmarsches in das Sudetenland in Gedanken durchwandern.

Südmähren wird frei

von Hptm. im Generalstab Hans Georg Schmidt von Altenstadt, Salzburg

Endlich ist es soweit — heute, am 9. Oktober 1938, wird auch das XVIII. Armeekorps in das befreite Sudetenland einmarschieren. Znaim und Krain, für Eingeweihte längst ein Begriff, Gegenstand taktischer Gedankenarbeit und ernsten Erwägens, waren das erste Angriffziel des Alpenkorps in Südmähren.

Wir kennen diese liebliche, reiche Landschaft von unseren heimlichen Grenzfahrten. Das herbe, tiefeingeschnittene Tal der rauschenden Thaya mit der stolzen Feste Hardegg und seinen schroffen Felswänden — ein Spaß für Gebirgsjäger! Den zauberhaften Jugendbau Fischer von Erlachs, ein hochragendes Barockschloß über der drohenden Talsperre von Frain. Die weithingestreckte Ebene von Schattau mit ihren grünen Rebhügeln und fruchtbaren Auen. Fern am blauen Horizont die Höhen von Nikolsburg, Auspitz und Znaim.

Ein Stück deutsche Heimat, begnadet mit Schönheit und Fruchtbarkeit, sinnlos durchschnitten von den Kampfanlagen eines anmaßenden Fremdvolkes, dem blinder Haß und Unwissenheit unnatürliche Herrenrechte zubilligte. Und nun sollen wir dies deutsche Land, das der Führer ohne Schwertstreich und ohne Blut erobert hat, heimholen ins Reich.

Soldatisch ernst sind unsere Gedanken nach monatelanger Spannung, nur tief im Herzen regt sich schon — noch unbewußt — die Freude, zu Brüdern zu kommen, wie wir's in der Ostmark erlebt, hüben wie drüben.

Soldatisch ist auch unser Tun. Für 10 Uhr befahl der Kommandierende General den Grenzübertritt. Auf die Minute tritt das junge Alpenkorps aus den letzten Unterkünften zur Versammlung an. Hier marschiert zum ersten Male die jüngste Truppe des deutschen Heeres geschlossen auf. Wer an diesem Morgen die prächtigen Tiroler, Salzburger, Kärntner und Steiermärker Gebirgssoldaten in mustergültiger Haltung sieht, ahnt nicht, welch ungeheure Leistung der Organisation, Ausbildung und Energie vollbracht wurde, um diese tadellose Truppe in wenigen Monaten zu schaffen. Nun hat jeder seine Bergstiefel, Zeltbahn, Waffen, Munition, der letzte Troßfahrer ist ein ganzer Soldat. Schneller als die tschechischen Befestigungen an der Grenze der deutschen Ostmark wuchs hier seit dem März 1938 die Armee, sie zu brechen.

Es sind diesmal noch viele Kriegssoldaten dabei, Väter von jungen Daheimgebliebenen, die als Unausgebildete noch nicht verwendbar sind. Man sieht diesen harten Gebirglern den Stolz an, daß sie im neuen Deutschland wieder Soldat sein dürfen. Und Ihr Väter, die Ihr diesmal an Stelle Eurer Söhne dabei wart, dachtet Ihr nicht an Andreas Hofer und seine bärtigen Kämpfer? Ihr wart ihrer wert!

Im Marschschritt der schweren Bergstiefel klingt der Ruhm der Kaiserjäger, der Kaiserschützen, der Rainer. Jeder hat hier Blutzeugen deutschen

Soldatentums unter seinen Ahnen. Und daß das Rahmenheer der Systemzeit in der Ostmark so schnell wieder zu einer deutschen Elitetruppe wurde, ist ein Teil von jener Kraft, die die Feinde des Dritten Reiches fürchten.

9.45 Uhr am Grenzbaum von Kallendorf.

Der Kommandierende General schreitet die Front der Ehrenkompanie ab, die Reichskriegsflagge geht hoch. Der deutsche Kreisleiter von Znaim, eben erst entlassen aus dem tschechischen Gefängnis, begrüßt die deutschen Truppen an der noch wenige Minuten bestehenden Landesgrenze, die Blut von Blut trennt. Führerhoch und Nationalhymnen — der Grenzpfahl fällt. Über uns allen schwebt die Größe und Kraft des Mannes, der dies Wunder vollbracht. —

Die Spitze des Panzerregiments tritt an, voran die Regimentsmusik, dahinter der Kommandeur im Geschützkampfwagen. Mächtige Straßensperren werden geschickt umfahren. Nun stößt der Kradmeldezug in brausender Fahrt zur Spitze vor, voraus auf Znaim!

Der schließende Feldwebel hat einen Ärger: Ein Kraftwagen mit jungen Offizieren überholt nach kurzem Wettkampf. Der Quartiermeister des Korps muß als Erster in Znaim sein. Er hat heute einen besonderen Auftrag: Verkehrsregelung und Organisation der Feier in der befreiten Stadt. Bald ist der Wagen des tschechischen Generalstabsoffiziers eingeholt, mit dem die letzten Verhandlungen im Zollhaus geführt wurden. Er fährt noch links — als Letzter —, denn mit dem ersten deutschen Kraftwagen wird — der erste Ausdruck der vollziehenden Gewalt — der Rechtsverkehr eingeführt. Unsichtbar wandelt sich unter den rollenden Gummirädern des Spitzenwagens der Boden; was sie berührten, ist deutsch für alle Zeiten!

Die Befestigungslinie taucht auf. Mächtige Stahligel und betonierte Eisenpfähle durchschneiden als endloses Kampfwagenhindernis die liebliche Landschaft. Mit totem Auge blicken verlassene Bunker aus geplünderten Weinbergen. Riesige Holzgerüste verbergen unfertige Panzerwerke.

Wir brauchen keine Karte, um die gutgetarnten Werke zu finden. Dieses raffinierte System sich gegenseitig flankierender Maschinengewehrstände, von erfahrenen Lehrmeistern geschaffen, steht auf altem deutschen Kulturland. Deutsche wurden hier zur Sklavenarbeit gezwungen. Deutsche Bauern wurden hier von eigener Scholle verbannt, weil „geheime" Anlagen in ihren Weingärten entstanden. Saftige Weiden wandelten sich in stockiges Unland, durchschnitten von endlosen Drahtverhauen, die nur dem Schnitter Tod Zutritt gönnen. Er sollte hier Ernte halten. Trostlos wuchert unge-

mähtes Getreide im Niemandsland. Nachts, heimlich, verängstigt schleichen die Bauern auf ihrem eigenen Land Kartoffeln stehlen, kriechen durch die Drahtverhaue, um einen Sack Rüben für das hungernde Vieh zu holen. Erwischt man sie, so geht's ins Gefängnis, ihre Wohnung wird kurz und klein geschlagen, ihr Weinkeller geplündert. Die zweiten und dritten Söhne dieser Gequälten sind auch Weinbauern drüben in der goldenen Wachau oder in Retz, sind Gastwirte in Hollabrunn und Waydhofen. Sie kennen jede Not ihrer „tschechischen" Anverwandten.

So erfuhren auch wir Soldaten mühelos jeden Pfeiler dieses Walls der Tyrannei.

Rasch ist die Befestigungszone durchfahren, sie hat geringe Tiefe. Der Ernst auf den Gesichtern der jungen Offiziere vertieft sich noch, als sie eine Gruppe verspätet zurückmarschierender tschechischer Soldaten überholen. Ein ritterlicher Gruß wird von dem bezwungenen Feind erwidert, der eine weiße Flagge trägt.

Da, das erste Dorf!

Tiefernste Menschen in festlicher Kleidung säumen die Straße. Ihre Blicke folgen dem Wagen des tschechischen Offiziers. Handgenähte Hakenkreuzfahnen wehen aus jedem Fenster. Die Stille einer geschichtlichen Stunde schwingt in den Herzen der Wartenden. Gebeugt von der Qual zahlloser Leiden ist ihre Haltung. Die Hände mit Blumen und Fähnchen hängen willenlos herab. Die Gesichter tragen Furchen von der Not vieler Generationen. Wie lange schon erwarten sie diese Stunde; nicht erst seit heute früh, ihre Väter und Großväter, alle schon trugen sie ihre deutsche Sehnsucht, die dieser Augenblick erfüllen soll.

Jetzt — ein Kind wendet den Kopf — erkennt die deutsche Uniform — jubelnd fliegen die Arme auf zum deutschen Gruß. Strahlende Freude übergießt die Gesichter, löscht Falten und Kummer aus, hochaufgerichtet stehen sie als Deutsche! Ein junges Mädel wirft einen Arm voll Blumen vor unseren Wagen. Die Glocken der Dorfkirche läuten den Dank zum Höchsten, der alles zum Guten gewendet. Lange Tische mit mährischem Wein und Znaimer Gurken sind für die durstigen Gebirgsjäger aufgestellt, das Land hält seine schönsten Gaben bereit für die Befreier. Weiße Transparente grüßen mit Worten, die alle empfinden. Scheint die Sonne? Wir wissen es nicht, alles ist Sonne.

Weiter heißt's, daß niemand uns überholt — da liegt vor uns wie eine Festung auf beherrschender Höhe Znaim, die Perle Südmährens.

Stumm gibt der älteste der drei Offiziere seinen Kameraden die Hand — sie verstehen ihn ohne Worte.

Am Stadteingang steht zwischen jubelnden Menschen die tschechische Stadtwache, Gewehre in Vorpostenhaltung, sie werden von niemand beachtet und verschwinden später von selbst.

Vor dem deutschen Haus begrüßen uns in ihrer schlichten Uniform die Ordner der Sudetendeutschen Partei. Alles ist bereits von ihnen nach den Weisungen des Korps mustergültig vorbereitet. Die mit der Spitze eintreffende Ordnungspolizei und Gendarmerie hat nur noch die fertigen Absperrungen zu schließen.

Ein Wort an den Führer der Ordner genügt, um all die strahlenden Menschen in kürzester Zeit auf dem Festplatz zu vereinen, ihre im Leid erprobte Disziplin bewährt sich auch in der Freude.

Um 13 Uhr marschieren mit klingendem Spiel die Gebirgsjäger ein, begrüßt von tosendem Jubel.

Wir alle kennen diese gewaltigen Ausbrüche gemeinsamen Glücks deutscher Menschen, die Symphonie unserer Generation. Sie hat nichts zu tun mit Begeisterung, dazu sieht man zu viele Tränen der Freude. Wer Deutscher ist, hat dies erlebt und ist reich für sein Leben. Wer kein Deutscher ist und es verstehen will, der denke daran, daß es der Jubelschrei und der Dank eines großen Volkes ist, das nach jahrhundertelangem Bruderkampf sich selbst gefunden hat.

Der Kommandierende General — selbst ein geborener Südmährer — meldet dem Oberbefehlshaber. Die Feier beginnt.

Südmähren ist frei.

Eine unvergeßliche Stunde

von Gefr. Lorenz Mayr, München

September 1938.

Unweit der tschechischen Grenze, da, wo zwischen Bayerwald und Böhmerwald jahrein, jahraus im mächtigen Rauschen und stillen Raunen die stolzen Baumriesen uralte Sagen und manch weltferne Mär auszutauschen scheinen, wo aber in diesem Herbst ein Gespenst umherschleicht, das fürchterlicher ist als Armut und Unwetter, Not und Krankheit — **Krieg! Krieg?**

Freilich, seit die Gebirgsjäger in diesen abgelegenen Grenzstreifen ein-

gerückt sind, steht das zuversichtliche Leuchten wieder in den Augen der Menschen: Unsere Soldaten sind da!

Einödgehöft. Unser Infanterie-Geschütz-Zug hat gestern nacht hier Quartier bezogen. Der sonnige Vormittag ist der Pflege von Mensch, Tier und Gerät gewidmet. Zerstreut unter den Obstbäumen im Garten, in deren Geäst sich hier und da eine Pflaume zeigt, sitzen wir und reinigen Geschützteile und Bekleidung, und da drüben, an den großen Apfelbaum, hat der Xaverl seinen vierbeinigen Kameraden „Owambo" gekoppelt: Müde vom gestrigen Marsch? So ruhig hat sich das Tragtier sonst nicht „bearbeiten" lassen!

„Melder zu mir!" ruft der Zugführer und „Herr Feldwebel!?" brüllen der Hermann und ich und springen auf. „Sie erkunden in der Nähe irgendwo einen Radio, damit wir heute abend die Führerrede hören können!"

„Jawoll, Herr Feldwebel, Radio erkunden!" und dann waren wir fort.

Es dauerte nicht lange, da standen wir in der „guten Stube" eines kleinen Bauernhäuschens und beratschlagten, nachdem wir den Volksempfänger, der das einzige Radiogerät im Umkreis von soundsoviel Kilometern war, entdeckt hatten, wie wir unseren ganzen Zug hier unterbringen könnten. Während Hermanns Blick noch bedächtig von einer Wand zur andern, vom Tisch zur Ofenbank und zu den zwei riesigen Ehebetten wanderte, meinte die Bäuerin treuherzig: „Da müaßt's halt zammarucka!"

Und tatsächlich, wir waren „zammagruckt"! Und jeder saß am Abend — irgendwo in der Stube.

Trotz der vielen Menschen war es doch seltsam still und feierlich. Die Schwere dieser schicksalhaften Stunde lag jedem wie Blei auf der Brust. Wir dachten an den Abschied daheim, es kamen die Gedanken an die Märsche durch Städte und Dörfer, wir wußten, worum es ging und warum wir hier waren. In diesen letzten Tagen ist jeder ein Soldat geworden und dann nur noch Soldat gewesen, bereit, alles einzusetzen, wenn der Befehl kommt.

Dann war der Raum erfüllt von der Stimme des Führers, von dem Jubel der Tausende im Berliner Sportpalast. — —

Ich saß am Tisch und mir gegenüber der Bauer. Der einzige hier im Raum, der in dieser Stunde mehr war als wir alle! Der Soldat des Weltkriegs. —

Der leere, schlaff herabhängende Ärmel seines schlichten Rockes — da war vor dem Krieg ein junger, kräftiger Arm!

Alter Soldat, du! Dein zerfurchtes Gesicht, worin ich in den vielen harten

Linien und Falten las, was du erlebt hast, ohne je davon gesprochen zu haben, deine Augen, die mehr gesehen haben, als ich ahnen kann – du, niemand eher als du, der Frontkämpfer des Weltkriegs, konntest für uns junge Soldaten eindeutiger die Anklage des Führers unterstreichen, der mit unerbittlicher Härte den Verbrecher Benesch und seine Komplizen geißelte. –

Auf dem Schoß des Bauern saß sein kleines, blondlockiges Mäderl. Ihre wasserblauen Augen schauten groß in die ernsten Gesichter der Soldaten – dir und dir und jetzt mir, habt ihr nicht auch alle etwas gefühlt unter diesem Blick des Kindes? – und sah dann fragend den Vater an. Der streichelte die hellen Locken, und in seinen Augen glänzte es...

„Herr Benesch! – Hier stehe ich und hinter mir steht ein ganzes Volk in Waffen!"

Jawohl, Führer! Und wir Jäger von 1938 werden den Feldgrauen von 1914 keine Schande bereiten! Wir sind ihre Söhne, Führer!!

– – – –

Und dann sagen wir den braven Leuten Gute Nacht und verlassen die kleine Bauernstube, um über den Waldrücken vor uns unser Strohlager zu erreichen.

Tief, unauslöschbar tief bleibt das Erlebnis dieser einen Stunde in mir.

Eine stille, schöne Herbstnacht. Im fahlen Mondlicht zeichnen sich am östlichen Horizont die Umrisse der Böhmerwaldhöhen ab.

Die Grenze. –

In den einzelnen Gehöften ist kein Fenster mehr erleuchtet. In kühlen, herbstlichen Dunst getaucht, liegen sie, als ob sie träumten.

Irgendwo kläfft ein Hund. Hart und kurz.

Dann ist wieder lautlose Stille.

Wir gehen weiter über die Waldwiese in die Nacht...

Junge Soldaten reiten für den Führer

von Fahnenj.-Untfz. Werner Effenberger, Dresden

„Wie lange sollen wir uns das noch gefallen lassen? Das muß jetzt ein Ende haben!" – Gerhard ruft es in jungem Zorn zu mir herüber, als wir, schon seit acht Tagen im Sattel, durch Neiße reiten und ein endloser Strom verzweifelter Flüchtlinge zu Fuß oder auf den verschiedensten Fahrzeugen an uns vorüberzieht. Angst und Not in den Augen der Frauen und Kinder,

welche mit ärmlichen Habseligkeiten dicht gedrängt auf den Leiterwagen hocken, dumpfe Wut in den harten Gesichtern der Männer, die alles verloren, weil sie Deutsche waren. — Ein verzweifelter Ruf klingt aus dem Flüchtlingsstrom zu uns herauf: „Marschiert, Soldaten, mir haben sie heut meinen Mann erschossen!“ — Eine Frau steht am Straßenrand und preßt ihr tränenüberströmtes Gesicht in wildem Schmerz in die Hände. —

Da steigt es heiß in unseren jungen Herzen auf, tief brennt diese Not deutscher Menschen in uns allen. Hart werden unsere Gesichter unter dem Stahlhelm. Unsere Augen gleiten über die Haubitzen, die mit metallischem Klang über das Pflaster rollen, und eine große Kraft, ein trotziger Drang ist in uns, zu beweisen, daß wir Deutschlands Waffenträger sind. Noch nie in unserer nun bald einjährigen Dienstzeit haben wir in so starkem Einsatzwillen wie gerade in diesem Augenblick gefühlt, was es bedeutet, Soldat zu sein.

Ich blicke zu Gerhard, der neben mir reitet, und lese in seinem Gesicht die gleichen Gedanken, welche mich bewegen. Wir sind beide so jung, kennen nur aus Büchern das Gesicht des Krieges. In diesen Minuten aber wurden wir erst innerlich Soldaten und fühlen den heißen Drang in uns, unserer Väter würdig zu werden, die Jahre vorher für dieses Soldatentum Blut und Leben hingaben. — Aus den Waffen strömt eine seltsame Kraft in unsere Herzen, die uns stark und stolz macht.

Weiter rollen unsere Geschütze der Grenze zu. Was wir sahen an diesem Tag, haftet in unseren Herzen, und wir lernen durch dieses Erleben schneller, wie groß unsere Aufgabe ist, als in langen Ausbildungswochen auf dem Kasernenhof. —

Von Dorf zu Dorf reiten wir, näher rücken die Berge des Sudetenlandes. „Dort auf diesem Kamm verläuft die Grenze!“ — Wir recken uns höher in den Sätteln.

Soldaten sind wir und wollen es ganz sein, heut mehr denn je. Jeder ist ganz bei der Sache, gibt sein Bestes im Dienst. Die Bilder deutscher Not haben uns alle aufgerüttelt aus dem Gleichmut des Alltags. — „Du, Gerhard, dort drüben auf den Bergen sind die Tschechen! Wann dürfen wir endlich eingreifen? Ich kann es nicht mehr erwarten!“ — Die Pferdeköpfe nicken tief über der staubigen Straße. Heiß brennt die Herbstsonne. — „Weißt du, Werner, morgen abend wissen wir mehr, morgen spricht der Führer. Und dann sind wir bald dort auf diesen Bergen!“ —

Hart und unerbittlich, uns allen aus dem Herzen gesprochen, stellt der

Führer die Welt vor die Entscheidung: „Unser Recht — oder unsere Waffen!“ — Unser Glaube an den Führer, unser Wille, für deutsches Recht das Letzte zu geben, ist stark wie das Vertrauen auf unsere Geschütze. Nur endlich ein Ende mit diesem geduldigen Stillhalten!

Vor diesem unerschütterlichen Glauben an das eigene Recht und die eigene Kraft wich die Welt. Der Rundfunk trägt den Ruf über die Länder. Und wir dürfen endlich marschieren! Während dieser Sturm, der unser ganzes Volk erfaßt hat, den Politikern der ganzen Welt noch den Atem verschlägt, reiten wir den Sudeten entgegen, die Schlagbäume fallen, aufbraust der Jubel in haltloser Begeisterung nach langer Leidenszeit. Mit leuchtenden Augen reiten wir durch ein Meer von Fahnen und Blumen, endlos marschieren die grauen Kolonnen in selbstverständlicher Zucht. Über die Berge rollen unsere Geschütze, wo unsere Stahlhelme auftauchen, wird deutsches Land wieder deutsch. Und wir dürfen für Deutschland stehen, wir sind Deutschland in diesen Tagen großer Entscheidung. Jetzt wissen wir alle in tiefer Klarheit, wofür wir in monatelanger, harter Ausbildung mit den Waffen gedient haben, und stolze Freude erfüllt uns, daß wir für unser Volk auf Vorposten stehen dürfen.

Weiter, immer weiter reiten wir, um auch das letzte deutsche Dorf ins Großdeutsche Reich zu führen. Tiefer dringen wir ins Land, reiten an grauen Betonbunkern und endlosen Drahtverhauen vorbei, die wie Ketten deutsches Land an einen volksfremden Staat fesseln wollten. Mit offenen Augen schauen wir, was bestimmt war, unsere Kraft aufzuhalten, und wissen, daß wir stark genug waren, uns unser Recht zu erkämpfen. —

Seltener werden die Fahnen, je mehr wir uns der neuen Grenze nähern. Tief in Mähren sind wir schon. Bald klingen tschechische Laute an unser Ohr. Dann reiten wir in ein Dorf, wo nur eine einzige Fahne weht. Mit finsteren Gesichtern stehen die Männer an der Dorfstraße, haben die Hände in den Hosentaschen und mustern uns mißtrauisch. Frauen und Kinder blicken verstohlen hinter den Gardinen hervor, sie wagen sich nicht heraus. Wir kommen uns vor wie in Feindesland. Tschechische Inschriften auf allen Dorfschildern, ärmliche, schlecht erhaltene Gehöfte, feindselige Blicke in verschlossenen Gesichtern. Die Batterie biegt in ein großes, verlassenes Gut ab. Hier sollen wir also bleiben! Wir sind in Klopina, einem kleinen Dorf in der tschechischen Sprachinsel, welche gegen das deutsche Gebiet um Iglau eingetauscht wurde. Nur eine deutsche Familie, welche die Offiziere aufnimmt, wohnt noch hier. Alle andern Deutschen sind vertrieben worden.



Am Schlagbaum
an der ehemaligen Reichsgrenze bei Kalkau, kurz vor dem Einmarsch

Photo: Wachtm. Friedrich Siebenhüner, Breslau-Carlowitz



Nun sind sie endlich da im Schönhengstgau

Photo: Feldw. d. R. Hamann, Aumühle, Bez. Hamburg

Stumm stehen die Tschechen dabei, als die Batterie abspannt, und blicken mit Haß und Furcht in den Augen auf die deutschen Soldaten. Wie mögen sie nur über uns denken? —

Das sollten wir bald erfahren. Die Kanoniere bezogen Massenquartier in einem großen Saal. Niemand durfte die Dorfstraße allein und unbewaffnet betreten. Die Unteroffiziere erhielten, immer je zwei zusammen, Privatquartiere bei tschechischen Bauern.

Die Nacht ist schnell hereingebrochen, bis alles geregelt ist. — „Nimm deine Packtaschen, Gerhard, und komm, wir müssen noch unser Quartier suchen! Und das jetzt bei dieser Finsternis! Los, ab!" — Müde vom langen Tagesritt, mit den Packtaschen beladen, in der Hand einen Quartierzettel mit einem unaussprechlichen Namen, ziehen wir los in die Nacht. — „Ja, wohin? In diesem gottverdammten Nest soll sich der Teufel zurechtfinden!" — Gerhard stolpert über einen Stein, was aber unserer Orientierung auch nicht weiterhilft. — Eine Frauengestalt taucht aus dem Dunkel auf. Als wir sie anreden, streckt sie abwehrend beide Hände gegen uns aus, ruft angstvoll „Nix deutsch" und taucht hastig in der Nacht unter. — „Nanu, sind wir so gefährlich? Da scheint man uns ja gut angemeldet zu haben!" —

Nach langem Umherirren und manchem Heldenkampf mit wütenden Dorfkötern entdecken wir aber doch endlich die gesuchte Nummer. Auf unser nicht eben sanftes Klopfen öffnet uns hastig ein altes Mütterchen und führt uns unter einem Schwall unverständlicher Worte in die Küche. Wir reichen ihr beide die Hand zum Gruß. Mit großen, fragenden Augen schaut sie uns an, dann streckt sie uns zögernd die Hand entgegen. Wir lachen ihr froh ins Gesicht und bedanken uns für ihre Gastfreundschaft, die sie uns gewähren will. Sie scheint zu verstehen, was wir sagen wollen, zieht sich aber schnell wieder in eine dunkle Ecke des Zimmers zurück. Was müssen wir nur für fürchterliche Menschen sein!

Nach einer gründlichen Reinigung setzen wir uns mit sehr gesundem Appetit an den Tisch und packen unsere Abendverpflegung aus. Deutsche Butter, Wurst, frisches, gesundes Brot, als Ergänzung Schokolade, Zigaretten, Zigarren, Tee mit Rum. Die Angst in den Augen der alten Frau ist einem großen Staunen gewichen. Als sie einen Topf mit Kartoffeln vom Ofen nimmt und sich wieder in ihre Ecke zurückziehen will, laden wir sie zum Mitessen ein. Da ist der Bann gebrochen. Sie setzt sich zu uns und beginnt zu sprechen. Nun ist das Staunen auf unserer Seite. Ihre deutschen Sprachkenntnisse reichen ganz gut für eine Unterhaltung aus. Nun sitzt sie

zwischen uns, ißt deutsches Brot mit deutschen Soldaten. „Riko", ihr kleiner Hund, sitzt ihr zu Füßen und schnappt die Wurstpelle. Während wir mit ihm spielen, erzählt sie, daß alle Leute im Dorf von den deutschen Soldaten so viel Schlimmes gehört hätten und sich aus Furcht vor den „Barbaren" nicht aus den Häusern wagten. Die deutschen Soldaten bekämen nichts zu essen, würden in die Häuser eindringen und wären sofort mit der Waffe zur Hand, wenn ihre Wünsche nicht gleich erfüllt würden. Überhaupt das deutsche Volk müsse hungern und würde gezwungen, von früh bis spät für einen Hungerlohn zu arbeiten. —

Erst horchten wir auf, jetzt aber wußten wir genug. Das war ja übelste Greuelpropaganda wie 1918! Ein herzhaftes Lachen über so viel Blödsinn zwingt auch ein Lächeln in das zerfurchte Gesicht der alten Frau. Und dann sprechen wir von unserer deutschen Heimat, berichten ihr, wie deutsche Frauen und Kinder leben, daß es eine Freude ist, Deutscher zu sein. „Bei uns braucht niemand zu hungern, wir arbeiten und schaffen für unser Volk, wir nehmen niemandem etwas weg, wir wollen nur unser Recht. Wir sind keine zügellosen Räuber, wie man Ihnen erzählt hat, froh schaffen die Menschen in meiner Heimat!" —

Immer tiefer gerät Gerhard in Eifer, immer glühender werden unsere Worte. Hier wird Deutschland angegriffen, und wir sind seine Soldaten, bestimmt, mit den Waffen gegen seine Feinde zu kämpfen. Dieser Feind aber ist mit zwei ehrlichen Fäusten nicht zu fassen. Da brechen unsere Herzen auf, und mit heißem, jungem Zorn bäumen wir uns auf gegen diesen Wall der Lüge, gegen Haß und Verleumdung. Die Augen leuchten vor innerem Drang, diesen Schmutz hinwegzureißen von Deutschland, und wir finden Worte für diesen Kampfeswillen, die uns selbst staunen machen. — Mit Waffen durften wir nicht kämpfen, mit dem Glauben unserer jungen Herzen aber haben wir einen großen Sieg errungen. —

Noch viele Stunden sitzen wir an diesem Abend unter der Petroleumlampe in dem kleinen, armen Bauernhaus. Der Mann ist heimgekommen, und auch er sitzt unter uns, raucht deutsche Zigarren, die wir erst vor einer Stunde an der Feldküche empfangen hatten. Trotzdem er ein alter wortkarger Mann ist, beginnt auch er bald zu erzählen. Er spricht noch besser deutsch als die Frau, denn er hat im österreichischen Heere den Weltkrieg mitgemacht und berichtet nun von dieser Zeit. — Je länger diese beiden alten Menschen sprechen, um so fließender finden sie die deutschen Worte, die seit Jahrzehnten in ihnen verschüttet lagen. Bald stellte sich heraus, daß sie

eigentlich den guten, deutschen Namen „Häusler“ einmal vor zwanzig Jahren getragen haben. Heute steht eine junge Generation deutscher Soldaten vor diesen beiden Alten und bringt den Ruf der großen, vergessenen Heimat wieder zu ihren welken Herzen. Nicht ungehört verhallt der Ruf des Blutes in diesen beiden.

„Gute Nacht, Frau Häusler!“ Wie seltsam ihr diese Worte klingen! — Still, aber mit großen Augen, in denen etwas von unseren heißen Worten steht, gehen die beiden Alten zu Bett.

„Du, Gerhard, ich glaube, heut erst haben wir das Sudetenland erobert! Heute weiß ich, daß man auch tief im Herzen Soldat sein muß, denn heute haben wir einen Sieg errungen, auf den ich stolz bin wie ein Feldherr auf eine gewonnene Schlacht!“ — Wir strecken unsere müden Glieder in die buntkarierten Betten und möchten in diesem Augenblick mit keinem König tauschen. Noch lange dringen gedämpfte Worte aus dem Schlafzimmer der beiden Alten in die Nacht. —

Vierzehn Tage blieben wir in diesem Dorf. Wie diese beiden alten Menschen, haben wir auch die anderen Bewohner von dem Wert des deutschen Menschen überzeugt. Als eines Tages unser Trompeterkorps im Dorf erschien und wir nach einem frohen Platzkonzert einen schneidigen Parademarsch vor unserem Batterieführer machten, da standen die Leute zahlreich an der Dorfstraße, klatschten Beifall, und der eine oder der andere hob schüchtern den Arm zum Deutschen Gruß, wie sie es manchmal von uns gesehen hatten. Deutsches Soldatentum, deutsche Manneszucht hat Haß und Verleumdung zerschlagen.

Als wir der alten Frau zum letztenmal die Hand zum Abschied reichten, sagte sie mit Tränen in den Augen: „Ihr seid doch liebes Bursch'!“ — So spricht kein Feind, so kann nur ein Mensch sprechen, der es ehrlich meint.

Wieder sitzen wir im Sattel, wieder rollen die Geschütze über die Berge. Jetzt aber liegt die Heimat vor uns. Oktober geht zu Ende. Rauh weht uns der Bergwind schon entgegen. Doch was macht uns das jetzt aus! Wir sind in diesen Wochen bessere Soldaten geworden, als wir es vorher waren. Noch einmal reiten wir durch das Land, das wir heimführen durften ins Großdeutsche Reich. Unberührt tragen wir unsere Waffen zurück und haben doch gekämpft. Die Kraft unseres Glaubens an das deutsche Soldatentum hat mehr als eine Schlacht gewonnen. —

So ritten junge Soldaten
Ins Sudetenland! —

Mit der mot. Aufklärungs-Abteilung

Aus dem Tagebuch eines Kradmelders

von Gefr. d. R. Detmar Feuerhake, Krefeld

Dienstag, den 11. Oktober. Gestern in den Nachmittagsstunden waren wir unter dem Jubel der erlösten Bevölkerung in Wolfschlinge, Schreckenstein und Aussig an der Elbe eingezogen. Heute soll es nun bis in die äußersten Ecken des deutschen Sprachgebietes gehen. Ein trüber Tag ist es, kein schönes Fahren auf dem nassen Asphalt. Um 8 Uhr setzt sich die A.A.mot in Bewegung. Es ist das gleiche Bild wie beim Einmarsch, der gleiche Sturm der Jugend, die noch nicht ganz erfaßte Freude der älteren, die stille ausdrucksvolle Ehrfurcht der Ältesten vor dem Feldgrau, das sie seit der Gebietsabtrennung zum erstenmal wieder sehen dürfen. Manch alter gebeugter Bauer zieht seinen Hut, er ist stumm vor Glück und sieht sich die letzten Tage seines Lebens noch als deutscher Staatsangehöriger verbringen.

Aber wir sind jung, wir fühlen nur selten den Gedanken des Alters nach, fahren dahin über die Straßen, sind guter Dinge und lachen. Heute geht's zunächst in der geschlossenen Abteilung. Feldwege, Waldwege, kleine Dörfer; über Höhen, durch schmale Täler. Es ist ein herrliches Stück Land, ein kerndeutsches Land. Gegen Mittag reißen die Wolken auf, eine warme Herbstsonne scheint. Das Laub ist in schönster Färbung. Es glänzt alles in den melancholischen Tönen des kommenden Jahresendes. Kein Staub sperrt uns die Sicht. Der Wagen des Kompaniechefs, der vor mir fährt, zieht in sicheren Kurven die Serpentinen hoch. Es ist etwas Neues für uns, dieses Bergfahren, etwas was einem pommerschen Truppenteil in der Heimat nur selten geboten werden kann. Weiter rollt die A.A.mot. Wir fahren 40 km, es ist für uns schnelle Kradschützen ein Zuckeltempo. Aber wir machen ja einen rein friedensmäßigen Marsch, da eilt es nicht so.

Man denkt nach über dieses große Erlebnis. Man fährt und ist mit seinen Gedanken ganz wo anders. Wie lange sind wir eigentlich schon unterwegs? Wie lange bleiben wir noch in diesem herrlichen Lande? Man kann es sich gar nicht mehr vorstellen, daß man vor knapp drei Wochen noch beim Reichsparteitag in Nürnberg war. Zuviel hat sich in dieser kurzen Zeit zusammengedrängt. Das Ausrücken zum Manöver aus Stettin, das Hören der Nachrichten über die Spannung der politischen Lage, die sonnigen

Manövertage in Schlesien und der plötzliche Einsatz als Besetzungstruppe. Der Abschied vom letzten Quartier im schlesischen Mertschütz und der erste Jubel in Rumburg. Traurig ist einem zumute, wenn man an die kommenden Abschiedsstunden denken muß. Denn dann heißt es auch den grauen Rock ausziehen und das bürgerliche Gewand anziehen müssen. Es sind seltene Gedanken, die man während einer solchen Fahrt hat. Aber man fährt. Man steuert sicher seine 12pferdige BMW.-Maschine, die einem liebgeworden ist, wie ein Stück persönlichen Eigentums.

Kurz vor Dauba Halt. Verpflegungsausgabe. Fahre mit dem Chef nach vorne zur Befehlsausgabe des Kommandeurs. Die eigentliche Aufgabe der A.A.mot beginnt nun mit dem Ansatz von Spähtrupps, die Träger der eigentlichen Aufklärung sind. In großen Bögen werden sie durch noch unbesetztes Land fahren, um an späten Nachmittagsstunden sich beim Gros der Abteilung in Brotzen zu sammeln.

Kurz und klar sind die Befehle, klar und deutlich die Wiederholung seitens der Spähtruppführer. „Anwerfen! — Aufsitzen! — Anfahren!" Motore brummen. Die letzten vollen Backen werden leergekaut. Ich fahre nach hinten an der anfahrenden Kompanie vorbei. Scherzworte fliegen hin und her. Man will vom Kradmelder immer alles wissen. Das wohin und wie weit, und so etwas von der allgemeinen Lage. Wir marschieren. Die Spähtrupps sind weg, das Gros fährt geschlossen nach Brotzen. Wir Melder fahren vor, um den Weg auszukundschaften, an Straßenkreuzungen einzuweisen und die Straße abzusperren. Man ist ganz Tempo. Von vorne nach hinten und wieder nach vorne jagt man, überbringt Meldungen und Befehle. Jetzt arbeitet die A.A.mot. Was vorhin ein Anmarsch war, wird jetzt ernstfallgemäß weitergeführt. Der Laie würde wenig von dieser Arbeit sehen können, er sieht eben nur eine fahrende Kolonne. Sieht nicht hinter die Kulissen, hört nicht die laufend eintreffenden Funkberichte der Spähtrupps, die sofort in die Karten eingetragen werden.

Fahren vor der Abteilung her in ein kleines Dorf. Die wenigen Bewohner legen noch Hand an die letzten Ausschmückungen. Sie sind überrascht, als wir plötzlich auftauchen, nach dem Weg fragen. Sie können nicht jubeln, sie können uns nur still die Hand drücken. Nie werde ich es vergessen, wie eine Mutter mir ihr Jüngstes entgegenstreckte, damit es zum erstenmal einen deutschen Soldaten berühren könne. So etwas geht durch und durch. Blumen steckt man uns an, Kuchen bringt man uns und die ewig gleiche Frage: „Kommen noch mehr? Wann kommen die Fußtrup-

pen?“ Wir sind ihnen scheinbar zu schnell wieder weg. Aber es eilt. In der Ferne hören wir schon Fahrzeuggeräusch. — Nun sind wir auf der Straße Leipa-Prag. 45 KM a Praha lesen wir. Eine herrliche Betonstraße, die sich weiß durch das Tal windet in langgestreckten Kurven, die zu durchfahren einen Genuß nach den vielen Feldwegen bedeutet. Bauern hinter dem Pfluge eilen begeistert an die Straße, der Fuhrmann hält sein Gefährt an. Schwer hat das Joch auch auf der Landbevölkerung gelegen, sie bringen nur ein Jauchzen, einen Erlösungsschrei hervor, der einem aber selbst all das ausgestandene Leid nachfühlen läßt. Wir verlassen die Straße. Steil geht es herauf mit einem weiten Blick ins Tal, das sich in der Ferne, durchzogen von dem Straßenband verliert. Auf dem jenseitigen Hange steht der rotgefärbte Buchenwald in der ganzen Pracht einer Herbstsonne. Es ist ein leuchtendes, wogendes Meer, das auch uns jetzt nach kurzer Steigung empfängt und aufnimmt. Berge und Höhen in dieser Lieblichkeit und Mannigfaltigkeit, wer hat das schon von uns Söhnen Nord- und Ostdeutschlands gesehen? Es ist wie in einem fremden Land, und doch gehört es nun allen. Der Begriff „Unser“, der uns immer wieder in der Inschrift „Wir danken unserer Wehrmacht“ begegnet, gilt uns Soldaten jetzt ebenso umgekehrt beim Anblick dieser neuen Heimat.

Brotzen. Wir stellen unsere Fahrzeuge auf dem Marktplatz auf und sichern uns igelförmig. Fahre zu den Sicherungen, um die Skizzen abzuholen. Da steht das erste schwere MG. Geschickt getarnt im Rübenfeld. Weit vor der Beobachter auf einer Strohmiete. Gen Westen richtet es seinen Lauf. Am Horizont die untergehende Sonne, blutrote Wolken lassen schlechtes Wetter ahnen. Weit schweift der Blick bis zu den Bergen von Leitmeritz. Ich lege mich neben den MG.-Schützen. Still ist es um uns und zwischen uns. Da kann nicht viel geredet werden, man steht zu sehr unter dem Eindruck der Erlebnisse, dieses Blickes und der scheidenden Sonne. Irgendwo im Dorf singt einer „Es ist so schön Soldat zu sein...“ Und wenn wir auch müde sind und nicht so saubere Klamotten am Leib wie in der Garnison haben. Und wenn wir auch manchmal verdammt hart und laut fluchen, es ist etwas Packendes, was man in solchen Momenten erlebt. Da vergißt man diese verbiesterte Schlauchpanne neulich nachts im schlammigen Waldweg. Da vergißt man den Kleinkram, den man manchmal für so überflüssig hält, der aber so nützlich ist. Da fühlt man nur eins: Du bist jung, hast gerade Knochen, einen freien Blick und frischen Mut; bist deiner Aufgabe und deiner Pflicht bewußt. Bist sorgenlos. Dein Aufgabenbereich

ist durch die Pflicht umrissen und gekennzeichnet. Durch die alltägliche Pflicht, die Erziehung deiner selbst zur Einhaltung dieser Pflicht. Du lebst den schönsten Teil deiner Jugend als deutscher Soldat.

Bummle auf meiner 285 zum Gefechtsstand und gebe die Skizzen ab. Betrete einen der sauberen Bauernhöfe, um mir all den Staub abzuwaschen. Man lädt mich ein, bietet mir Kaffee und Kuchen an. Man gibt es gerne, man ist ja als Soldat Allgemeingut der Bevölkerung und wird auch in diesem Land wie bei Muttern aufgenommen. Es wird dunkel; bin noch einmal draußen bei den Sicherungen und bringe ihnen Verpflegung. Eigentlich sollten wir schon am frühen Abend abgelöst werden, aber es dauert noch etwas, bis die Fußtruppen den schnellen motorisierten Verbänden folgen können. Es beginnt zu regnen... Leicht tropft es auf die dichte Laubdecke der Bäume. Ein Schütze der Panzerspähkompanie hat seine Ziehharmonika rausgeholt, sitzt unter dem Regenschutz der Bäume und spielt. Die Dorfbevölkerung kommt hinzu. Sie freuen sich an den munteren Weisen, an dem nie versiegenden Soldatenhumor, der auch bei einem beginnenden Landregen nicht versagt. Ihnen war seit lange schon die Lust an Sang und an Fröhlichkeit vergangen. Und so stehen nun jung und alt, vermischt mit den Soldaten, untergehakt fröhlich singend. Der Kerl mit dem Quetschkasten hat allerhand los. Soldatenlieder und alte Volksweisen klingen auf. Wehmütiger Soldatensang und frohe Marschlieder. Wir sitzen im Chefwagen, das Verdeck ist hochgeklappt. Wer weiß, was es in dieser Nacht noch alles zu fahren gibt, da nehmen wir lieber noch mal vorher einen ordentlichen Zahn. Der Regen tropft leicht auf die Planen. Und wieder gehen die Gedanken weit weg, man träumt so vor sich hin. Der eine mag bei diesem anheimelnden Gesang an zu Hause denken und Heimweh bekommen. Ich habe nur das Gefühl, daß auch hier an solchen Abenden die Kameradschaft geboren werden kann, nicht nur draußen auf dem Schlachtfeld im Kampfe ums Ganze. Es ist eine große Vorbereitung dafür.

Wie lange wir so gesonnen haben und über dem Sinnen eingeschlafen sind, weiß ich nicht. Es war plötzlich wieder eine Unruhe um mich, der Ruf „Melder" ließ mich vollständig wach werden. „Fahren Sie zu den Sicherungen. Sicherungen sofort einziehen und auf dem Marktplatz in der alten Marschfolge sammeln." Das Spiel der Ziehharmonika war verschwunden. Eintönig rauscht jetzt der Landregen nieder. Überall werden Motoren angeworfen, Scheinwerfer leuchten auf, langsam ordnet sich die Marschkolonne. In knapp 10 Minuten wird alles fertig gemeldet und langsam

beginnt der Marsch. Ein letzter Gruß der Bevölkerung und schon hat uns die dunkle Nacht verschluckt. Es soll noch ungefähr 60 km weit gehen in Quartiere. Dazu der Regen. Kann ja nett werden. Stahlhelm ins Gesicht, Kragen hoch und ganz klein machen auf der Maschine. So geht es schon eher. Eine letzte Melodie des Quetschbül geht einem durch den Kopf: „Schön blühen die Heckenrosen...!" Man summt sie eine Weile, dann aber achtet man nur noch auf den Weg und auf den Vordermann.

Die große Prager Straße ist erreicht. Das Tempo erhöht sich. Verdammt glatt heute. Man hört nur seine Maschine arbeiten, hört nur den Wind sich unter dem Stahlhelm fangen. Irgendwo an einem Gasthof an der Straße stehen eine Handvoll Mädels und Jungens; durchnäßt sind sie, aber bei jedem Fahrzeug das laute und jauchzende Heil; allein auf der spiegelglatten Straße fahren wir vor nach Auscha, um den Weg der nachkommenden Kolonne frei zu machen. Der Marktplatz ist leer; das Rathaus liegt da so ruhig in seiner nächtlichen Stille, wie es eben nur in einer Kleinstadt sein kann. Vereinzelte Menschen tauchen im Regen auf, um schnell in einer Haustür zu verschwinden. Doch da kommt schon das erste Fahrzeug. Mit der Taschenlampe zeige ich die Kreuzung und die Richtung an. Und nun rollte die Kraftradschützen-Kompanie an mir vorbei. Es ist trotz Regen und nächtlicher Späte das Bild der disziplinierten Marscheinheit. Im trüben Licht der Straßenbeleuchtung taucht die schwere Beiwagenmaschine auf. Der Schütze im Seitenwagen ist kaum zu sehen, er hat sich möglichst klein gemacht, auch der Fahrer ist zusammengekauert. Sein Gesicht glänzt vor Nässe, der Regen läßt keine Brille zu. 30 m vor der Kurve schaltet er runter, man hört, wie er Zwischengas gibt, und ruhig schneidet er die Ecke an. Es ist bei jedem gleich. Man sieht ein Licht, und husch ist es vorbei. Und der nächste. Ein Zugführerwagen, gleich zwei Melder und dann wieder neun Beiwagenmaschinen. Ab und zu ein Zuruf: „Wie lange noch in diesem Dreckwetter?" Die großen L.K.W.s, die Gulaschkanone mit Köbes, dem rheinischen Koch. Das Schirrmeisterkrad. Man kennt ja jede Maschine, weiß so gut, wer nun kommt und wer jetzt. Und wo der fährt und wo dieser sitzt. An der Kolonne entlang geht es wieder nach vorne. Die Augen zusammengekniffen, die Knie fest an den Tank, so geht es ab. Kurzes Hupensignal, die Fahrzeuge fahren rechts ran. Mechanisch winkt der Begleitsitzfahrer „überholen". Verdammt glatt heute. Möchte jetzt nicht bremsen müssen. Aber die Fahrdisziplin der Kolonne ist gut. Alles fährt korrekt rechts ran; das macht der Drill des Fahrens, den wir in Stettin so oft ver-

wünscht haben. Da stimmt das alte Wort: daß es im Schlafe genau so sitzen müsse. Und schon bin ich wieder vorne hinter dem Chefwagen. Häuser tauchen auf. Ein großer Marktplatz, buntbewimpelt, doch zu nächtlicher Stunde menschenleer. Aber da sind ja auch schon unsere Quartiermacher. Scheint also Schluß zu sein für heute. Die Rathausuhr schlägt 2 Uhr. Auf dem Schützenplatz stellen wir unsere Fahrzeuge auf, die nötigen Sachen werden ausgepackt. „Kompanie stillgestanden!" — — Noch einmal Kommandos. Das hört jeder gerne. „Schütze Meyer bei Frau Schulze, Schütze Lautenschläger bei Frau...!" Die Quartierzettel werden verteilt. „Kompanie weggetreten", und müde, naß, aber glücklich ob dieses erlebnisreichen Tages, begibt sich jeder zu dem Bürger, dessen Obhut er anvertraut ist.

Es singen die Motoren einer Kompanie

von Oberltn. d. R. Walther Krantz, Lippehne (Neumark)

Im September 1938 überstürzten politische Geschehnisse sich so, daß man ihnen kaum zu folgen vermochte. — Zur objektiven Schilderung gehört Abstand von Ereignissen und vom Erleben. Nicht befugt, maßgeblich zu beurteilen, was ich aus der Perspektive des Soldaten erlebte, kann ich nur schildern, was schon zu einem Abschnitt europäischer Geschichte geworden. — Gestern noch im Beruf und neben ihm als Sturmführer vor meinem SA.-Sturm, durfte ich heute einer motorisierten Kompanie Führer sein! War es nicht, als wenn unser Führer uns noch einmal alle Schönheiten unseres Vaterlandes zeigen wollte, bevor es zu dem Einsatz kam, dessen letzte Konsequenz zur Zeit niemand voraussagen konnte? — Die Schönheiten dieses Vaterlandes, das zu jedem Einsatz verpflichtete!

Divisionen der deutschen Wehrmacht rollten! — — In weitem Bogen durch Spreewald und Thüringen, Main-Franken und die Oberpfalz sangen die Motoren der Kompanie im Divisionsverbande ihrem Bereitstellungsraum an der Westgrenze der Tschechoslowakei entgegen. Irgendwelche Zweifel des Zieles waren dem Soldaten auch ohne offizielle Bekanntgabe selbstverständlich nicht mehr vorhanden, aber er schwieg und befand sich auf der jahresüblichen Herbstübung. — Je weiter wir gen West-Südwest rollten, desto dichter säumte die Bevölkerung besonders in den großen Städten Straßen und Wege, um so zahlreicher wurden die Blumen, die

uns zugeworfen wurden, um so herzlicher klang das „auf Wiedersehn" unserer Volksgenossen, die still und staunend eine gigantische deutsche Wehr an sich vorüberziehen ließen. — — Dort am Rande der Hauptstraße im nächtlichen Halle zog ein alter weißhaariger Herr seinen Hut, barhäuptig erwies er einer Kompanie des nationalsozialistischen Deutschland seinen Gruß. — Aufrecht im Führerwagen stehend salutierte ich, sah lange zurück, ein stilles Gelöbnis im Herzen. — —

Am 27. 9., dem letzten Tag einer längeren Rast, wurden in H. Erkennungsmarken und Verbandpäckchen ausgegeben. Welcher Soldat weiß nicht ihre Bedeutung! — Die Kompanie wartete auf ein Wort. Vor mir standen die Jungs, mir anvertrautes, heiliges Gut. — „Vertraut auf Gott und unsern Führer, Kameraden! Nie in der Geschichte konnte eine Armee so vertrauensvoll einem Befehl entgegensehen wie heute! — Warum, meine Kameraden? Politisch und militärisch hat unser Volk einen Führer, diesen Führer, unsern Oberbefehlshaber Adolf Hitler!" — — Wenn ein Wort sich bewährt hat, so dieses, der Gruß der Kompanie bewies es mir. Bereit für die letzte Konsequenz fehlte nie der Glaube an eine friedliche Lösung. Und mein Glaube wurde Glaube der mir anvertrauten Kompanie. Erfahrungen aus dem Felde und aus der großen Volksschule der SA. trugen auch im Volksheer ihre Frucht. — An diesem Tage wurde ich zum reichsten Mann, ich hatte das Vertrauen der 200 Männer meiner Kompanie. — Auf dem Marktplatz einer kleinen Stadt um einen uralten Brunnen stand das Bataillon im Viereck zum Gemeinschaftsempfang der Rede des Führers im Sportpalast, ein schweigender Block von Männern im Stahlhelm. Stolz und gesammelt hörte er die Hammerschläge der Worte seines Obersten Befehlshabers, seines ersten Soldaten. Und aus dem Stolz hämmerte Entschlossenheit, eiserne Soldatengesichter bewiesen sie. Innerlich und äußerlich wurde der Helm fester gebunden, die letzte Bindung gab am nächsten Tage im Feldgottesdienst das Wort vom Geist der Kraft. Kaum noch Zweifel — die politischen Ereignisse, Nachrichten, Meldungen rückten sie näher, jetzt war sie kaum noch zu leugnen die politisch notwendig gewordene letzte Konsequenz für den Soldaten. — Stolz, verbissen, fest blieb seine Haltung. — Warum wurde mir wohl von einem fremden Mädchen eine Rose spontan an den Feldrock geheftet, warum senkten sich dabei deren Augen, warum glichen unsere Fahrzeuge einem Blumengarten, als der Befehl zum Abmarsch überall eine Geschäftigkeit sehen ließ, die aufhörte, als die Motoren ihr kraftvolles Lied sangen gen Bayreuth, Richtung Ober-

pfalz! — Ausgegebene Karten der Tschechei wurden gesichtet, Spannung wurde zur Hochspannung, in meinem Führerwagen wurde es still, die 20 Jahre von 1918 bis heute waren verweht — — Hunderte von Kilometern folgte die Kompanie in wunderbarer Marschdisziplin durch deutsche Gaue, Tag und Nacht... Hoch oben in den waldigen Ausläufern des Fichtelgebirges war der nächste Standort der Kompanie. — Ein Befehl rief mich zum Regiment, für das Bataillon die Bereitstellungsräume an der Grenze für den Einsatz zu erkunden und festzulegen. — Nach Erfüllung des Auftrages verlangte mich die Kompanie. — Irgendeine Nachricht war durchgesickert. Vor dem Appell, bei der Inspektion der Flugabwehr brachte am 30. 9. ein Melder — mit seinem Krad zur Höhe hastend — eine Meldung: Die Nachricht vom Münchener Abkommen. — Die Menschen oben, die kaum noch Lust hatten ihren Acker zu bestellen, weil er im Schußbereich der tschechischen Artillerie lag, beugten die Knie. Befreit von einer ungeheuren Last, atmeten sie auf, in ihrer unmittelbaren Gefahrenzone hatte sie unser Gleichmut und unser Vertrauen in die Kraft des Führers nicht völlig beruhigen können. — Ich nahm die Kompanie zusammen, kündete die neue Wendung. Sie mußte uns überraschend kommen, weil Zeitungen und Rundfunk fehlten. Wieder hatten sich große Ereignisse vollzogen. — Hatte der Führer sie nicht gelenkt?! — Der Führer hatte gehandelt, heraus aus seiner Stärke, schöpfend aus der Geschlossenheit seines Volkes. Mit gefalteten Händen trat der alte Bauer zu uns Soldaten: „Gott und der Führer haben uns und der Welt den Frieden erhalten!“ — Allen wollte er die Hände drücken. — So wurden Glaube und Vertrauen gerechtfertigt, so kam der Umschwung in Europa, für die Welt, so wurde das Schicksal eines auf Unwahrheit und Betrug aufgebauten Staatengebildes besiegelt. — In letzter Stunde rettete ein Mann den Frieden und befreite einen Volksstamm von jahrelanger Drangsal. — — Das deutsche Heer stellte sich um auf friedlichen Einmarsch, reibungslos. Unsere Geschäftigkeit wurde eine andere, Spannung wich einer wunderbaren Erwartung. — Und wieder rollte die Division: eine Nacht an der Grenze, noch eine. Eine Besprechung beim Bürgermeister von Bärnau vereinte alle Kompanie-Führer des Regiments. — Ein Mann vom Freikorps erläuterte den befohlenen Weg des Einmarsches, den Weg des Friedens. Welche Vorarbeit hatten diese Männer unter Einsatz ihres Lebens für den Deutschen Generalstab geleistet, um der Truppe Überraschungen zu ersparen! — Männer der illegalen SA., verwegen, einsatzbereit, Deutsche, die ihr großes Vaterland allem andern voranstellten!

In einer ehernen Endlosigkeit erreichte das Regiment die Grenze, Panzerspähwagen als Sicherung voraus, begleitet von Aufklärungsflugzeugen. Nachmittags 4 Uhr fiel der Schlagbaum vor dem Regiment. — Die Motoren sangen im Sudetenland. — — Jubelnd standen verhärmte Menschen in den Dörfern, unendliches Leid sprach aus ihren Gesichtern. War die Freude erst unfaßbar für sie? Wandten sie sich ab, um ihre Tränen nicht sehen zu lassen? — Blumen über Blumen bedeckten unsere Fahrzeuge, Hände streckten sich, alles war nur ein großer heißer Dank für den Mann, auf dessen Befehl wir diesen gequälten Brüdern nun ihre kaum noch erhoffte Freiheit bringen durften, wir Soldaten des nationalsozialistischen Deutschland! — In Zigaretten, Blumen, Äpfeln, in einer Semmel, die mit Tränen ein altes Mütterchen mir reichte, fand die Freude ihren Ausdruck. — Aufrecht im Wagen stehend durchfuhr ich ein Spalier von weinenden, lachenden, jubelnden deutschen Menschen an der Spitze meiner Kompanie, die ebenso mit Gaben überschüttet, ob ihrer tadellosen Haltung bewundert und bejubelt wurde.

Man schämte sich der eigenen Kleinheit, fühlte sich nicht würdig in Gedanken an den Großen, für ihn allein hier den Dank entgegennehmen zu dürfen! — Mein Gott, es ist zuviel! — — So hielten wir Einzug in deutsches Land, überwältigt von der Größe dieses Geschehens, entzückt von seiner wunderbaren Schönheit.

Das militärisch geschulte Auge unterließ nicht Erwägungen ernsterer Art angesichts des zerklüfteten und bedeckten Geländes, wie der Einmarsch hätte sein können, wenn eine ebenbürtige Macht ihn uns hätte verwehren wollen. — Im ersten Unterkunftsort stand der Ortsvorsteher mit seinen Amtswaltern zur Begrüßung der deutschen Truppen. Ihm verschlugs die Sprache, als er mit seinem Dank an den Führer mir eine tschechische Fahne überreichte. — Unsere Befreiten holten alles aus ihren teils vermauerten Kellern, sie selbst wollten auf Stroh liegen, um uns Soldaten ihre Betten zu überlassen. — Auf dem Dorfanger stand abends die Kompanie umgeben von den Volksgenossen und sang. — Die Mädel trugen ihre besten Kleider, die Frauen die kleinen Kinder im Arm. — Soldatische Worte des Dankes an den Befreier, den Besten der Deutschen, aus Ordnungsgründen Übernahme der Militär- und Zivilgewalt durch mich als den dienstältesten Offizier. — Der Dienst endete nach Besprechung mit dem Ortsvorsteher, Inspektion der Ortssicherung, des Parkplatzes und der Quartiere, die Kompanie konnte einer Einladung ins Gasthaus folgen. — — Da saßen sie, die Bauern mit

den knorrigen Gesichtern und verarbeiteten Händen und hörten aus dem eiligst wieder herbeigeschafften Lautsprecher des Führers Worte aus Eger — — zum erstenmal als freie Menschen. — Feuchte Augen und verkrampfte Hände — — sie sagten alles! — Draußen erklang das erste deutsche Hornsignal — — sie horchten auf und wurden noch stiller und wieder wurden die Augen naß. — — Schweigend gingen wir ins Quartier — wir schliefen die erste Nacht im freien Sudetenland.

Und wieder schmetterte Hornsignal in den frühen Herbstmorgen. Nachts war Befehl zum Weitervormarsch gekommen. Bei meiner Kompanie als Vorhut meldete sich der Führer der Panzerspitze. — Wieder das gleiche Bild. Größer die Städte, dichter die Bevölkerung, Blumen über Blumen, alle Häuser geschmückt, Transparente über den Straßen, Bilder des Führers und Henleins und Fahnen — — unsere Fahnen! In Weseritz auf dem Markt sprach der Artilleriekommandeur, die Hände hoben sich zum Dank und Gruß an die Freiheit. — Ich stand an meinem Wagen, Hand am Helm, als eine Frau mir einen Kornblumenstrauß ans Koppel heftete: „Nur ein kleiner Dank für unsern Führer und seine Soldaten", sagte sie still. Dann stand eine Mutter mit einem Kindchen im Wagen vor mir, um nur eine Blume bat sie, die ich ihrem Jungen in den Wagen legen möchte. Sie sollte eine Erinnerung sein an den Tag, der ihm eine freie und frohe Zukunft kündete. — Ich mußte mich abwenden, meine Hand gehorchte nicht ganz, als ich einer deutschen Mutter schlichte Blume wiederum einem Kind in den Wagen legte. — Ich schämte mich nicht, als ich mich über den Wagen beugte, das Kind mit großen Augen den Mann im Stahlhelm lächelnd ansah und ich ohnmächtig zu sprechen eine kleine blaue Blume auf weißes Kissen legte. — — Wo wird wohl der Platz dieser Blume sein? — Im stillen Heim einer sudetendeutschen Mutter hängt ein Bild des Führers, hervorgeholt aus langem Versteck — und unter seinem Glas eine kleine Kornblume! — Deutsches Wesen — deutsche Mutter! — —Weißt du, was du diesem Manne schuldest?!

Und weiter rollten die Kolonnen, immer mehr schwoll das Gefühl der endlichen Befreiung des deutschen Stammes in ein Inferno des Dankes und der Tränen, des Jubels und der Freude. — Vor der international festgelegten späteren Demarkationslinie kam es zum Halt, die Kompanie bezog wieder Unterkunft, ein Zug die Feldwache in Pottin vor einer von den Tschechen zur Sprengung und mit Baumsperren vorbereiteten Brücke.

Da führte ein Schütze der Feldwache einen tschechischen Parlamentär zu

mir: den Koch hätte er mitgebracht, der hier im Dorf seinen Karabiner vergessen hätte — ich möchte die Nachsuche gestatten. Mit dem Befehl, mich zu seinem Kommandanten zu führen, fuhr der Parlamentär mit einem Schützen auf dem Zweisitz des Kraftrades voran 5 km ins Niemandsland. In meinem Wagen saß zwischen zwei Soldaten der unglückliche tschechische Koch. — Mit diesem „Zitter"-Mann konnten die Tschechen wirklich keine Ehre einlegen! An einem Waldrand standen 20 tschechische Soldaten einer Art Feldwache, ein wenig sauberer „Stabsunteroffizier" wurde vernommen, der Weg fortgesetzt zum „Kommandanten". Auf einem Gutshof die Ansammlung einer bunt zusammengewürfelten Gesellschaft von tschechischen Soldaten, Gendarmen und „Finanzern", im Hintergrund einige Zivilomnibusse. — Ich bedeutete dem Kommandanten, daß der Soldat sein Gewehr wiederhaben möchte, spräche zwar für seine Soldatenehre, nach der Besetzung durch die deutschen Truppen gäbe ich aber nicht die Erlaubnis, es zu suchen. — Mein Eindruck von diesen Leuten war schlimm. — War ihre offensichtliche Depression Folge ersten Erkennens, in welche Lage eine verlogene verbrecherische Führung sie gebracht? Sie salutierten, wir traten den Rückmarsch an, nicht ohne eine gewisse unbehagliche mitleidige Regung, wie sie uns Deutschen leider und meist zu unserm eigenen Schaden so sehr liegt. — Waren diese Soldaten nicht ein Stück des Betruges des Herrn Staatspräsidenten, wäre es ehrenwert gewesen, mit ihnen die Klingen zu kreuzen? — — Das Bataillon wird verlegt. Unterwegs erfreut den Regimentskommandeur die gute Haltung der Kompanie. Ich weiß, daß ich ihrer sicher sein kann bei diesem hervorragenden Führerkorps von Offizieren und Unteroffizieren! — In der neuen Ortsunterkunft betrete ich die Bauernstube meines Quartiers. Ein alter Mann erhebt sich und bekränzt an der Wand das Bild eines österreichischen Offiziers, steht dann schweigend mit gefalteten Händen. — Ich lege still die Hand an den Helm. — „Nun weiß ich, wofür mein Sohn in Galizien gefallen ist!" — Ich drücke dem alten Vater die Hand. Sein Wunsch sei nun erfüllt, jetzt könne er sterben, sagt er schlicht. — — Es ist Anfang Oktober... keine Kartoffel ist geerntet, kein Saatkorn in der Erde. Seit gestern hilft die ganze Kompanie, soweit sie nicht Wachtdienst hat, Überläufer weiterleitet und Fahrzeuge instand setzt, in Gemeinschaftsarbeit mit den Bauern fürs ganze Volk in der Hackfruchternte: volksdeutscher Einsatz! Kühe und Ochsen sind die Zugtiere, Pferde sind ohne Bescheinigung von den Tschechen entführt, Panzerwagen waren die Häuser beschießend durchs Dorf gefahren, Rundfunkapparate beschlag-

nahmt, Strohhaufen, unter denen sich Frauen verborgen hatten, mit Bajonetten durchstoßen, Moskauer Söldlinge hatten Angeberdienste geleistet. — Wertvoll und aufschlußreich sind die Schilderungen der Ortslehrer, die meist den Sammelpunkt für das Deutschtum, seine Förderung und Bewahrung bildeten. Kaum glaublich, was diese Menschen an Drangsalierungen erdulden mußten. Die Kinder sind mit ihren Lehrern verwachsen. Der Oberlehrer hier erzählt, daß einmal bei einer Schulvisitation die Kinder vom Blatt die tschechische Nationalhymne singen sollten. — Wie auf Kommando haben die Kleinen vor den Augen des tschechischen Inspekteurs die Blätter zerrissen, ein Henleinlied gesungen und ihn so zum beschämenden Rückzug gezwungen. — Helden sind diese Menschen, sie wollen's aber nicht sein, immer wieder betonen sie, dem Führer und ihrem großen Vaterland seien sie solche Haltung schuldig. — Ich sage es der Kompanie, ihre Freiheit haben unsere Brüder durch ihre Haltung selbst verdient. Ihre Sorge um uns, die wir ihnen die Freiheit sichern und bringen durften, ist aufopfernd.

Wieder stand die Kompanie auf dem Dorfanger und sang, wieder lauschte eine andächtige Dorfgemeinde den frischen Soldatenliedern. — Im Dorfkrug erzählten wir vom Altreich und vom Führer und seinen Soldaten, vom Nationalsozialismus, der uns die Volksgemeinschaft gelehrt.

22 Uhr Zapfenstreich! — Nach dem schweren Tagewerk schlief die Kompanie. Eben hastet der Ortsvorsteher von Haus zu Haus, durch Rundfunk seien von Konrad Henlein für 24 Uhr Dankesfeuer befohlen, auf jeder Höhe sollten sie brennen! — Da wird Brennmaterial geschleppt und an Ort und Stelle gefahren. Im Bauernrat verkünde ich die selbstverständliche Teilnahme der Kompanie an der Kundgebung. „Och, Herr Oberleutnant, lassen's doch die armen Soldaten schlafen, sie haben den ganzen Tag so gewerkt!" — — „Wenn ihr, meine lieben Bauern, unsere Jungens von der Wehrmacht noch nicht kennt, so sollt ihr sie jetzt kennenlernen! Um 23 Uhr 25 lasse ich wecken, 20 Minuten später steht die Kompanie!" — Ungläubiges Staunen auf der ganzen Linie. — Der Unteroffizier vom Dienst holt den Hornisten. — — 23 Uhr 25 schmetterte das „9. Kompanie" und „Sammeln" durch das kleine Dorf. Die Zugführer waren informiert. In den Häusern wurde es hell. 23 Uhr 45 meldete der dienstälteste Offizier vollzählig die Kompanie auf dem Appellplatz. — Aus tiefem Schlaf hatte sie ein Befehl gerissen, staunend vermerkten es die Dörfler. Kopfschüttelnd stand der Ortsvorsteher: „Herr Oberleutnant, Sie sind ein Preuße und zeigen uns preußische Disziplin." — — „Nein, mein Lieber, das sind die Soldaten des Füh-

rers! — — Ihr Wille zur Volksgemeinschaft erfordert Unterordnung des einzelnen unter das Ganze, erfordert Disziplin und setzt die Bereitschaft zur Hintansetzung von Wünschen und Interessen des eigenen Ichs voraus! — Der Einsatz in der Ernte ist nicht Befehl, aus sich selbst werken sie, Arbeiter — Soldaten. — Das ist das Ethos des Nationalsozialismus, den die Kompanie euch hier vorlebt." — — Im Schweigemarsch erreichte die Kompanie auf der Höhe den lodernden Feuerstoß, gleichzeitig fast von allen Bergen im Umkreis ein Aufleuchten! — Auf den Stahlhelmen wie ein Zauber sein Reflex, umloht die jungen Soldatengesichter, schweigend von den Dörflern mit erhobenem Arm begrüßt, umrahmte die Kompanie das Feuer. — Zum stillen Dankgebet wurde dieses Schweigen, nach des Ortsführers und meiner Ansprache zum jauchzenden Gelöbnis für Führer, Volk und Großdeutschland in den Liedern der Nation. — Im ganzen Sudetenland lodern in dieser Nacht die Freiheitsfeuer lange von Höhe zu Höhe, kündend in ihrer heiligen Glut die endgültige Heimkehr eines deutschen Stammes zur Allmutter Deutschland. Ihre Flammen trugen den Dank zum Himmel, den Befreite für ihren Führer im Herzen getragen, sie leuchteten der abrückenden Kompanie, unter deren Schutz deutsche Brüder dem Morgenrot ihrer völkischen und nationalen Freiheit ruhig und stolz entgegenleben konnten. — —

Und wieder singen die Motoren: der Kompanie, des Bataillons, des Regiments, der Division, der Divisionen, des grauen Giganten deutscher Wehr... nun der Heimat entgegen im Bewußtsein erfüllter Pflicht einsatzbereiten Soldatentums. Eine wunderbare Probe hatte es bestanden, das junge deutsche Heer, unermeßlich sein Erleben in der Mitgestaltung Großdeutschlands. Eine Minute vor 12 hatte der Führer den Zeiger der Uhr angehalten, die in den Septembertagen Schicksalsstunden schlug, deren Schwere an uns vorübergegangen war. — Ihr Schlag hatte uns bereitgesehen, jede Stunde, jede Minute, jede Sekunde. In dieser stolzen Gewißheit festgefügt, trugen jetzt die Motoren die Kompanie der Heimat zu. — Sie sangen ein Lied für den Führer, das Lied von der Freiheit eines Volkes, das Lied von Großdeutschland, das Lied von seinen Soldaten, die das heilige Hoheitszeichen nicht nur außen auf dem durch der Väter Blut geadelten grauen Rock, sondern auch in einem durch ihren Führer geläuterten Herzen tragen — für immer! — — Hinter uns lag ein Stück Weltgeschichte, vor uns und in uns der starke Glaube an den Mann, der Deutschland ist.



„Als wir am 8. Oktober den Raſtplatz, eine Bergwieſe hoch oben im Erzgebirge erreichten, zog über uns ein tſchechiſches Beobachtungsflugzeug ſeine Kreiſe, ſchnell verſchwand es in Richtung der Demarkationslinie.... Wenige Stunden ſpäter brauſten Kette auf Kette, Staffel auf Staffel des Hindenburggeſchwaders über unſere Köpfe hinweg. Das erſte deutſche Geſchwader über dem befreiten Sudetenland! Ein ſtolzer, unvergeßlicher Augenblick nicht nur für die Bevölkerung, ſondern auch für uns Soldaten!"

Photo: Gefr. von Bitter, Hamburg

Jubel und Begeiſterung umbranden die Befreier

Photo: Untfz. d. R. Fritz Emde, Berlin



Von Not und Leid wiſſen dieſe Frauen und Männer des Dorfes Kunzendorf zu berichten, aber in ihren Geſichtern ſpiegelt ſich nun der Glaube an eine beſſere Zukunft, die mit dem heutigen Tage Einzug gehalten hat, wieder.

Photo: Untfz. d. R. Fritz Emde, Berlin



Der „König von Sablat"

von Gefr. Hans Unterberger, Bad Reichenhall

In München hatte der Frieden gesiegt. Die Spannung war gewichen. Zum zweiten Male in einem Jahre überschritten wir die Reichsgrenze als Spitzenkompanie. Unser Stolz — unsere Verpflichtung.

Bunkerlinien im Moldautal waren nur mehr interessant. Die Waffen, die sie in feuerspeiende Ungetüme verwandeln, hatte eine mutige Politik unwirksam gemacht. Etappe um Etappe rückten wir vor, als die Waffenträger des wehrhaften Volkes, das allein durch den Willen zum letzten Einsatz den Krieg verhinderte und 20jähriges Unrecht in Recht verwandelte. Über Glöckelberg, Schöneben, Andreasberg führte unser Weg. Stets das gleiche Bild, das ungezählte Kameraden, die am Einsatz Tschechei teilnahmen, erlebten: erschütternde Not, grenzenloses Elend, unverwischte Spuren der Tyrannei, aber noch mehr Freude, Vertrauen und Zukunftsglaube.

In Andreasberg brachen wir zum letzten Marsch auf. Ehe der 10. Oktober ein Halt gebot, mußte die Kompanie die Sprachengrenze bei Sablat erreicht haben. Bei peitschendem Regen und Sonnenschein überquerten wir die Höhenrücken des Böhmerwaldes in altbewährter Marschsicherung — unser Hauptmann voran. Am späten Nachmittag lag Sablat zu unseren Füßen, wir stiegen hinab ins Tal und empfingen die ersten Grüße von der Jugend. Wir marschierten ein, nein, wir zogen ein, wir eroberten ein kleines Städtchen, nein, vielmehr: wir eroberten die Herzen der Bewohner. Heilrufe, Tücherschwenken, Herbstblumen, wehende Fahnen und schmucke Girlanden, die immerwiederkehrenden Beweise überglücklicher Menschen. Und wir, die dankbar Empfangenden, die Soldaten des Führers, die Künder der Befreiung. Es mögen manche enttäuscht gewesen sein, als wir durch Sablat hindurchzogen, um Feldpostenstellungen zu erkunden und auszubauen. Aber bei dem Soldaten gilt: erst Sicherung, dann Ruhe. Hierauf begann das Leben in dem neuen Standort zu pulsieren. Die Brücke zur Bevölkerung hatte das gewaltige Erleben, das glückhafte Gefühl der endgültigen Zusammengehörigkeit geschlagen, die persönliche Annäherung vollzog sich durch die unmittelbare Ansprache des „lieben Nachbarn", der einem auf der Straße begegnete.

Das Leben in Sablat hätte sich kaum von dem benachbarter „neuer

Standorte" unterschieden, wäre nicht plötzlich der „König von Sablat" aufgetaucht. Wer war dieser neu gekrönte „König", wer konnte es nur sein, wer hatte ihn gewählt? Die Frage blieb nicht lange ungeklärt. Als eine bekannte hochragende Gestalt mit kühnen, raumgreifenden Schritten um die Ecke bog, meinte ein Dorfbewohner: „Da kommt er" — „wer denn?" — „der König von Sablat!" — unser Kompanie-Chef, unser Hauptmann. Und damit fühlten sich alle Jäger geehrt.

Wir wußten nun, seit unserem begeisternden Einzug hatte sich Sablat zum Königreich erhoben. Unser Chef war sein Beherrscher, wir das schützende Heer, der „Spieß" der „Minister des Innern", der Fourier der „Wirtschaftsminister", der vor allem auf gute Außenhandelsbeziehungen mit Prachatitz, der Verpflegszentrale, zu sehen hatte und schließlich nicht zu vergessen, der Rechnungsführer, dem als „Finanzminister" die Sorge um die Kauffähigkeit der Jäger oblag. Die Ämter des „Kriegs- und Außenministers" vereinigte der „Oberste Landesherr" in seiner Person.

Unser Leben hatte eine besondere Note erhalten. Wir fühlten uns in der gehobenen Stellung den Kameraden der benachbarten Bezirke weit überlegen. Selbstherrlich befahl der „König" den Einsatz seines Heeres zur Friedensarbeit, zur Bergung der Ernte. Die Ärmsten lud er zu Gast an die Feldküche, um die ärgste Not zu lindern, bis der ununterbrochene Nachschub aus der Heimat einsetzte. Zur Sicherung des neu pulsierenden Wirtschaftslebens und der Kaufkraft der Bevölkerung wurde der großzügige Erwerb von Waren untersagt. Mit Bedauern mußte mancher Jäger eins der allzu begehrten Kopftücher zurücklassen, das er vielleicht seiner „fernen Geliebten" zugedacht hatte. Aber all die Maßnahmen, die dem neu gegründeten Gemeindewesen zum Wohle gereichten, fanden volles Verständnis und — mußten es finden. Unser „König" war der „erste Diener seines Staates". Jeder Volksgenosse konnte zu ihm kommen. Wo die Verhältnisse es erlaubten, wurde ihm geholfen.

Den Frieden sicherte der weitere Ausbau der Feldposten und ihrer Verteidigungslinie und die ständige Besetzung. Eine strenge Kontrolle durch den „König" selbst erhöhte die dauernde Bereitschaft. Zum ersten Male nach zwei Jahrzehnten fühlten sich die Bewohner wieder geborgen. Es war uns leider versagt, dieses Gefühl auch auf die Volksgenossen zu übertragen, die noch jenseits der Markierungslinie um ihre Zukunft bangten, nachdem ihnen die Heimat auf wenige hundert Meter nahegerückt war. Aber auch ihnen brachte die endgültige Grenzziehung die Befreiung.

Nachdem so der Frieden gewährleistet war, erfaßte die Menschen wieder neue Lebensfreude, und der König gedachte der Verpflichtung panem et circenses; Brot und Spiele. Das Volk jubelte ob des großen Sportfestes, zu dem Gäste benachbarter Einheiten geladen waren. In den Jubel der Darbietungen mischten sich Mitleidrufe, als die „armen Soldaten" bei einem „schikanösen" MG.-Lauf ihre Lungen auspumpten, um von dem Munde der Schönsten ihren Siegespreis zu holen. Wer wäre da nicht gelaufen? Die Fülle der Leistungen förderte den Stolz auf die Jäger und die gemeinsame Feierstunde am lodernden Feuer vertiefte das Zusammengehörigkeitsgefühl. Um die militärische Schlagkraft der kleinen Armee unter Beweis zu stellen und zu erhalten, führte sie ihr „oberster Kriegsherr" an die Bunkerlinie des benachbarten Bezirks und ließ sie dort in der Zusammenarbeit mit Panzerwagen, dem Einsatz von Sprengmitteln, Handgranaten und Nebel stürmen.

So wuchs das gegenseitige Vertrauen, Gemeinde und Kompanie verschmolzen immer mehr. Beinahe in jedem Haus waren die Soldaten daheim. Der Abschied wollte kein Ende finden, als unsere Aufgabe erfüllt war, und wir den Rückmarsch antraten.

Das kleine Königreich Sablat wurde wieder zur Gemeinde, zur Gemeinde des Großdeutschen Reiches. Unser ungekrönter König war „nur mehr" Kompaniechef und — Ehrenbürger von Sablat und die „königliche Armee", die einfachen Jäger der alten Kompanie — bereichert um ein geschichtliches Erleben.

Herbst 1938

von Stabsarzt Lothar Ullrich, Crossen/Oder

1

Nur selten schiebt der behäbige Wind einen Wolkenvorhang vor den Blauhimmel, der das weite, erntegesegnete deutsche Land überspannt. Mit dem jungen September ist ein Abgesandter des Meister Herbst gekommen, dessen Einzug die Sonne lachend beschaut.

Dunkel und unwetterdrohend lastet ein verhangener politischer Himmel über den Menschen. Die Luft ist vergiftet. Blitze der Leidenschaft wetterleuchten herein, und ferner Donner gerechter Empörung rollt auf.

In banger Erwartung kommender Entscheidung drängt sich jedem einzigen die Sorge um Erhaltung des eigenen, bescheidenen Glücks und die Furcht vor seiner Zertrümmerung auf. Ahnungsschwer gehen Gedanken und Blick zurück ins Schicksalsjahr 1914. Die Sorge um Volk und Reich drängt immer stärker in den Vordergrund. Presse und Rundfunk berichten, beruhigen, empören sich, fordern, urteilen.

Alles schaut auf den Führer. Seine Entscheidung möge kommen!

So steht die Sorge im herbstschönen Land im September 1938.

2

Offiziere werden kommandiert. Einberufungen gehen hinaus. Vorarbeiten werden überprüft. Die deutsche Wehrmacht, des Reiches und seiner Ehre Schutz, beginnt, den Mobilisierungsmotor anzuwerfen. In weltbekannter Genauigkeit, Pünktlichkeit und bewundernswerter Organisation stellt sich eine Großarmee in Fechterstellung.

Wir kämpfen mit Schlaf und Müdigkeit um jede der 24 Stunden des Tages, die wir zur Vollendung der erhaltenen Befehle benötigen. Vergessen, überschwemmt und untergetaucht sind private Sorgen und Nöte; das Ich hat sich vorbehaltlos eingeordnet. Die Stunde und der Augenblick hat uns am Kragen; die Größe der Zeit hat uns gepackt: Pflicht, des Führers Befehl, das Deutsche Reich.

Zeitgerecht geht die Vollzugsmeldung der befohlenen Maßnahmen hinaus.

3

Die Truppe steht. Der Marschbefehl ist da.

Dem Abschied und seinen Empfindungen ist eine meßbare Zeit nicht zugesprochen. Erkenntnis der Stunde und ihrer Forderungen läßt allerseits keine lautklingende Begeisterung, sondern nur harte Entschlossenheit zu. Die Größe der Aufgaben und kommende Verantwortung reißt das Denken vorwärts.

Wir rollen auf des Führers Straßen der flammenden Grenze zu:

„Führer befiehl, wir folgen!“

4

Das Marschziel ist erreicht. Aufatmend und stolz können wir melden: „Die Vorbereitungen haben sich bewährt. Wir sind fertig.“

Vorhandene Zeit dient letztem Feinschliff.

Welches Datum, welcher Wochentag? Wir müssen nachrechnen, um es zu wissen. 30. September 1938! Was geschieht auf der Weltbühne? In München findet eine Viermächtekonferenz statt. Will und kann Verständigungswillen das Gewölk noch einmal aufreißen? Der Rundfunk tut es uns kund: es ist gelungen. Schier Unmögliches ist erfolgt. Das Münchener Abkommen ist abgeschlossen. Die Kriegsgefahr ist gebannt.

Unser Denken, unser Soldatendank, unsere Bewunderung steht beim Führer.

Ein glückliches, herbstbesonntes Wochenende ist dem deutschen Volk beschieden, das Zeit läßt dem Dank an die Allmacht für überreiche Ernte.

Was geschieht jenseits der Grenze, was werden die nächsten Stunden an Entscheidung bringen?

5

Benesch verschwindet. In der Tschecho-Slowakei stürzt Altes; Haßsaat wird umgepflügt. Planmäßige Besetzung deutschen Sudetenlandes wird befohlen. — Zur festgesetzten Stunde tritt die Spitze an.

Das deutsche Volk hat wieder Zeit und Recht zum Jubel, der uns bis zum Grenzschlagbaum rauschend begleitet.

Der Schlagbaum hebt sich. Deutsche Truppen, an ihrer Spitze ihre Kommandeure, rücken ins Sudetenland und holen deutsches Land zum Mutterland zurück.

Und da stehen sie, unsere Sudetendeutschen, weit vor ihren Dörfern, entlang den Straßen und recken uns die Hände entgegen. Bekränzt, beflaggt die Häuser. Herbstlicher Blumensegen überschüttet uns. In der Brandung des Jubels sehen wir Freudentränen. Unsagbares Leid hat sich in erschütternden Jubel gewandelt.

Wir nehmen den unendlichen Befreiungsdank des Landes, der dem Führer gilt, als seine Sendboten entgegen.

6

Quartier in einem Sudetendorf, unweit Marienbad. 40 Gehöfte bilden das Dorf. Die ungepflasterte Dorfstraße ist weich vom Herbstregen. In der Mitte des Dorfes blinkt der Dorfteich, auf dem zahlreiche Gänse- und Entenvölker schwimmen. Die Bevölkerung jubelt am Dorfeingang blumenschüttend und geleitet uns durch das tannenbekränzte Willkommensschild. Der Ortsleiter der SdP. richtet Begrüßungsworte voll Dank und Liebe

zum Führer an uns. 270 Kopf will die Gemeinde in Betten-Quartieren unterbringen: „Die deutschen Soldaten bekommen kein Stroh- oder Heulager; das wäre noch schöner.“ Und die Gemeinde schafft es.

Abends sitzen wir mit den Dorfbewohnern im Wirtshaus. „Herrgott, jetzt kommt uns erst so eigentlich und recht innerlich zu Bewußtsein, was zwischen gestern und heute geschehen ist. In all dem lauten Jubel sind wir zum Nachdenken noch gar nicht gekommen. Das deutsche Militär ist bei uns, und schon morgen vielleicht sind unsere Söhne deutsche Soldaten. Wir sind wieder daheim!“ Und dann geht's ans Erzählen von der Not und Qual vergangener Stunden. Jetzt müssen wir berichten vom Reich, vom Führer, vom Soldatenleben.

7

Die Ernte ist durch tschechische Drangsalierung weit im Rückstand. Die wehrpflichtigen Söhne sind geflohen, stehen in den Reihen des Freikorps. Da greifen Frauen und alte Männer zum Ackergerät. Schwerfällig ziehen die rotbunten Ochsen im Geschirr. Und wacker packen Soldatenhände zu: freiwillige Erntehilfe.

Eigenbackenes Schwarzbrot und schwarzer Feldflaschenkaffee ist das Mittagbrot unserer Sudetendeutschen; Butter und Federvieh muß verkauft werden, um Bargeld zu erhalten. Arm sind die Menschen. Wie gut schmeckt ihnen in unserer Gemeinschaft unser Feldküchengericht und das Kommißbrot. Rasch bahnt sich herzliche Freundschaft zwischen den Quartierwirten und uns an, wenn auch das gegenseitige Verstehen der Dialekte zu viel Zeichensprache und fröhlichen Übersetzungsversuchen führt.

Am Sonntag aber blinkt Wut in den Augen des „Feldküchenbullen“ Paul. Die Gulaschkanone raucht. Paul steht mit tatkräftig aufgekrempelten Hemdsärmeln und langer, weißer Kochschürze und rührt immer wieder mit der großen Schöpfkelle im Kessel. Wo bleiben die Essenholer? In jeder, aber auch ausnahmslos jeder Sudetenfamilie gibt es heute zu Ehren der Einquartierung Gänsebraten mit Rotkohl. Lange noch rührt Paul und wartet. Man hört ihn Eigenreden halten.

Am Abend wurde unser Sonntagsgericht mit der Dorfgemeinde im Wirtshaus als Gemeinschaftsmahl verzehrt. Und Paul kam zu verdienten Ehren und guter Laune.

Es gab an diesem Abend keinen Zapfenstreich.

Biblioteka Narodowa

8

An einem Abend ist das Dorf voll Unruhe und Aufregung. Gruppen stehen zusammen. Freude steht in allen Gesichtern. Die ersten Jungen sind zurückgekehrt. Bisher wußten die Eltern nur Ungenaues über deren Schicksal. Geflohen vor der Willkür tschechischer Soldateska und deren Erpressungen, wußte manche Mutter nicht, ob die Flucht des Sohnes über die grüne Grenze geglückt war. Oft war die Kunde gegangen, daß tschechische Zöllner einen Flüchtling erschossen hätten. Nur wenigen Eltern war ein Lebenszeichen über geglückte Flucht auf Schleichwegen überbracht worden. Nun waren die ersten zurückgekehrt. Nürnberg oder Hamburg oder Bayreuth haben sie gesehen. Die erstbeste Gelegenheit war ihnen zur Heimkehr kaum rasch genug gewesen. Und wieder gab es in den Quartiergemeinschaften ein Berichten und Erzählen, für das unsere Wirte durch Verschließen der Haus- und Hoftüren Zapfenstreichverlängerung erzwangen.

9

Zu ostwärtigem Vormarsch ist die Abschiedsstunde gekommen. Der angetretenen Truppe gegenüber ist groß und klein des Dorfes versammelt. Jede Familie hat ja „ihre" Soldaten.

Wir sitzen in der Schreibstube, sonst Werkstätte des Schneiders, und erledigen letzte Dienstobliegenheiten. Annähernd 4500 Tschechenkronen, nach deutschem Geld gut und gerne beinahe 500 RM., hat das Dorf an Quartiergeldern zu bekommen. Der Zahlmeister hat die Belege fertiggestellt. Der Ortsleiter soll zur Entgegennahme des Geldes erscheinen. Da kommt im Sonntagsanzug in Stärke von drei Mann der Ortsvorstand. Der Zahlmeister hat das Geld fein säuberlich aufgezählt und die Quittung vorbereitet. Nach Räuspern und Kratzen im Hals erklärt der Ortsleiter: „Das Dorf hat gestern beschlossen, von deutschen Soldaten für Quartiere kein Geld anzunehmen. Das Geld soll für zusätzliche Verpflegung der Truppe verwandt werden." Er streckt uns zum Einschlagen die Hand entgegen. Wir können es kaum fassen. Der Kommandeur macht den Vorschlag, das Geld Ortsarmen zukommen zu lassen. „Arm sind wir alle", sagt der Ortsleiter, „aber Ortsarme haben wir nicht." Zaghaft meint der Zahlmeister, man könne vielleicht die Dorfstraße herrichten von dem Gelde. „Da würden sich unsere Ochsen wundern", ist die Antwort.

Da wir einen Verpflegungszuschuß keinesfalls benötigten, anderseits der

Beschluß der Dorfgemeinde unverrückbar feststeht, wird gemeinsam beschlossen, das Geld dem Deutschen Winterhilfswerk zu überweisen.

So geschah's.

Mit herzlichem Händedruck, in Freundschaft und Zuneigung geht der Abschied zu Ende.

Wir rollen neuem Ziel entgegen.

10

Sudetendeutschland ist eingegliedert, Großdeutschland erstanden.

Nach erfüllter Aufgabe wird der Heimmarsch angetreten, mitten durch den Jubel des Landes.

Nach Tagen grüßt unser Heimatgau.

Ich nehme Abschied von den Reservisten: „Hat's euch gefallen?" Aus freudigen Gesichtern mit blanken Augen schallt es mir entgegen: „Es war unvergeßlich schön! Wir sind glücklich, an dieser ‚Freude-durch-Kraft-Fahrt' auf des Führers Befehl dabeigewesen zu sein; aber morgen kocht Muttern wieder!"

Wir sind wieder zu Hause. Erzählen, heißt es, erzählen!

Stolz und beglückt sind wir, bei der Befreiung des Sudetenlandes beteiligt gewesen zu sein und große Stunden des Reiches, die in die Geschichte eingehen werden, miterlebt zu haben.

Die Garnitur aus Komotau

Von Leutn. d. R. Fritz Blau, Schönebeck-Felgeleben

Noch klingt mir der brausende Jubel in den Ohren, mit dem uns die sudetendeutschen Brüder in den Städten und Dörfern bei unserem Einzug willkommen hießen. Das letzte Dorf ist erreicht. Vor uns, keine 300 m, verläuft die Demarkationslinie. Dahinter liegt das Gebiet der Tschechen.

Ein wenig müde und zerschlagen komme ich von der Aufstellung meiner Posten zurück und setze mich an den kleinen, wackligen Tisch des Bahnwärterhäuschens vom Bahnhof Teschnitz, um meine Meldung nebst Skizze an die Kompanie zu fertigen.

Es ist dunkel geworden, und ein leichter Regen rauscht herab. Hart und gleichmäßig hallt der Schritt des Postens vor dem Bahnhof in das über-

heizte Stübchen. Im Warteraum raschelt es im Stroh, die Ablösungen ruhen. Vom Dorf herüber dringt fernes Motorengeräusch. Ab und zu schallt der helle Ruf eines Postens. Sonst ist es wohlig still geworden. Knatternd saust mein Melder mit dem Krad dem Dorfe zu. Meine Meldung hat er wohlverwahrt in der Kartentasche. So, auch das wäre geschafft.

Ich trete vor die Tür und atme die kühle, feuchte Luft. Der Regen ist stärker geworden. Im tiefen Dunkel liegt der Bahnhof. Kein Signal, keine Weiche ist erleuchtet. „Es ist gut, daß keine Züge verkehren", denke ich und schaue den Schienenstrang nach, der sich blaßglitzernd in die Dunkelheit verliert.

Da schrillt es plötzlich hell und aufdringlich drin im Zimmer, so daß ich erschreckt zusammenfahre. Der Fernsprecher! „Hier Feldwache I, Bahnhof Teschnitz!" melde ich mich. Aus der Muschel dringt erst ein dünnes Summen, dann eine Stimme in Egerländer Mundart: „Hier Saaz, soebe isch eine Garnitur aus Komotau von hier abgegange!"

Ich verstehe nicht recht, will fragen, doch schon ist die Verbindung unterbrochen. Einen Augenblick noch halte ich ratlos die Muschel in der Hand. „Eine Garnitur von Saaz? Ja, was soll das sein?"

Ich gehe hinaus und treffe auf Viebig und frage ihn. Er weiß es nicht. Auch Adenauer, der hinzukommt, weiß nicht des Rätsels Lösung. Da macht das Glockenhäuschen unserem Kriegsrat jäh ein Ende. „Bim baum, bim baum!" haut es hinein in die Stille der Nacht, so daß wir mit einem Ruck die Köpfe wenden. Nun wissen wir Bescheid: „Es kommt ein Zug, der erste wieder seit dem Abzug der Tschechen!" Mein Gott, daß das so schnell geht, und kein Bahnbeamter auf dem Bahnhof!

Mit einem Satz ist Adenauer am Stellwerk. „Signal auf Einfahrt!" befehle ich. Drähte klingen aneinander, doch kracht ganz hinten höhnisch eine Weiche. Der nächste Hebel — und wieder nichts. Wir nehmen alle Hebel durch, und endlich, beim letzten hebt sich der Arm. Ganz hinten in der Kurve schiebt sich langsam, die Lokomotive hinten, der Zug heran. Ich erschrecke; sie fahren links, dann steht die Weiche falsch! Näher kommt der Zug, schon hört man das Rollen der Räder. „Der Hebel da, das ist der rechte", denke ich und reiße ihn nach oben. Adenauer dreht die Kurbel der Schranke, und Viebig winkt an der Sperre hinter dem Bahnhof mit rotem Licht: „Halt!" Mein Herz klopft, als jetzt der Zug über die Weiche fährt. Rattattaa, rattatta machen die Räder, dann gleitet der erste Wagen über die Weiche.

Gottlob! Dann hält der Zug mit schnaubender Lokomotive vor uns auf dem Bahnsteig.

Ich erhalte Befehl, daß drüben auf dem letzten tschechischen Bahnhof Miloſtin ein Zug mit deutschen Flüchtlingen eingetroffen sei, die wir zu übernehmen und in das Flüchtlingslager in Saaz weiterzuleiten haben. Was von uns nicht auf Posten steht, wird längs des Bahnsteigs verteilt. Ich schärfe allen ein, die Ausweise genauestens zu prüfen.

Und dann kommen sie. Plötzlich aus dem Dunkel tauchen sie auf. Man hat sie in Miloſtin ausgeladen und nun kommen sie entlang des Bahndammes in langer Reihe an. Sudetendeutsche Männer in tschechischen Uniformen, abgehärmte Frauen, übermüdete weinende Kinder, und immer mehr füllt sich der Bahnsteig. Rufen, Schreien, Lachen und Weinen; beängstigend wird das Gedränge; dazu der strömende Regen und die Menge der Kiſten, Kaſten und Bündel. Heller Schweiß perlt auf unserer Stirne beim Nachprüfen der Ausweiſe. Immer wieder müſſen wir mahnen, befehlen und anordnen. Der Regen klatscht jetzt unbarmherzig auf den unbedachten Bahnsteig. Frierend stehen die Menschen; einer nach dem anderen verschwindet im warmen Abteil, und immer mehr tauchen aus dem Dunkel auf. Wir arbeiten fieberhaft, doch es will kein Ende nehmen. Endlich kommt der letzte heran. Wir lauschen noch einmal in das Dunkel hinein, doch kein Rufen und kein Geräusch von Schritten kündet uns, ob nicht einige Verspätete im Anmarsch sind. Fertig! Ich gebe dem Zugführer ein Zeichen. Die Begleitmannschaft meines Zuges steigt ein. Langsam ruckt der Zug an.

Da geht es wie ein Brausen durch die lange Wagenreihe. Ein Jubelsturm klingt in die regenschwere Nacht: „Heil Hitler! Brüder, Brüder! ein Volk, ein Reich, ein Führer!“ Die Frauen schluchzen und Männer weinen. Und während der Zug aus dem Bahnhof rollt, da steigt ein tausendfacher Schrei zum Himmel: „Frei! Frei!“

Wir sind müde zum Umfallen. Bis auf die Haut durchnäßt stehen wir im strömenden Regen und sehen mit feuchten Augen uns an.

Um uns liegt wieder die schweigende Nacht. Nur in der Ferne noch ein schwaches Rollen. Und hinter der Biegung ein heller Lichtstreif am dunklen Horizont. Es sind die erleuchteten Fenster der „Garnitur von Komotau“.

Hier neues Prag

Von Gefr. Konrad Gaitzsch, Mittenwald

Nacht. — Dunkle Nacht. Kein Stern, kein Lichtschein über dem weiten welligen Land. Nur dort im Osten — ganz am Horizont, wo sich Erde und Himmel zu berühren scheinen, glaubt man, von Nord nach Süden ziehend, einen dunkleren Streifen zu erkennen. Aber nur der Beobachter, der das Land am Tage sah, weiß: Das ist der Böhmerwald, dort läuft die Grenze.

Und in diesen Tagen weiß jeder noch mehr: Hinter dieser Grenze steht deutsches Volk in tiefster Not.

Es ist der 27. September 1938.

Im Norden blitzt ein Lichtkegel auf. Es ist ein Kraftwagen — nein zwei; dicht hinter dem ersten fährt ein zweiter. Nur zwei dunkelblaue Schlitze sind seine Beleuchtung. — Abgeblendet.

In den Wagen sitzen je drei Mann. Im ersten darunter ein Offizier. Ihre Gedanken und abgerissenen Sätze sind noch bei der Rede des Führers, die sie erst vor wenigen Stunden auf einem Bauernhof hörten. Alle erwarten mit ruhiger Spannung die Ereignisse des nächsten Tages.

Wie hoch ist doch schon die Flüchtlingszahl?

Der vorauseilende Lichtkegel streift weißgetünchte Bäume, und schon neigt sich der Wagen in scharfer Kurve. Der grelle Schein lag für nur kurze Augenblicke auf einem schweren Geschütz. Die scharfen Schattenrisse, der kurze Lichtschein gaukelten dem Auge vier Rohre vor. —

Oder waren es wirklich vier? —

Kurz danach wird die Fahrt verlangsamt. Auf der Straßenmitte steht ein Soldat. Winkt. Der Wagen hält. Der Soldat ist einer von jenen alten Kämpfern, die noch den Weltkrieg erlebten. Sein zerfurchtes, hartes Gesicht mit dem struppigen Bart läßt dies erkennen.

Ein kurzer Wortwechsel; der Offizier erhält einen Briefumschlag — und weiter geht die Fahrt: Durch Ortschaften, Kurven und Wälder.

Zwei Stunden nach Mitternacht sitzt die Besatzung der beiden Wagen um den Ratstisch eines Donaustädtchens. Eine Zigarettenschachtel wird herumgereicht, sie langt eben für alle sechs. Mitten unter ihnen sitzt der Bürgermeister. Einmal ganz „außer Schale". Nur mit Nachthemd, Hose, Rock und Filzschuhen ist er den plötzlichen Gästen gefolgt.

Quartiere — Quartiere für Soldaten. Parkplätze für Kraftwagen. Dank

der gut vorbereiteten Arbeit aller Bürger ist die schriftliche Festlegung in zwei Stunden beendet.

Die Kompanie kann kommen.

Und sie kommt: Durch die dunkle Nacht rollen endlos unabsehbare Kolonnen. Kraftwagen an Kraftwagen. Kein Licht blitzt auf, nur die Motoren arbeiten, hier und da ist das Kratzen einer Gangschaltung zu hören.

Der Tag dämmert. Das rege Treiben auf der Straße, der Hauptschlagader in diesem Land, wird stiller.

Die Sonne bricht strahlend hervor und beleuchtet ein ruhiges Land. Kaum ein Wagen, keine Kolonne, nichts ist zu sehen. —

Und doch ist es ein Tag voll aufreibendster Spannung. Schaut nur: dort unter den Bäumen, da im Wald, in den Scheunen steht das nächtlich erwachende Treiben.

Überall sitzen Soldaten in den Stuben, und trotz der ernsten Gesichter erfüllt sie freudiger Stolz. Auch in der Bäckerei gegenüber sitzen fünf in der Wohnstube. Die Tochter mitten unter ihnen, und ihre Augen springen von einem zum andern.

Aber alle, Familie und Gäste, hören gespannt auf die letzten drahtlosen Meldungen, und erst als der „Egerländer" sie beschließt, wagt einer die Stille zu brechen. —

Genau zehn Tage später stehen drei von den nächtlichen Kommandos in vorderster Linie auf sudetendeutschem Boden. Dem Offizier gegenüber stehen drei Mann in erdfarbener Uniform und weißer Parlamentärflagge: Tschechische Unterhändler. Ihr einziger deutscher Satz ist: „Hier neues Prag."

Darin haben sie recht. Hier beginnt das Prag von morgen. Der Blick reicht weit nach Osten in die böhmische Ebene.

Endlich seid ihr da!

von Oberleutn. d. R. Näser, Ober-Waroldern, Bez. Kassel

Am 20. September stand ich abschiednehmend vor meiner Schulklasse. „Wir sind des Volkes Glieder, ein Leib sind wir, ein Geist, der uns beseelt als Brüder, des Name Deutschland heißt. Die Wurzeln, die uns tragen, sind tief in ihm versenkt. Drum, was wir tun und tragen, sei alles ihm geschenkt." So sangen wir, ehe sich die Schultür schloß. Dann ging's fort. Mit ruhigem Herzen stand ich bald in der Garnison bei und unter den

Männern im grauen Rock. Wir wußten das Schicksal Deutschlands in fester und führender Hand. Es ging auf die Reise, die deutsche Ostmark war die Marschrichtung. Und heute senden wir der Heimat tausend Grüße vom Strande der Moldau, da, wo sie im südlichen, sanften Bogen ruhig ihre dunklen Wasser durch deutsches Gebiet nordwärts führt. Sudetenland, welch' wechselndes Schicksal hast du gehabt, seit vor mehr als tausend Jahren deutsche Menschen hier siedelten und in hartem Kampfe zukünftigen Menschen die Wege bahnten. Kriege sind über das Land gegangen und zerstörten menschliche Arbeit. Nach der Perle in der Krone Österreichs verlangten so viele. Man dachte an die reichen Wälder, die gesegneten Fluren und die kostbaren Schätze im Schoße dieser Erde. Oder hat man auch mal an die Menschen gedacht? Wenn irgendwann auch an diese, so gewiß nicht, als man Millionen echter deutscher Menschen den Tschechen auslieferte. Dieses Werk dürfte eins der teuflischsten Dinge sein, die man in den Vorortverträgen von Paris mit kalter Hand und hartherziger Feder und Tinte unterschrieb und dann besiegelte. Oder hat wenigstens ein einziger stolzer und rassebewußter Engländer oder Amerikaner etwas Herzklopfen dabei gehabt? Und seit zwei Jahrzehnten nun brennt uns das Schicksal dieser Menschen auf der Seele.

Und immer und immer wieder mußte ein in sich schwaches Volk zusehen dem Leid und der Knechtschaft unserer volksdeutschen Brüder. Im Herzen trugen wir den Wunsch nach einem einigen Reich, dessen Grenzen da gehen, soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt. Und nun sind wir Zeugen einer großen Schicksalswende, wo Menschen heimkehren dürfen, heim ins Reich. Liebe Volksgenossen in der Heimat! Ich weiß es, ihr habt am Radio gespannt gelauscht und betenden Herzens an Deutschland, an seinen Führer geglaubt und an uns gedacht, die wir marschierten. Soll ich euch sagen, was wir dachten, als wir am Nachmittag des 1. Oktober unsern Fuß über die Grenze setzten und als die Räder unserer Autos uns hineintrugen in ein deutsches Land? Die Tschechen waren tags zuvor abgezogen, und in wenigen Stunden standen Ehrenpforten, flatterten Wimpel und Fahnen, und Stunde um Stunde warteten Mütter und Kinder und Männer, soweit sie nicht hatten flüchten müssen in den Schutz der deutschen Erde, auf die Befreier. Glaubt mir's, Worte sind zu klein, die Größe des Augenblicks zu schildern. Unser Weg führte uns etwas seitwärts der Marschstraße, auf der sich in bekannter Form die Truppen vorwärts bewegten. Dort eine kleine Häusergruppe, davor eine große

Schar Menschen! Ein hundertfaches „Heil Hitler!“ und „Sieg Heil!“ ertönt und will nicht enden. Wir müssen halten, wir steigen aus. Wir fallen uns in die Arme, wir drücken einander die Hand, ich küsse die Kinder. Dort der alten Großmutter muß ich besonders die Hand drücken, und wir liegen uns in den Armen, als drückte eine Mutter den nach langen Kriegsjahren heimkehrenden Sohn an ihr Herz, wie ich es einst nach Krieg und Gefangenschaft vor 18 Jahren erlebte. Worte? Ja, uns versagte die Stimme, und Tränen waren der Ausdruck dessen, was uns bewegte. Und als die Sprache wiederkam, was sagte sie da: Ach, wie haben wir auf euch gewartet!

Endlich seid ihr da! Endlich befreit ihr uns! Ein alter Großvater findet kaum Worte, und wie ein Alpdruck fällt es ihm vom Herzen, als er sagt: Wie bin ich so glücklich, daß ich das noch erleben kann! Und mit großen Augen schaut sein kleiner Enkel zu uns auf, der noch nichts wissen kann von der Größe dieses Augenblicks. Ich wende mich an die Kinder, die ich im Gedenken an die meinen daheim fest an mein Herz gedrückt habe. Ich erzähle ihnen, wie oft ich vor meinen Schulkindern vom Sudetenland und seinem Schicksal gesprochen habe, daß der letzte Gedanke ihnen gegolten hätte und, ihr sollt es einmal besser haben als eure Väter und Mütter, eure Großväter und Großmütter, und ihr werdet es besser haben. Dafür bürgt das Wort unseres großen Führers. Es wollte nicht aufhören mit Fragen und Erzählen. Doch es gab Pflichten und Aufträge, wir mußten weiter! Kreuz und quer geht es durchs Gelände, überall ein Winken, ein Rufen, ein Jubeln, und Blumen regnete es in den Wagen. — Zwei Stunden später: Dort steht eine große Volksmenge, wartend, etwas enttäuscht, daß der große Heerhaufen nicht hier vorübergezogen ist. Aber da kommen ja Soldaten, und mitten in der jubelnden Volksmenge steht unser Wagen eingeklemmt. Es wiederholt sich das erste Bild. Doch was steht da seitwärts? Ich traue meinen Augen nicht, ein Rundfunkwagen. Wie schnell doch alles geht! Eine kurze Bitte, und ich stehe vor dem Mikrophon. Was ich gesagt habe? Warum das noch mal erzählen, ihr habt es über alle deutschen Sender vernommen. Ihr werdet es euch denken können, das Herz war ja voll, und weinende Mütter verstanden mich. Es ist schade, daß nur unsere Worte durch den Äther gingen und der Jubel glücklicher Menschen. Ihre Tränen und ihre freudig bewegten Herzen müßt ihr euch ausmalen. Je größer ihr euch das Glück vorstellt, um so näher seid ihr am Ziel. — Wieder eine Stunde später, am gleichen Ort. Der Strom der Menschen hatte sich etwas verlaufen.

Wir halten am Gotteshaus. Wir gingen hinein. Wer uns sah, ging mit. Ich saß vor der Orgel. „Großer Gott, wir loben dich", so klang es durch das weite Gotteshaus. Alles stimmte mit ein, auch der Pfarrer, der sich hinzugesellte. Glücklich war er, daß wir da waren. Viel konnte er erzählen! Als wir wieder auf die Straße traten, trug man gerade seinen von den Tschechen beschlagnahmten Radioapparat wieder in seine Wohnung. Er war in der Eile der Tage dort oben im neuen Verwaltungsgebäude stehengeblieben und konnte seiner Bestimmung wieder übergeben werden.

Der Tag ging zur Neige. Nicht weit von den Ufern der Moldau! Vorwitzig, wie wir nun einmal sind, haben wir die Grenze des Erlaubten beinahe überschritten. Ehe ich kehrt machen kann, tritt aus der jubelnden Menge an der Moldaubrücke ein Mann uns entgegen. Im Namen seiner Gemeinde, es war Friedberg, begrüßt er die deutschen Befreier, und ehe man nur abwehren kann, böllern da oben am Rande der Stadt drei Böllerschüsse los. Nun, wir wußten, es galt nicht uns, es galt unserm Volke, der Mutter Germania, die ihre Kinder heimholt ins Reich.

Ein Tag, reich an großen Erlebnissen, ging zu Ende. Im Walde bauten wir unsere Zelte. Und dankerfüllten Herzens erklang es leise und innig: Nun, Brüder, eine gute Nacht, der Herr im hohen Himmel wacht. In seiner Güte uns zu behüten, ist er bedacht!

Ein Erlebnis

von Untfz. August Müller, Siegen/Westf.

Wenn ich heute ein Erlebnis berichten oder etwas erzählen soll von unserem Einmarsch in Südböhmen, dann geht es mir, wie es immer geht. Dann denke ich an ein Erlebnis, von dem man zu niemandem sprechen kann, das man höchstens für sich schreiben kann, so ganz und nur persönlich ist es.

Vieles haben wir erlebt in diesen Septembertagen. Eisenbahntransport, Quartier und Biwak waren Erscheinungen und Erlebnisse, wie sie jedes Manöver, jede Übung mit sich bringen.

In Pfaffenhofen an der Ilm, dem kleinen Endbahnhof unserer Eisenbahnfahrt, gab es schon etwas Neues. Nach einigen Tagen Wartens werden wir Mann und Roß und Wagen auf große Lastwagen verladen. KW.,

das heißt Kraftwagentransport. Dann kommen Tage, wo wir im letzten frohen Glanz schöner Septembertage die Landschaft Österreichs durchfahren, die schön an uns vorüberzieht. Dann kommen Nächte, wo auf den Straßen Österreichs Lichter aufleuchten; Lichter in endloser Kette, kilometerweit. Nächte, in denen wir in allen möglichen und unmöglichen Lagen zu schlafen versuchen. Nächte, in denen auf großen Fernlastern Pferde müde und gleichgültig die Köpfe hängen lassen und sich an einen solchen Transport nur schwer gewöhnen können. Unterbrechungen gibt's. „Halt! Aussteigen! Schieben!" Ein Hang, dessen Steigung die Motore in Kolonnenfahrt nicht ganz schaffen, unterbricht die Fahrt für kurze Zeit. Oder eine Stunde später: „Aussteigen! Pferde ausladen, tränken und füttern!" Dann wird der Regen, der nachts dünn und langweilig fiel, der einen im Wagen so schön dösen ließ, lästig und unangenehm. Diese Fahrt mit allen angenehmen und unangenehmen Unterbrechungen, in der eigenartigen Stimmung einer politisch zugespitzten, ungeklärten Lage, war ein Erlebnis. Aber mein Erlebnis war es noch nicht.

Am 1. 10. 1938 erreichte das Regiment auf seinem Marsch Leonfelden, unweit der tschechischen Grenze. Unterwegs hört man von der Abstellung eines J.-G.-Zuges an das I. Bataillon, das noch am gleichen Tage die Grenze bei Friedberg überschreiten soll. Welcher Zug ist es? Wir waren es, der III. Zug. Ausgeladen, gefüttert, angespannt war schnell. Ansprache des Kompaniechefs. Kommando: „Aufgesessen! Marsch!"

Welche Richtung wir marschierten, wo wir auf das Regiment stießen und uns in seine Marschordnung eingliederten, ist für die Schilderung meines Erlebnisses nicht von wesentlicher Bedeutung. Wir, d. h. der Zugtrupp, ritten vorne beim Bataillonsführer. 14.20 Uhr am 1. 10. überschritten wir in Anwesenheit des Kommandierenden Generals die deutsch-tschechische Grenze. Der Grenzübergang war für uns alle ein Augenblick herrlichen und großen soldatischen Stolzes. Der Jubel der Bevölkerung, die uns am Schlagbaum erwartete, war Ausdruck der Freude über endlich erfülltes und befriedigtes Warten und Freude über den Fall einer verhaßten Grenze. Wenn ich auch einen solchen Augenblick wohl kaum noch einmal erleben werde, denke ich doch bei der Erinnerung an den Einmarsch in Südböhmen an etwas anderes.

Auf dem Marsch von der Grenze nach Friedberg bleibt das Bild dasselbe. Das Bataillon setzt seinen Vormarsch nach Norden in der ersten Gliederung fort, überall von demselben spontanen Jubel, von derselben Be-



Der Führer an einem tschechischen Bunker bei Gr.-Mergthal

Photo: Feldw. Georg Kreuter, Leisnig/Sachsen



Der Führer in Kleinherrndorf

Photo: Untfz. d. R. G. Steindorf, Glauchau/Sachsen

geisterung empfangen. Ich habe den ganzen Jubel erlebt. Ich habe den tausendfachen Ruf: „Wir danken unserem Führer! Heil unseren Befreiern!“ gehört und habe mich geschämt, da ich nicht wußte, womit ich den Empfang verdient. Ich habe erlebt, daß man mir Milch gab, wo ich nach Wasser fragte, daß man kein Geld nahm, wollte ich Zigaretten kaufen. Ich habe erlebt, daß Männer ihre Röcke abrissen, mitgingen, mitgehen, immer mitgehen wollten. Ich habe Frauen, Mütter und Kinder lachen, froh und glücklich lachen gesehen. Ich habe Männer, harte und feste Männer weinen gesehen, so schwer und voll Glück war ihnen die Stunde, so schwer voll Elend und elender Unfreiheit war die Zeit, die hinter ihnen lag. Ich habe erlebt, daß mich die Größe und Feier des Tages ergriff, daß ich nicht mehr lachen konnte, wenn der Jubel am neuen Dorfeingang von neuem losbrach.

Dieser Jubel war anders als der, mit dem uns im Manöver ein Dorf empfängt, in dem wir Quartier beziehen wollen. Nicht weil er festlicher, stärker, stürmischer war, nein, wesentlich anders. Im Manöver freuen sich Kinder und Mädchen, wenn Soldaten ins Dorf kommen, Männer aber stehen ruhig und ernst daneben, voll verhaltener Neugier die einen, kritisch und vergleichend, die schon mal Soldaten waren. Hier schrien wohl die Kinder und warfen Blumen, die Freude aber war bei den Erwachsenen, hier aber waren die Männer, die Frauen voll einer hemmungslosen Freude, einer Bewunderung und Verwunderung, wie ich sie nie erlebte und sah. Mir aber war alles so schwer, daß ich nicht mitlachen konnte, wenn alles nur Lachen, Freude und Jubel war, sondern ernst zu Pferde saß und im Wesen nicht verstand, was mich so ergriff.

Nun kommt dieses kleine Erlebnis, das fast winzig erscheint in dem Glanz, dem himmelanstürmenden Jubel der befreiten Menschen.

Friedberg hatten wir gerade hinter uns. Das Heilrufen wurde schwächer. Nach einer starken Steigung, bei der an jedem Fahrzeug eine Traube von drückenden und schiebenden Helfern hing, blieb der Weg auf einer flachen Höhe. In sumpfigen, sauren Wiesen lagen einzelne Höfe. Den Wiesen, dem Weg und den Höfen sah man an, wie groß Not und Dürftigkeit waren, in der die Leute hier lebten. Dann verschwanden Wiese und Höfe, da der Weg in einen Wald einbog. Auf einem der vielen Wege, die von allen Seiten auf unsere Vormarschstraße mündeten, standen Leute. Ältere Männer und Frauen, die in ihren dunklen Kleidern einen sonntäglichen Eindruck machten. Sie mochten sich unterwegs getroffen haben, als sie von den einzelnen Höfen herunterkamen, den Einmarsch zu sehen. Da der Weg nach

Friedberg weit, sie aber alle Wege der Umgebung kannten, hatten sie abgeschnitten und erwarteten hier die Truppe. Auch sie riefen „Heil“ und hoben ungewohnt, steif und gar nicht wie wir Soldaten den rechten Arm. Wir stiegen ab, um die Geschütze abzuwarten, da der Zugführer noch einmal nach dem Rechten sehen wollte. Wir standen also da bei den Leuten. Sie gaben uns die Hand, fragten dieses und jenes, wir sahen unsere Pferde nach und antworteten. In allem merkt man die große Freude dieser Leute. Einer der Männer kommt nun zu mir. Er sagt nichts, er fragt nichts. Er sieht nicht nach meinem Pferd und nicht nach meinem Gerät, sondern sieht nur mich an. Er faßt mich mit festem Griff am Arm und sieht mich mit suchenden, sonderbaren Augen an. Tränen? Weint er? Lacht er? Beides. Ist sein Weinen Freude? Ist in seinem Lachen nicht ein schwerer Ernst? Dieses Gesicht eines Bauern, eines deutschen Bauern, das ruhig und klar war wie die Landschaft, durch die wir seit Tagen zogen, dieses Gesicht, dessen Augen mich unverwandt angesehen, ist mein Erlebnis gewesen. Dieser Mann, von dem ich nicht wußte, ob er lachte oder weinte, dieser Mann hat mir alles gesagt, was ich unterwegs nicht verstand, obwohl er kein Wort zu mir gesprochen hat.

Wir ritten weiter und unterwegs habe ich es mir so zurechtgedacht und klar gemacht:

Nicht nur, daß wir mit Waffen und Pferden kamen, nicht nur, daß wir Kampfwagen und Flugzeuge hatten, nicht, daß wir viele, in ihren Augen sehr viele waren, war der Grund ihrer Freude, ihrer Heilrufe und ihres endlosen Jubels. Aber, daß wir Soldaten waren eines Reiches, zu dem auch sie gehören und gehörten, seit sie und ihre Väter denken können, daß wir Söhne waren eines Volkes, dessen Sprache ihre Sprache und dessen Sitten ihre Sitten sind, eines Volkes, das nicht zugibt und gleichgültig duldet, daß auch nur ein Tropfen seines Bluts jenseits seiner Grenzen leidet und unterdrückt wird. Daß wir Soldaten sind des Führers, auf den sie wie wir gewartet haben, an den sie wie wir geglaubt haben, der ihnen viel versprochen und alles gehalten hat. Und endlich, daß wir Träger waren einer Idee, die auch sie erfaßte und zwang, derentwillen auch sie gelitten hatten und daß wir ein Beweis waren für die Kraft, Stärke und den Sieg dieser Idee.

Deshalb haben sie gerufen, deshalb haben sie gelacht und geweint und Blumen geworfen und ihre Freude und ihr Glück gar nicht alle fassen können. Deshalb liefen Männer, vor Freude fast von Sinnen die Marsch-

kolonne entlang mit Heilrufen, als sei es eine Prozession, die in ein armes Land ein heiliges Wunder bringt.

Da habe ich hinterher die Freude nachgeholt, die zuerst nicht recht aufkommen wollte in mir. Stunden später bin ich erst ganz stolz darauf gewesen, daß ich mit unter den ersten war, denen dieser Jubel galt.

Werde ich nun heute gefragt nach meinem Erlebnis bei unserem Einmarsch in Südböhmen, dann muß ich jenes Mannes gedenken, dessen Gesicht und wortloses In-die-Augen-Sehen mir diesen Einmarsch erst zu einem Erlebnis gemacht hat.

Ein Ungedienter

von Stabszahlmeister Jungheim, Hannover

Es ist der 29. September 1938 abends. Die Lastkraftwagenkolonne steht auf der schmalen Uferstraße der Donau kurz vor Linz. Die Dämmerung ist hereingebrochen, die Lichter von Linz spiegeln sich in den Wassern der Donau.

Seit dem frühen Morgen des 28. sind wir auf dem Marsch, wir, das auf Lastkraftwagen verlastete Infanterie-Regiment. Wir sind von Ingolstadt abgefahren. Die Bevölkerung der Stadt, der unsere Aufgabe in diesen kritischen Tagen kein Geheimnis sein konnte, hatte Blumen und Liebesgaben auf die Wagen geworfen. Dann war der Vormarsch auf schmalen und staubigen Straßen Stunde um Stunde weitergegangen.

Unsere Tagesziele für den 28. 9., die gegen Abend erreicht werden sollten, hatten um Sigharding gelegen, 60 km vor Linz. Jedoch war es bei den schlechten und schmalen Straßen nicht möglich gewesen, sie zeitgerecht zu erreichen. Trotz Weitermarsches die ganze Nacht hindurch waren wir erst am 29. 9. gegen Morgen in Sigharding angelangt. Und dort lag bereits der neue Marschbefehl für den 29. 9. vor. So blieb nichts anderes übrig, als den Vormarsch sogleich fortzusetzen.

Jetzt am Abend haben wir Linz erreicht.

Sechsunddreißig Stunden, mit nur kurzen Unterbrechungen, saßen die Fahrer der Ferntransporter am Steuer. Nur bei manchen Wagen ist auch der Begleiter Fahrer, so daß gegenseitige Ablösung möglich war. Ich führe den Verpflegungstroß des I. Bataillons, bestehend aus drei Lastkraftwagen.

Es ist uns gelungen, aus der schmalen Marschstraße in eine kleine Seitengasse, das „Zaubertal", abzubiegen. Während die Kolonne rastet, laden wir unter einer Straßenlaterne die Lebensmittel der drei Wagen so um, daß wir mit einem Wagen in den frühen Morgenstunden den Einheiten unseres Bataillons die Verpflegung für den nächsten Tag zuführen können.

Mich quält eine Sorge. In Sigharding, 60 km zurück, liegt noch ein Vorrat Lebensmittel des Bataillons, der von einem anderen Lastkraftwagen dorthin zugeführt wurde; er muß noch in der Nacht herangeschafft werden, da er in den nächsten Tagen bereits gebraucht wird. Ich weiß nicht, ob ich meinen übermüdeten Fahrern diese Leistung von 120 km Hin- und Rückmarsch noch zumuten kann; denn noch dazu ist die Straße schlecht und von Kolonnen beinahe verstopft.

Ich rufe die drei Fahrer zusammen. Blaß, unrasiert, mit übermüdeten Augen stehen sie vor mir.

„Kinder, ein Wagen muß noch einmal nach Sigharding zurück und ein Verpflegungslager nachziehen, das wir in den nächsten Tagen brauchen. Ich weiß, daß ihr zum Umfallen müde seid, aber es muß sein. Wer traut sich das noch zu?"

Die drei sehen sich an, dann tritt schließlich einer vor: „Ich."

„Na, denn los."

Ich gebe einen Unteroffizier mit, der am Tage einige Stunden auf dem Wagen geschlafen hat. Er hat nur die Aufgabe, darauf zu achten, daß der Fahrer nicht am Steuer einschläft.

Der Wagen „rollt an". Denn die Batterie ist erschöpft, und während des Marsches bestand keine Möglichkeit, sie zu erneuern. So muß der Wagen immer von einer Steigung aus anrollen, was wir beim Halten beachten müssen, oder er muß von einem anderen Wagen angeschleppt werden. Diesmal geht es mit dem Anrollen rückwärts.

Der Wagen ist abgefahren, wir laden noch bis um zwei Uhr Verpflegung um. Dann gehen die Fahrer und Begleiter in ein nahes Gehöft, um sich wenige Stunden ins Stroh zu legen. Die Kolonne ist inzwischen ein Stück weitergerückt. Ich wickle mich in meinen Mantel und lege mich auf einen der Wagen. Die Sorge um den zurückgesandten Wagen läßt mich keinen Schlaf finden. Ich denke an die Straße mit ihren vielen Kurven und unübersichtlichen Stellen, an den Verkehr, der durch vormarschierende Kolonnen ins Riesenhafte gesteigert ist. Ob der Fahrer durchhält? Ob der Unteroffizier aufpaßt?

Gegen drei Uhr läßt mich das wohlbekannte Gebrumm des Diesels aus meinem Dösen auffahren. Ich springe auf und bin mit wenigen Sätzen bei dem ankommenden Wagen. „Er ist heil", durchfährt es mich.

Mein nächster Gedanke gilt dem Fahrer. Ich trete an den Führerstand, als dessen Tür sich auch schon öffnet. Und es fällt mir geradezu in die Arme der Fahrer, der nun nach dreiundvierzigstündiger Dienstleistung am Ende seiner Kraft ist.

„In Ordnung!" murmelt er noch.

Wäre er Soldat gewesen, hätte er vielleicht gesagt: „Befehl ausgeführt." Aber er war ja noch nie Soldat gewesen. Er trug in einer ernsten Stunde seines Volkes, ohne ausgebildet zu sein, zum erstenmal den grauen Rock der Wehrmacht. Er war — — — ein unbekannter und ungenannter Fernfahrer aus Sachsen.

Herzensfreude – Freudentränen

von Hauptfeldw. Heinz Harig, Friedberg/Hessen

Am 8. Oktober 1938 steht das Regiment an der Grenze.

12.00 Uhr. — Der Grenzpfahl ist gefallen. Wir marschieren, marschieren in die Zone V, auf Deutsch-Beneschau, zu.

*

Freude, Jubel, Blumen — — —

„Ein Volk, ein Reich, ein Führer!"

Immer wieder hallt dieser Ruf aus befreitem Herzen uns entgegen.

Dort hinten am Waldesrand steht ein kleines Haus, und ein Mädel winkt uns begeistert zu.

Als dann der Vormarsch einige Minuten stockt, erwacht sie aus ihrer starren Begeisterung und läuft querfeldein zu uns. Atemlos stößt sie hervor:

„Wir — — sind ja — — — so froh! — —"

Und dann drückt sie meinem Kameraden, der im nächsten Kraftwagen aufrecht steht, herzhaft die Hand.

„Das ist unser Spieß!" — Mein Kamerad hatte es kaum ausgesprochen, da springt sie zu meinem Fahrzeug, umarmt mich, schluchzt — — und Tränen der Freude, der Begeisterung rollen über ihre Wangen.

Die Fahrzeuge fahren wieder an: Richtung Deutsch-Beneschau — —

BIBLIOTEKA POLSKA W.I.H.P.
Nr.
Dział

Ein steifer Nordwestwind, dazu kalte Regenduschen.

Die Züge sind auf dem Marktplatz aufgefahren und ausgerichtet. Ein kurzer Appell, Bekanntgabe des Dienstes für den nächsten Tag und dann ins Quartier weggetreten.

In den oberen Räumen einer Schule richten sich meine „Landser" häuslich ein. Paule, ein alter Knochen mit köstlichem Soldatenhumor, liegt bereits im Stroh, schaut zur Decke hinauf und grinst vor sich hin: „Endlich mal 'n luft- und wasserdichtes ‚Etablissemank' un keene Reschendroppen-Kemenate."

Mein Lager ist schnell hergerichtet: Ein Bund Stroh, eine Wolldecke und mein Mantel. Seit Tagen hatten wir im Stroh der Scheunen unser Nachtquartier aufgeschlagen und sind das jetzt schon so gewohnt. Wer rechnete noch mit einem Privatquartier?

Und dann gab's die Überraschung. Zwei Kameraden unterbrechen mich in meiner soldatisch-häuslichen Arbeit: „Komm, wir wollen dich unseren Quartierleuten vorstellen! Übrigens ein alter Freikorpskämpfer."

— — — —

Das gab eine herrliche Begrüßung wie bei alten, guten Bekannten. Das eheliche Schlafgemach müssen natürlich die Soldaten beziehen, und der dritte Feldwebel kommt selbstverständlich ins Fremdenzimmer. — Auf meine erstaunte Frage: „Und wo bleiben Sie?" antwortet unser Quartiergeber: „Wir freuen uns ja so, daß deutsche Truppen gekommen sind und uns befreit haben. Während dieser Zeit wohnen wir in der Küche und wollen uns gern für die wenigen Tage behelfen."

Erst nach langem Überreden erklären sich unsere Quartierwirte damit einverstanden, daß der dritte Feldwebel nicht ins Fremdenzimmer einzieht, sondern sein Lager auf der Chaiselongue in der Schlafstube hergerichtet wird.

Bis spät in die Nacht hinein lauschen wir ergriffen den Schilderungen der treuen Sudetendeutschen, die Jahre hindurch für ihr Deutschtum kämpften. Kann es irgendwo treuere Deutsche geben?

Und dann wühlen wir uns tief in die Kissen. Der steife Nordwestwind rappelt an den Fensterläden, und kalte Regenduschen klatschen gegen die Scheiben.

*

Ein altes Mütterchen betritt die behelfsmäßig in einer Schule eingerichtete Schreibstube meiner Kompanie, streicht mit der Rechten einige Haare von der Stirn unter das Kopftuch. Auf ihrem Rücken trägt sie eine hohe Kiepe.

Und dann sagt sie mit schlichten Worten: „Ich will für unsere Soldaten auch was tun. Geld hab' ich net, zum Leben auch net viel, aber dafür will ich für unsere Soldaten das Zeug waschen."

Ein frohes Lächeln huscht über ihr runzeliges Gesicht, als sie „unsere Soldaten" mit besonderem Stolz betont.

Dann stauen sich große Bündel Wäsche in der Kiepe, große Bündel Wäsche liegen noch davor. Und später sitzt das Mütterchen im Wagen der Kompanie, und die Kiepe und die Bündel mit Wäsche sind ebenfalls verstaut.

Mütterchen, du brauchst den weiten Weg nicht mehr zu Fuß zurückzulegen. Zwei Stunden bist du gelaufen, um den feldgrauen Soldaten mit deinem treuen Herzen deine Liebe zum deutschen Vaterland, deine Dankbarkeit zu beweisen. — — Und die Wäsche wird selbstverständlich wieder abgeholt.

Als nach zwei Tagen ein Unteroffizier mit dem Wagen wieder vor dem schiefen Häuschen hält, als dem Mütterchen dann haargenau für jedes Stück das Geld ausgezahlt wird, da füllen sich ihre alten, treuen Augen mit Tränen.

Und sie stammelt: „Das wollt' ich aber wirklich net."

Der Unteroffizier wendet sich schnell, winkt noch einmal. Der Wagen fährt aufbrummend davon, hinterläßt eine dicke Staubwolke.

*

Auf dem Marktplatz ist noch einmal die ganze Bevölkerung versammelt. Herzliche Abschiedsworte werden gewechselt. Dann ist die Kompanie angetreten, die Wagen und Motorräder stehen ausgerichtet zur Abfahrt bereit. Der Kompaniechef gibt das Zeichen zum Aufsitzen, langsam rollt das erste Fahrzeug an, die Panzerabwehr-Kompanie braust davon, eine lange Staubwolke zeichnet ihren Weg.

Fast träumend habe ich die Fahrzeuge an mir vorbeigleiten lassen, und erst jetzt merke ich, wie sich viele Hände mir entgegenstrecken. Meine Quartierwirtin sagt mit tränenerstickter Stimme: „Sie müssen hierbleiben!" Durch die Menschenmauer bahne ich mir einen Weg, fühle, wie mein Händedruck

immer wieder kräftig und herzlich erwidert wird, steige in den Wagen. Ein eigenartiges Gefühl durchrieselt langsam meinen Rücken, wie man es bei besonders feierlichen und ergreifenden Anlässen verspürt. Ich steige in den Wagen, der Motor springt an, langsam fahre ich durch das Spalier der treuen Sudetendeutschen.

„Kommt bald wieder! — Alles Gute!"

— — — Spieß, alter rauher Krieger, du wirst doch nicht etwa auch weich werden?

Kräftig trete ich auf das Gaspedal, hole die Kompanie bald wieder ein.

*

Morgen ist Sonntag — und die Wagen rollen, rollen der Garnison entgegen.

Der Heimkehrer

von Gefr. Adolf Voigt, Erfurt

Es war eine schöne Nacht. Der Himmel war mit vielen schimmernden Sternen bedeckt, und der Mond schien sich als Vater all dieser flimmernden Zaubergeschöpfe zu betrachten. Er hatte die Thaya in einen silbernen Märchenfluß verwandelt, nur leider nicht die vielen Mücken in Märchenfeen. In ewiger Eintönigkeit war ihr helles Summen in der kühlen Nachtluft, nur manchmal unterbrochen von dem Aufbellen eines Hundes in dem nahen schlafenden Dorfe.

Sicher würden sie jetzt gut schlafen, unsere Sudetendeutschen, seit langer Zeit wieder das erstemal ohne Sorgen und Kampf um Arbeit und Brot. Die Tschechenherrschaft hatte ein Ende, sie waren heimgekehrt zum Mutterdeutschland! Morgen würde wieder ein Sonnentag über Pulgram, dem uns anvertrauten, sudetendeutschen Dörfchen stehen! Nach all dem Leid müßte für sie eigentlich jeder Tag ein Sonnentag sein.

Langsam schritt ich bis zur vorgeschriebenen Brückenmitte. Die Mücken fingen an, mir die ganze Stimmung dieser feierlichen Nacht zu verderben; sogar der Stahlhelm schien für sie kein respektvolles Hindernis! Vom Dorfe schlug es 1 Uhr; lang und getragen zitterte der Ton in der Nacht. Der Mond ließ jetzt auch die Schieferdächer aufleuchten, die durch die Baumgipfel lugten. Hier war der Frieden — und drüben? Am anderen Ufer stieg

unheimlich und drohend der Wald empor, wie ein schwarzes, geheimnisvolles Tor, das Tod und Leben schied. Noch einige Kilometer weiter, und der Mond würde die anderen bescheinen, die, wegen denen wir hier den Schlaf unserer Heimgekehrten bewachten! Da... sind das nicht Schritte? Gespannt blicke ich in die gegenüberliegende Dunkelheit, trete in den Schatten eines Pfeilers, lockere etwas den Gewehrriemen – aus dem Dunkel hebt sich ein noch schwärzerer Schatten, strebt der Brücke zu. Jetzt hebt er sich deutlich im Mondlicht ab: es ist ein Mann, ein Zivilist, der einen Koffer in der Hand hält. Ich rufe ihn an! Sofort bleibt er stehen, setzt den Koffer nieder und starrt angestrengt in den Schatten der Brückenpfeiler... Da sieht er mich. „Hallo, Kamerad, deutscher Soldat", ruft er, „Gott sei Dank, ich hab's geschafft!" Und setzt sich wahrhaftig auf seinen Koffer nieder! Langsam gehe ich auf ihn zu, als er wieder spricht: „Kamerad! Ich war tschechischer Soldat, bin Deutscher wie du und habe mich gestern auf den Heimweg gemacht – nach Deutschland!" Er zeigt mir seine Ausweise, spricht, lacht, jubelnd und befreit! Und dann noch einmal aus tiefem Herzen: „Gott sei Dank!" Ich freue mich, sehr sogar, und weiß doch nicht, wie ich es ihm sagen soll. So wird aus der großen Begrüßungsrede nichts anderes als ein schlichter Satz: „Fein, daß du da bist!"

Jetzt nimmt er seinen Koffer wieder auf, es hält ihn nicht länger: „Ich muß weiter; wenn die Sonne scheint, will ich daheim sein." Nickt mir zu und geht mit großen Schritten dem schlummernden Dorfe entgegen. Da wendet er sich nochmals um und ruft zurück: „Auf Wiedersehn! Vielleicht bin ich dann wieder Soldat, aber deutscher!"

Dann hat ihn der Schatten der Nacht verschluckt.

Wieder schreite ich die Brücke auf und ab, wieder summen die Mücken. Und doch weiß ich es jetzt so richtig, was das bedeutet: Heimkehrer!

Wir waren mit dabei!

von Gefr. der Res. Dr. Siegfried Scharfe, Biederitz b. Magdeb.

Wie es losging

Es kam alles ziemlich plötzlich. Gestern gingen viele von uns noch ihren friedlichen Berufen nach. Gegen Abend und teilweise erst in der Nacht erreichten uns die Gestellungsbefehle, wenige Stunden später standen wir

auf den befohlenen Stellplätzen, und abermals nach wenigen Stunden waren wir bereits eingekleidet, hatten Karabiner und Gasmaske empfangen, und was sonst noch alles dazu gehört, um einen Flakreservisten feldmarschmäßig auszurüsten. Zum Abschiednehmen von Angehörigen und zur Regelung der notwendigsten beruflichen Dinge war eigentlich überhaupt keine Zeit geblieben.

In demselben Tempo ging es in den nächsten Tagen weiter. Jeder hatte das Loch in der Batterie gefunden, das ohne ihn offen geblieben wäre. Ich selber hatte ein nicht mehr ganz neues, aber auch für rauhe Behandlung nicht gleich undankbares Motorrad zwischen die Beine bekommen und war als Kradmelder dem vierten Zuge zugeteilt. Und dann ging es auch wirklich schon los. Zunächst probeweise in Form eines Alarms. Örtlicher Flakschutz – so hieß das Stichwort. Es galt, eine Eisenbahnbrücke in der Nähe gegen feindliche Fliegerangriffe zu schützen.

An einem Sonntagmorgen standen wir marschbereit. Früh um 2.30 Uhr war Wecken, gegen 5 Uhr erfolgte der Abmarsch. Auf der Autobahn fuhren wir durch das schöne Thüringerland und weiter in die Bayrische Ostmark hinein.

Generalprobe

So kann man diese Nacht – es war die erste unterwegs – wirklich beinahe überschreiben. Sie sollte zeigen, wie sich junge und alte Soldaten im Ernstfall benehmen würden. Wir waren in schwieriges Gelände hineingekommen: Schlechte und schmale Straßen, großenteils verstopft, viele Steigungen. So verringerte sich unsere Stundengeschwindigkeit zusehends. Aus 35 Kilometern, die wir tagsüber innegehalten hatten, wurden 25, 20 und weniger. Es fehlte wohl nicht viel daran, und wir wären überhaupt gänzlich steckengeblieben. Eine ganze Anzahl Maschinen aller Größen hängte ab. Ich selber gehörte auch dazu. Mit guten und schlechten Worten war meine Batterie nicht zu bewegen, weiter mitzutun. So wartete ich also auf den Abschleppwagen, der zuletzt fuhr und die Aufgabe hatte, Liegengebliebene aufzuladen oder wieder flott zu machen.

Ich habe in jener Nacht Respekt vor alten und jungen Soldaten bekommen. Vier ältere Kameraden gehörten zur Bedienung des Abschleppwagens. Sie waren alle schon im Weltkrieg mit dabei gewesen. Sie machten nicht viel Worte. Jeder faßte an, wie es sich gerade ergab. Einer wußte vom anderen, daß er sich unbedingt auf ihn würde verlassen können. Aus-

gerechnet unser großer Tankwagen war irgendwo im Walde vom Wege abgekommen und hatte sich um 45 Grad auf die Seite gelegt. Die meisten, die das Unglück sahen — und es wurden ihrer im Laufe der Zeit eine ganze Menge —, schüttelten bedenklich die Köpfe. Dann griff unser Schirrmeister ein, diesmal kein alter erfahrener Krieger, sondern ein junger Draufgänger. Er ordnete an, daß der Tankwagen rückwärts herausgezogen werden sollte. Und siehe da, es ging, wie durch ein Wunder. Die Arbeit selber aber tat der brave „Krupp" und seine Reservistenmannschaft.

Seit der Nacht von damals ist es mir klar, daß wir in Zukunft, falls es dahin kommen sollte, auch ernstere Situationen würden meistern können.

Zwischenspiel des Abwartens

Die nächsten Tage waren Tage der Spannung. Es wußte keiner, worauf es hinaus sollte. Noch waren die Entscheidungen nicht gefallen. Bei schönem Herbstwetter bewegten wir uns schrittweise weiter nach Süden und Südosten, um schließlich irgendwo im Bayrischen Wald zu landen. In ärmlicher, abgelegener Gegend, wo man uns aber gleichwohl freundlich aufnahm. Bis sich dann die Spannung von heute auf morgen löste. In einer verrauchten kleinen Dorfkneipe hörte ich im Kameradenkreise am frühen Morgen im Rahmen der Rundfunknachrichten von dem Ergebnis der Münchener Verhandlungen. Der Lautsprecher war keiner von den neuesten, aber die Hauptsache war doch zu verstehen. Mit einem Schlage hatte sich alles geändert. Nun würden wir unsere sudetendeutschen Brüder auf friedliche Weise heimholen können.

Vorher galt es, weiter abzuwarten. Erst mußten die Tschechen das Gebiet räumen, in das wir einmarschieren sollten. Es fehlte ihnen, wie sich herausstellte, an dem nötigen Benzin. Wir selber haben von unseren Vorräten abgeben müssen, um auf diese Weise die Räumung zu beschleunigen.

Wir sind am Ziel

Jawohl, wir waren mit dabei. Nicht als die allerersten. Dies Vorrecht kam den Panzern zu. Aber gleich hinterher folgten Flakverbände. Strahlender Sonnenschein lag über den Höhen des Böhmerwaldes. Unser Einmarsch ging in Richtung Haid und Mies. Es ist, als ob jeder Baum und jedes Ackerfeld uns ein Willkommen zurufen will. Und erst die Menschen. Sie sind außer sich vor dankbarer Freude. „Wir grüßen die Wehrmacht des Füh-

rers!" — so steht es in großen Buchstaben am Eingang eines jeden Dorfes zu lesen. Fahnen- und Girlandenschmuck trägt jedes Haus. Überall sind Bilder vom Führer und von Konrad Henlein aufgehängt. Was immer es an bunten Herbstblumen geben mag, wird in Sträußen und ganzen Bündeln auf unsere Fahrzeuge geworfen. Hände strecken sich uns entgegen. Augen leuchten, begeisterte Stimmen rufen. Ganze Sprechchöre treten in Tätigkeit. Draußen irgendwo auf dem Felde am Straßenrand stehen Mann und Frau und verteilen Äpfel aus einem großen Korb. Sie schenken nicht aus dem Überfluß, das merkt man ihnen an, aber sie schenken gern und freuen sich, daß sie auch etwas tun dürfen für die deutschen Soldaten, die ersten Boten des größeren Deutschland, das nun auch für das deutsche Sudentenland Wirklichkeit geworden ist.

In Speierling, Otrotschin und Techlowitz

So heißen die Orte, in denen wir nacheinander im Quartier lagen. Es sind drei kleine Dörfer, fast durchweg arm. Unter den Tschechen haben sie es nicht leicht gehabt. Mehr als einmal sind in den letzten Jahren Bauernhöfe versteigert worden, weil es für ihre Besitzer keinen anderen Ausweg mehr gab. Andere wären über kurz oder lang ebenfalls an der Reihe gewesen. Auch der Hof meiner Quartierwirtin, bei der ich nach Dienstschluß mit einem Kameraden zusammen in der Küche sitze. Ihr Mann und Sohn konnten daheim keine Arbeit mehr finden, sie sind seit dem Frühjahr in Deutschland als Bauarbeiter. Währenddem müssen Mutter und Tochter die kleine Landwirtschaft besorgen.

Umgekehrt fehlt es an Arbeitskräften. Von den Männern im Dorf haben viele flüchten müssen, sie sind noch nicht zurück. Da springen Soldaten ein. Wir helfen beim Einbringen von Kartoffeln und Rüben. Immer besser lernen wir uns gegenseitig kennen. Am Kirmessonntag feiern Bauern und Soldaten gemeinsam die erste sudetendeutsche Kirmes im Großdeutschen Reich.

Am gleichen Tage des Morgens ist Dankgottesdienst im nahen Mies. Das geräumige Gotteshaus ist überfüllt. In einem Nebenraum finden wir eben noch ein Plätzchen. Die Feier geht schon ihrem Ende entgegen. Da erklingt aus übervollem Herzen das Niederländische Dankgebet, von Tausenden gesungen: Wir treten zum Beten... Jubel und Ehrfurcht, Dankbarkeit und Gelöbnis gehen in eins: Herr, wir sind frei! Die Nationalhymnen bilden den feierlichen Beschluß.

Zurück in die Heimat

Auf demselben Wege, auf dem wir gekommen waren, fuhren wir zurück. Die letzte Nacht wurde in Schleiz verbracht. Zu Hause erwartete uns ein stürmischer Empfang. Die Freude hatte keine Grenze.

Mit der Rückkehr ins Zivilleben ging es beinahe ebenso schnell wie vor fünf Wochen mit der Einkleidung und mit dem Abmarsch. Eins wird uns allen unvergeßlich bleiben: der Geist der Kameradschaft, der sich bewährt hatte in geschichtlich bedeutsamer Zeit. — Und wenn die Sudetendeutschen, die uns so freundlich aufgenommen haben, zu uns ins Altreich kommen, dann soll es an einem freundlichen Empfang nicht fehlen. Wir durften sie mit heimholen. Deutschland über alles!

Feuer auf den Bergen!

von Leutn. d. R. Otto Maull, Krailling b. München

Das Bataillon war auf dem Vormarsch nach Bergreichenstein das Moldautal aufwärts über Außergefild durch den hohen Böhmer Wald marschiert. Über den herbstlichen Wäldern spannte sich der klare, blaue Himmel; an den Landstraßen glühten in der Sonne aus dem braunen und gelbleuchtenden Laub die roten Vogelbeeren. Als wir am Haidl an ärmlichen Höfen vorbeimarschierten und aus dem Wald heraustraten, lag weit vor uns das böhmische Land in der frühen Morgensonne, und von den Hängen prahlten die bunten Herbstwälder. Wie Spielzeug lagen die kleinen Dörfer in den Tälern und in den Mulden, fern herüber grüßte die Karlsburg, und auf dem Kamm des nächsten Höhenzuges saßen, klein und mit dem bloßen Auge kaum zu erkennen, die tschechischen Bunker. Am späten Nachmittag bezogen wir in Unterreichenstein Quartier.

Nach dem Zapfenstreich — der Ortsdienst hatte gerade die Runde gemacht — standen wir noch eine Weile unter den Bäumen am Marktplatz; der Oberfeldwebel erzählt, daß in dieser Nacht auf allen Höhen des Böhmer Waldes, der Sudeten bis hinüber zum Riesengebirge Freudenfeuer brennen sollen. Die Knochen sind von den langen Märschen der letzten Tage wie zerschlagen, die Füße brennen, was schert uns aber jetzt der Schlaf?! Wir wollen mit den Männern des Landes, als dessen Befreier wir hinter der Fahne einmarschiert sind, um das Feuer stehen und diese Nacht mit ihnen erleben.

Der gute Pirngruber hat bald einen LKW. organisiert, der mit uns ein paar Kameraden vom Regiment, die mit dem Forstmeister und einigen Männern von Bergreichenstein kommen, auf den Haidl bringen soll. Durch die helle Mondnacht fahren wir mit heulendem Motor durch tiefe schlafende Wälder auf den Berg.

Bald haben wir den Holzstoß aus dürren Tannen, Reisig und Holzscheiten gebaut. Über die freie Höhe jagt der Sturm, nur mühsam können wir mit den Männern und Frauen sprechen, die von den Höfen auf der Höhe und aus einsamen Waldarbeiter- und Jägerhütten gekommen sind. Langsam wandert der Uhrzeiger – um Mitternacht sollen die Feuer gleichzeitig auf allen Bergen aufglühen. Und während die Männer berichten, wie sie sich tagelang in den tiefen Wäldern hier oben verborgen hielten, klingen fein und zitternd die ersten Glockenschläge der Mitternacht aus der Stadt im Tal durch das Dunkel. Ein brennender Strohwisch fliegt in den Stoß, der Wind packt die Flamme und reißt sie durch das Reisig – wie eine leuchtende Fahne haut das Feuer in die dunkle Nacht. Überall, im Norden und im Süden und nach Osten zu, leuchten nun in der Nacht rote, glimmende Punkte auf, um die, wie bei uns, Menschen stehen und schweigend die Größe der Stunde erleben.

Und dann spricht der Förster. Spricht mit einfachen Worten von der völkischen Not, in der Deutsch-Böhmen stand, von den Entbehrungen der letzten Jahre und Monate, spricht von der alten Sehnsucht des deutschen Blutes zwischen den Grenzen und Zeiten und von der Erfüllung dieser Sehnsucht. In seine Worte prasseln die Buchenkloben und zischen die frischen Tannenäste; schwer und dumpf klingt um uns das Rauschen des Waldes.

Wir reichen uns die Hände zum Ring um das Feuer und starren schweigend in die zuckenden Flammen. Und dann spricht ein junger Offizier vom Heiligen Deutschen Reich, das nun endlich seine Söhne heimgeholt hat, von der stolzen Freude, Werkzeug zu sein in der Hand des Führers und spricht von den unlösbaren Bindungen deutschen Blutes, das nicht voneinander läßt. Über die stiebenden Funken trägt der Wind die Worte in die Nacht, die ein deutscher Arbeiter im großen Kriege niederschrieb:

Nichts kann uns rauben
Liebe und Glauben zu diesem Land.
Es zu erhalten und zu gestalten
sind wir gesandt.

Mögen wir sterben!
Unseren Erben gilt dann die Pflicht
es zu erhalten und zu gestalten.
Deutschland stirbt nicht!

Als Flakartillerist im Sudetenland

von Gefr. Groll, Halle

Wenn alle meine Erlebnisse im Laufe der Zeit, mögen sie froher oder ernster Natur sein, einmal erblassen, unseren Einzug in das vom Führer befreite Sudetenland werde ich nie vergessen. Jede Erinnerung an die historischen Septembertage ist mir immer von neuem ein gegenwartsnahes Erlebnis. Bei jedem Gedanken an unseren Einzug in den Sudetengau habe ich, wie im Augenblick des herrlichen Erlebnisses, immer wieder dasselbe Empfinden von Glück, Kraft, Stärke, Größe und Einmaligkeit. Glaubten wir Glücklichen uns, die wir die Grenze zwischen dem Altreich und unseren Brüdern im Sudetenland als erste überschreiten durften, nicht oft wie im Traum? Kann es einen deutschen Soldaten geben, der es je vergessen wird, als man ihn mit als Befreier, als Retter und als Garanten für ein schöneres Leben feierte; als man ihn mit Blumen überschüttete? Wird er je vergessen können die strahlenden Augen der Befreiten, die Freudentränen der glücklich Geretteten und die rührenden Freudenszenen der langjährig Gequälten? Aber ein Erlebnis überstrahlt alle anderen, weil ich da mit anderen Kameraden direkt und persönlich Hilfe leisten konnte und die Seele des sudetendeutschen Bauern kennenlernte.

Es war in Punau, dem dritten Ort, in dem wir, seitdem wir die Grenze überschritten hatten, in Stellung gegangen waren. In dieser landschaftlich herrlichen Gegend, in der gute, fleißige Deutsche wohnten, sah man auch Spuren tschechischer Herrschaft. Auf den Feldern waren Gräben ausgehoben und Drahthindernisse gezogen. Als die Tschechen noch im Orte waren, traute sich niemand aus dem Ort. Und so stand es, zumal noch die Pferde vom tschechischen Militär eingezogen waren, um die Kartoffelernte schlecht. Da kamen die deutschen Soldaten zur rechten Zeit.

Wir lagen zu Viert bei einem Bauern. Wenn ich auch auf allerhand gefaßt und vorbereitet war, einen solchen Empfang hatte ich mir nicht vor-

gestellt. Wir waren nur einfache Soldaten, die begeistert ihre Pflicht taten, mußten es uns aber gefallen lassen, wenn wir von diesen braven und nunmehr glücklichen Bauersleuten vergöttert wurden. Die letzten Vorräte wurden herbeigeschleppt. Wir mußten essen und trinken, was der Magen gerade halten konnte. Die beschwörenden Beteuerungen, wahrhaftig satt zu sein, blieben ein kläglicher Versuch, das Auffahren immer neuer Gerichte zu verhindern. Um den guten Leuten ihre Freude nicht zu nehmen, leisteten wir also Übermenschliches im Vertilgen ungeheurer Portionen. Jedes Familienglied wollte uns am nächsten sitzen. Einer hatte mehr zu fragen und zu erzählen als der andere. Und immer wieder schauten wir in diese offenen und dankbaren Augen, die uns jeden Wunsch vom Gesicht ablasen und die uns als Befreier und Retter geradezu verehrten. „Wir sind jetzt frei", so mußten wir es Hunderte von Malen hören, „wir sind nicht mehr Wild, auf das Benesch-Jungen Treibjagd machen. Adolf Hitler ist in unserem Lande. Er will uns auch so glücklich machen wie euch, seine Soldaten und das übrige ganze deutsche Volk." Dabei rannen ihnen Tränen über die Wangen. „Gestern noch die Tschechen da, gestern noch Angst und Zerstörung und heute sitzen wir unter Adolf Hitlers Soldaten, heute ist Ruhe, Ordnung und Freude." So redeten diese einfachen Leute immer wieder. „Nun kriegen wir auch noch unsere Kartoffeln rein, mag es dauern, solange es will." Da hatte er aber nicht mit uns gerechnet. Unser Batteriechef, selbst vom Lande stammend, hatte befohlen, daß die Hälfte unserer Batterie den Bauern zur Verfügung stehen sollte. Uns war es recht, konnten wir nun einmal nicht mit der Waffe kämpfen, so war doch hier die Gelegenheit gegeben, zu kämpfen für die Ernährung des deutschen Volkes. Mag unsere Arbeit auch klein und gering gewesen sein, wir haben sie freudig und dankbar getan. Aus Freude, daß wir ein kleines Scherflein zu dem gewaltigen Ringen um Deutschlands Brotfreiheit beitragen konnten und aus Dank an unseren herrlichen Führer.

Am nächsten Morgen habe ich sechs Mann ergattert. Der Bauer ist gerade beim Anspannen, als wir kommen. Im Scherz meldete ich dem glücklichen Familienvater: „Unsere kleine Bereitschaft zum Kartoffellesen angetreten!" Das ist dem Ahnungslosen doch zuviel. Er ist vor Freude ganz zerstört, und jeder sooft geübte Handgriff beim Einspannen des Viehes geht daneben. Nach einundeinhalbstündiger Fahrt sind wir auf dem Acker, der weitab vom Dorfe liegt und auf schlechtem, steilem, ausgefahrenem Weg zu erreichen ist. Und nun in die Hände gespuckt und drauf und dran. Der Bauer schleudert die Kartoffeln heraus, und wir sechs Kameraden von der Flak und des



Umjubelter Einmarsch

Photo: Gefr. Gerhard Domig, Chemnitz



Sudetendeutsches Freikorps marschiert

Photo: Flieger d. R. Holder, Urach/Württemberg



Artilleriſten als Straßenbauer

Photo: Wachtm. Kurt Richter, Glogau



Gebirgspioniere und Jugend aus dem Moldautal beſeitigen eine tſchechiſche Straßenſperre

Photo: Hauptm. i. Generalstab Hellmuth Laegeler, Berlin

Bauern beide Töchter lesen den Segen auf. Hei, wie das fleckt! Denn um mit den mit der Arbeit vertrauten Mädchen Schritt halten zu können, müssen wir uns mächtig dranhalten. Unsere Arbeit ist ganz auf Schiller eingestellt: „Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort." Und Unterhaltung, wenn auch fliegend, gibt es, denn sechs Soldaten und zwei hübsche Mädchen, wem soll da die Stimme versagen? Nach fünf Stunden Arbeit rollt der letzte Korb Kartoffeln in den Sack. Wir haben geschwitzt und der Bauer auch. Aber lachen tun wir alle, als der gute Alte schon wieder Gewissensbisse bekommt und von Ausnützen und Zu-viel-gearbeitet redet, auf unsere Beteuerung aber, daß wir das gerne gemacht hätten, von Schinken, Wurst und Eiern redet, die durch uns auf Vertilgung harrten. „Das ist ein Sorgenacker", sagt er. „Denn ohne Hilfe dauert die Arbeit hier eine volle Woche, zumal ich zwei bis drei Tage zu fahren habe, bis der letzte Sack zu Hause ist. Die Kühe sind zu langsam, und meine zwei Pferde haben mir die Tschechen geholt." Da denke ich an unsere erprobten Wehrmachtswagen, die unser Chef zum Kartoffelfahren zur Verfügung gestellt hat. Ich mache dem Bauern einen diesbezüglichen Vorschlag. Der aber winkt ab in Vorahnung eines Unglücks auf diesen schlechten Wegen. Ich bin aber schon fort und treibe einen verfügbaren Wagen auf. Während der Bauer ungläubig dreinschaut, laden wir alle Säcke auf einmal auf. Als letzte Fracht nimmt der Wagen uns selbst auf. Der Alte allerdings zieht es vor, hinter seinen braven Kühen dem Dorfe zuzutrotten. Noch lange sehen wir ihn stehen, wie er hinter unserem wackeren „Hanschel" nachsieht, der brummend über die Äcker fährt und eine breite und tiefe Spur seiner Gleisketten hinterläßt. Doch bald sind wir auf fester Straße und erreichen den Hof. Noch schneller ist abgeladen, und als der Bauer kommt, ist alles schon beim Mittagessen vereint. „Nein, so etwas, so etwas!" hören wir ihn immer sagen. „Ja, so etwas ist nur bei uns, in unserem großen, geeinten Deutschland möglich!" ergänzen wir.

Die Schwarzkoppe

von Gefr. Otto Thiele, Amberg

„9.00 Uhr marschiert die Kompanie und überschreitet die Grenze bei dem Zollamt Höll!"

Endlich! Nach all den Tagen des Wartens fuhr es wie ein elektrischer Schlag durch die Kompanie, als bei der Einnahme der Morgenkost der

Marschbefehl bekanntgegeben wurde. Alles ist in Erregung; innere Spannung und Erwartung des Kommenden läßt uns unser Gepäck schnell herrichten. Wir durften marschieren. Unser Lied brach sich in den engen Straßen des oberpfälzischen Städtchens. Die Stiefel schlugen den Takt, die Herzen aber waren dem Geschehen schon vorausgeeilt. Ein kurzer Marsch. Der tschechische Schlagbaum sperrte die Straße. Zum letztenmal sollte er sie versperren, hinter uns sollte er sich nicht wieder senken. Jenseits des Schlagbaumes standen die, denen unser heutiger Marsch galt. Eine tiefe, innere Freude stand auf ihren Gesichtern. Alt und jung hatte sich da drüben versammelt.

„Zum zweitenmal in diesem Jahr bringen wir mit unserem Marsch deutsches Land zur alten deutschen Heimat zurück", und unser Marschtritt unterm Deutschland- und Horst-Wessel-Lied riß die Worte unseres Kommandeurs mit hinüber ins Sudetenland. Weinende, lachende und jubelnde Menschen begleiteten unseren Marsch durch befreites uraltes deutsches Land.

„Da drüben ist der Cherkow, ein Berg, der von den Tschechen noch besetzt ist und der wahrscheinlich tschechisch bleiben wird."

Beherrschend steht der Elfhunderter über den Bergen des Böhmer Waldes; weit hinein schaut er in deutsches Land. Von dort oben träumten die Tschechen von einer Beherrschung des deutschen Landes. Noch durften sie diesen Träumen nachhängen, denn der Berg gehörte ihnen noch immer. Wieder und wieder geht unser Blick hinüber zu dem bewaldeten Berg. Sein Turm schaut zu uns herüber. Ob unser Einmarsch von da droben beobachtet wird?

Unser Marsch ist beendet. Von der jubelnden Bevölkerung eines kleinen, sauberen Grenzdörfchens sind wir froh aufgenommen worden. Viel haben uns unsere Quartiergeber zu erzählen. Wie die Tschechen sich auch in dem kleinen Dorf breitgemacht haben und mit ihrem Verhalten die Bevölkerung in immer größere Unruhe brachten. Ein großer Teil der Männer war ins Altreich geflohen.

Doch nun ist das alles vorüber. Draußen auf den Feldern steht noch die Ernte. Im ganzen Dorf beginnt ein emsiges Arbeiten.

Wie hat sich die Kompanie verändert! Und doch sind es alle die jungen Soldaten, die gestern mit ihrer Ausrüstung ins Dorf marschierten.

Da ist einmal der Sepp. Er ist Melder im Kompanietrupp. Mit „Hüh" und „Hott" geht er im Jotteltrab neben dem Ochsengespann seines Bauern einher. Und man sieht ihm an, daß er eine Riesenfreude hat. Stolz winkt er

uns mit der Peitsche zu. Er karrt seine Fuhre Mist hinaus aufs Feld; hinterm Wagen geht die Bäuerin. Man sieht die Freude aus ihren Augen leuchten, daß sie eine so tüchtige Hilfe bekommen hat. Ihr Mann ist vor den Tschechen ins Altreich geflohen. Er wird schauen, wenn er zurückkommt und die Feldarbeit schon zum größten Teil erledigt sein wird. Sepp greift tüchtig zu, und nicht lange wird es dauern, dann ist das Versäumte nachgeholt.

Auf dem Acker da drüben steigt der Loisl hinter dem Pflug einher. Man sieht es ihm an, daß der Vater einen Hof zu Hause hat. Sachverständig legt er Scholle um Scholle um. Seine Feldküchenpferde legen sich trotz der ungewohnten Arbeit kräftig ins Zeug. Am Ende der Ackerfurche erwartet ihn der kleine Junge des Bauern, und er stapft nun neben dem Soldaten, neben seinem Soldaten mit über den Acker.

Überall sieht man die Drilliche unserer Kompanieangehörigen. Da werden Kartoffeln gegraben. „Du auch dabei, Karl?“ — „Ja! Klar! Wir haben zwar keinen Bauernhof zu Hause, nur ein paar Blumentöpfe stehen vorm Fenster. Aber wozu habe ich denn im Arbeitsdienst gelernt, mit Hacke und Schaufel umzugehen?“ Eifrig arbeitet er weiter, damit er den anderen wieder nachkommt.

Ein Wetteifer steckt in der Kompanie; jeder möchte arbeiten, soviel er nur kann. Wo man hinschaut, das gleiche Bild. Auf den Feldern eine reiche Tätigkeit, geschäftiges Wirken der Soldaten im Verein mit der Bevölkerung. Ab und zu klingt ein Scherzwort auf. Sie können jetzt wieder lachen, die sudetendeutschen Bauern, neben ihnen steht der deutsche Soldat als Schutz, aber auch als Hilfe bei ihren Arbeiten. Unsere Blicke gehen weiter über die Felder, hin zu den bewaldeten Höhen, die im Süden langsam steigen, hinauf zu dem Berg, der uns in dieser Zeit am meisten beschäftigt, der Cherkow. Überallhin schaut dieser Aussichtsturm auf dem hohen Berg. Er sollte deutsch sein, dieser Berg, wie das Land ringsumher. Ob sich dieser Wunsch erfüllt?

Abends sitzen sie dann zusammen, die Bauern und ihre Soldaten. Ein eifriges Erzählen, aus dem immer wieder die Not der vergangenen Jahre hervorklingt, webt durch die Stuben, und nicht oft genug kann der Freude, daß nun endlich ihre Soldaten bei ihnen sind, Ausdruck gegeben werden. Tag für Tag haben sie auf uns gewartet, bis dann endlich der Ruf, daß die Soldaten kommen, wie ein Lauffeuer durchs Dorf eilte. Und nun sind die deutschen Soldaten mitten unter ihnen. Und arbeiten können die Kerls, daß es nur so eine wahre Freude ist. Die Ernte ist bald geborgen; was in den letzten Wochen versäumt wurde, ist in wenigen Tagen nachgeholt.

„Das I. Bataillon besetzt den Cherkow!"

Da war er endlich da, der Befehl, auf den wir schon so lange gewartet hatten. Bei Dunkelheit brach die Kompanie auf. Ruhig ging es durch die schlafenden Dörfer, vorüber an den von unseren Pionieren beseitigten Baumsperren der Tschechen. „Hier ist die Demarkationslinie!" Gelbe, kleine Fähnchen zeigen links von uns den Verlauf der neuen Grenze an. Steil geht der Weg bergan, hinein in die Wolken steigen wir. Endlich haben wir's geschafft. Wir stehen auf dem Cherkow, am Fuße des Aussichtsturmes. Jetzt ist alles in einen undurchdringlichen Nebel gehüllt. Langsam, ganz langsam wird der Nebel lichter, die Sonne will den Nebel durchdringen, es gelingt ihr noch nicht.

Das Bataillon steht in Paradestellung. Der Herr Regimentskommandeur kommt. Unser Kommandeur meldet sein Bataillon.

„Ab heute heißt der Berg wieder Schwarzkoppe! Und mit seinem deutschen Namen wird auf seinem Turm die deutsche Reichsflagge wehen. Allen soll sie verkünden, daß dieser Berg nun für ewig und alle Zeiten deutsch sein wird. Wo einmal die Fahne des Führers steht, wird sie niemals wieder eingezogen!"

Ein Knattern über unseren Köpfen verrät uns den Vollzug des Befehls zum Flaggenhissen. Unser Bataillon steht mit präsentiertem Gewehr.

Strahlende Sonne liegt über dem Böhmer Wald, als wir in unsere alten Quartiere zurückmarschieren. Immer wieder schauen wir zurück nach der Fahne am Turm. Stolz zeigen wir am nächsten Tag unseren Bauern die Fahne des Großdeutschen Reiches da droben auf der Schwarzkoppe.

Deutsche Soldaten stehen dort oben und halten Wacht. Weit hinein ins tschechische Land kündet unsere Fahne vom Großdeutschen Reich, von seiner Arbeit in Fabriken und auf den Feldern und von seiner jungen, stolzen Wehrmacht.

Lenggrieser Jäger

von Gefr. Ernst Linse, Lenggries, Oberbayern

Das Ziel ist erreicht. Auf dem Josefsturm des Schöninger Berges bei Krumau flattert, vom frischen Winde gestreckt, die Reichskriegsflagge. Kündet hier den Deutschen, dort den Slawen von des Reiches neuer Grenze. Wir sind die ersten hier — Vorpostenkompanie. Eben wurden wir zu dritt von der Wache abgelöst, und da wir sonst nichts zu tun haben, lassen wir

uns mit wohligem Behagen die warmen Strahlen spätherbstlicher Mittagssonne auf den Pelz brennen. Wie das gut tut und manchen entbehrungsreichen Stunden ihre Härte nimmt. Ich schließe die Augen; und — ohne daß ich es will, ziehen die letzten Tage daran vorüber, zwingen mich in ihren Bann...

Nacht, kalt, diesiger Regen. Die Balken eines halbzerfallenen Stadels starren in die Dunkelheit. Wir räumen ihn aus. Es gibt einen Notstall für unsere Tragtiere. In der Scheune nebenan breiten andere Stroh auf der Tenne — unser Nachtlager. Eng zusammengekauert, in die Zeltbahn gewikkelt, versuchen wir das Frieren zu vergessen und langsam einzuschlafen. Es ist kein Schlaf, sondern nur ein leichter Schlummer, aus dem auch das geringste Geräusch uns weckt. Wild überstürzen sich die Gedanken, werden bald zu Träumen, bald verweilen sie bei Gewesenem, zu Hause... Keiner aber tastet voraus in die nahe Zukunft. Was die vier Männer in München gestern wohl beschlossen? — Wir wissen es noch nicht. Den widersprechenden Gerüchten können und wollen wir nicht glauben. — Vom nahen Turm schlägt's Mitternacht. Heut war der 30. September.

Kurz darauf wird das Scheunentor geöffnet. Einer befiehlt: „Alles raus! Munition fassen!" Aha, also doch! Wir geistern auf, ordnen uns und werden zum Troß geführt. Dort herrscht schon reges Treiben. Im Schein von Kerzenstumpen und abgeblendeten Taschenlampen fassen wir unsere Patronen. Man spricht davon, daß der dritte Zug bereits in einer halben Stunde an die Grenze abrückt. Die andern, zu denen auch ich gehöre, können sich noch einmal auf ihr Lager hinhauen. Doch mit dem Schlafen ist es aus. Nur langsam dämmert der Morgen herauf. Er bringt, es klingt fast unglaublich, die Kunde vom friedlichen Einmarsch.

Wie viele Mütter und Bräute, Väter, Geschwister atmen dabei erleichtert auf! Wie viele Sorgen können nun abgeschüttelt werden und neuen Plänen Raum geben! Warum sind wir nicht so recht froh? Ist's Vermessenheit? Wir hätten in diesem heißen Kampf uns gerne des Führers Gefolgschaft würdig gezeigt mit unserem höchsten Einsatz. Aber er hat ihn allein für uns gekämpft und allein den Sieg erfochten. So ist's für uns eine plötzliche Entspannung aller Erwartungen, die wir auf diesen Tag gesetzt haben, die wir uns nach dem Vorangegangenen zumindest anders vorgestellt hatten.

Langsam schleicht der Samstag dahin. Ungeduldig warten wir. So nahe der Grenze, friedlicher Einmarsch und doch hier liegen müssen, tatenlos. Er geht zur Neige — und ist ein Tag wie viele andere zuvor.

Am andern Morgen lastet milchigweiß der Nebel über den Wäldern des Bayrischen Waldes. Wieder so trostlos? — Doch nein! Ein feiner, schmaler Strahl der eben aufgegangenen Sonne bahnt sich den Weg durch das Nebelmeer. Als schlanker Lichtzeiger bescheint er das im Tale liegende Aigen, wandert drum herum und läßt Höfe und Kapellen im schönsten Licht aufglänzen. Er wird breiter und zerteilt die breiige Masse, die sich jetzt am Boden verkriecht. In saftigem Grün leuchten die Wiesen herauf, mit der nur herbstlichen Farben eigenen Kraft. Ein herrlicher Sonntag ist angebrochen. In langen Schlangen bewegen sich marschierende Kolonnen aus Dörfern und Gehöften auf die Landstraße zu, die zur Grenze führt, — an der wir liegen. Meldefahrer kommen, wichtige Männer! Wenn sie kommen, müssen meistens wir bald gehen. — Wir haben uns nicht getäuscht. — Zwei Stunden später marschieren wir, zum zweitenmal in diesem Jahr, über die Reichsgrenze!

Leuchtende Augen von Mädchen und Männern, Frauen und Burschen! Menschen, die nicht müde werden, die Straße zu säumen und uns zuzujubeln. Hartgeprüfte Deutsche, denen ein ungeschriebenes Gesetz sagt: „Lewer dod, als Slav!“ Mein Denken von gestern wird Lügen gestraft. Je weiter wir vormarschieren, erkenne ich, daß es doch so viel, viel besser ist, als wenn die Musik unserer Maschinengewehre die Gesichter verstört und ertragenes Leid nur noch vergrößert hätte. Zu Fuß, auf Rädern und Fuhrwerken strömen sie auch aus den entlegensten Winkeln daher, ihren großen Tag mit offenem Herzen und wachen Sinnen mitzuerleben. — Der Sonntag ist ein Festtag geworden; — einer, der nicht jährlich wiederkehrt, der einmal nur erlebt werden kann. Drum glücklich alle die, die dabei sein können! — Wie sollten sie ihn je vergessen?

Wir marschieren nicht mehr allein. Lange schon gehen die Jungen neben uns her und erzählen uns aus übervollem Herzen, daß sie die letzten Nächte in den Wäldern verbracht, daß „die Böhm'“ sie haben einziehen wollen, daß sie einfach nit gegangen sind. In den Wald reingetraut haben sich die Welschen nit. Aber am Vieh haben sie sich vergriffen, den wehrlosen Kühen die Euter abgeschnitten; Weiber und Kinder in den Stuben verprügelt, weil sie nit gesagt haben, wo die jungen Burschen stecken. Endlich können sie reden, wie's ihnen ums Herz ist, endlich dürfen sie heimkehren. Es war eine lange Leidenszeit.

Alles, was eine Uniform hat, von der Feuerwehr bis zum Freikorps, steht Spalier. Wer ein Gewehr hat, präsentiert. Einer hat dabei das Seiten-

gewehr samt der Scheide aufgepflanzt. — Weiter geht's, unsere Begleiter wechseln. Kinder strahlen uns entgegen und blühende Mädchen, lauter frohe, glückliche Gesichter. Eine helle Begeisterung brandet auf uns ein. — Und all dies wiederholt, nein steigert sich, je weiter wir landeinwärts ziehen.

Nespoding — das Tagesziel. Der Abend dämmert schon. Ein gut Stück Wegs sind wir gegangen mit schwerem Rucksack. Die Knochen sind reif zum Ausruhen. Mich aber trifft Wache. Bitter — aber heute eine reizvolle Aufgabe, denn der Feind ist nah! Das weckt verborgene Kräfte und rüttelt die Sinne wach. Meine Müdigkeit ist verschwunden. Die Nacht ist klar. Hell scheint die Sichel des zunehmenden Mondes auf die freie Wiese am Waldrand, den ich zu beobachten habe. Der Schatten einer Tanne entzieht mich fremden Blicken. Die Ohren sind überempfindlich — ich lausche gespannt. — Aber nichts unterbricht die tiefe Stille.

Am Tage sehen wir genauer. Nespoding ist ein kleines Dorf. Nicht allzu sauber. Greise, Weiber, Kinder sind die Bevölkerung. Die jungen Männer sind alle fort, eingezogen von den Tschechen oder im Freikorps. Müde schleppen sich die Kuhgespanne durch die dreckigen Straßen. Ich habe Glück. Zu Viert kommen wir bei sehr netten Leuten ins Quartier. Sie tun uns alles zulieb. Kochen eine pfundige Mahlzeit. Schmarren, Rohrnudeln, Knödel und andere gebratene und gebackene Speisen tragen zur Hebung der Stimmung bei. Hähnchen, Gänse, Eier tun bei den anderen Kameraden das ihre, die Speisekarte abwechslungsreich zu gestalten. Verborgene Kochtalente werden dabei ans Tageslicht gezerrt. Köche, die es nie waren, walten ihres Amtes, als hätten sie zuvor nie etwas anderes getan.

Doch eine Kompanie junger Soldaten hat nicht nur eine feine Nase für alles, was eßbar ist, sondern bringt auch sonst in das Dörflein einen beachtlichen Schwung. Da und dort gibt's zu tun, Holz zu machen, Rüben herauszuziehen. — Unsere Fahrer spannen ein. Peitschen knallen, ermunternde Rufe beleben das sonst so ruhige Dorf. Spielend ziehen unsere Rosse die Mistfuhren über die holprigen Wege den Berg hinauf. Sie greifen ins Geschirr, als wüßten sie, daß hier alle Kräfte angesetzt werden müssen, ein vernachlässigtes Land bald zu neuer Blüte zu bringen. An einem Nachmittag veranstaltet unsere Bataillonsmusik ein flottes Marschkonzert. Es findet einen freudigen Widerhall. Die fröhlichen Gesichter zeugen davon. Die leichtbeschwingten Rhythmen lassen nun die Arbeit leicht von der Hand gehen.

So schnell wir gekommen sind, so schnell gehen wir. Der Abschied fällt schon schwer. Er ist herzlich auf beiden Seiten.

Goja. — Wir werden der Vorpostenkompanie unterstellt. Panzerspäher, Pioniere, Reiter und Jäger sind zum Vormarsch angetreten. Bei Krenau passieren wir die Befestigungslinie. Bunker! Jetzt sehen wir einen. Rauchgeschwärzt sind seine Schußlöcher, obwohl Verschalung, Sand und Schotter noch daneben liegen. Drahtverhau ist drum herum. In den Breschen liegen spanische Reiter. Gräben sind ausgehoben, Bäume gefällt — zur Tarnung? als Hindernis? Alles scheint noch nicht ganz fertig, aber immerhin geeignet zu sein, aufzuhalten, Verluste beizubringen. Da, noch einer. Er ist versteckt in die Ruinen eines abgerissenen Hauses eingebaut. Wir sehen jetzt mehrere. Alle haben Verbindung zueinander. Einer sichert dem andern die Flanke. Was im Schußfeld stand, ist abgerissen oder abgebrannt. — Ein ödes, trostloses Bild.

Und dann kommen wir hier herauf. Stark heult und wütet der Sturm. Aus drohenden Wetterwänden reißt er mächtige Wolkenbrocken los und jagt sie in verzerrten Fetzen über das Land. Drein mischt sich das Spiel der untergehenden Sonne, verbrämt die düsteren Wolken mit silbernen Rändern und verleiht den dahinjagenden ein flackerndes Rot, das sich mit den schwarzen Umrissen der Tannenspitzen zu einer wilden Farbenpracht vereint. — War das erst gestern?

Ich öffne die Augen und schaue weit in die Ebene hinaus. Mir will es scheinen, als reiche der Blick nicht aus, die zahllosen Weiler, Gehöfte und Hütten zu fassen, die hier zu sehen sind. Vom Süden her grüßen Dachstein, Niedere Tauern, Watzmann — ich nenne nur die bekanntesten aus der langen Kette der Zacken und Grate, deren Konturen sich scharf von dem uns vorgelagerten, sanft gewellten Hügelland des Böhmer Waldes abheben.

Den Schöninger wollten die Welschen nicht gerne hergeben. Wir stehen hier oben und können es begreifen. Aber auch wir möchten ihn im neuen Reiche nicht vermissen. — Auf seinem Gipfel steht, von unserem Leutnant in granitenen Fels gemeißelt: „Wieder deutsch 8. 10. 38". Bleib uns treu! Bleib immer deutsch!

Ein Sudetendeutscher erzählt

von Oberschütze Karl Simanke, Kolberg/Ostsee

Es wird wohl schon mancher Deutsche darüber nachgedacht haben, wie es wohl dem Deutschen im tschechischen Heer während der kritischen und aufregenden Tage der Mobilmachung und der Grenzenbesetzungen, unter der Gewalt der aus verschiedenen Nationen zusammengewürfelten Führer der tschechischen Legion, ergangen sein mag. Als ich im Herbst des Jahres 1937 als Sudetendeutscher im tschechischen Heere Soldat wurde, hatte ich die Gelegenheit, verschiedenes zu beobachten, so daß ich jetzt in der Lage bin, eine kleine und kurze Erzählung niederzuschreiben:

Meine Garnison, in der ich diente, war das bekannte Preßburg am rechten Donauufer. Dort machte ich, mit noch vierzig deutschen Burschen, meine Ausbildung; es konnte aber doch in gar keiner Weise unter uns ein Interesse, ein Wille aufkommen, der ganzen Ausbildung zu folgen, da wir doch als Deutsche immer und immer uns vor Augen halten mußten, wer eigentlich unser Feind einmal werden sollte, wenn die politische Lage sich noch mehr verschärfen sollte, doch nicht etwa unsere Soldatenbrüder im Deutschen Reich? Es machte uns Sorgen, daran zu denken, und Besorgnis und Kummer machte uns daher der ganze Dienst in der tschechischen Wehrmacht.

Mit tschechischen Nationalliedern im Marschtempo mußten wir die Straßen entlang marschieren. Klappte einmal der Gesang nicht, der durch Angehörige von vier zusammengewürfelten Nationen, Deutsche, Ungarn, Slowaken und Tschechen gesungen wurde, dann wurden die empfindlichsten Strafen ausgesetzt. Stimmten aber wir einmal ein schönes deutsches Marschlied an, so daß selbst tschechische Passanten auf der Straße anhielten und lauschten, dann wurde der Gesang eingestellt und zuletzt sogar verboten.

So verlebten wir das Frühjahr bis zum 21. Mai, zur ersten Mobilmachung, wo wir das „Drei-Länder-Eck", gebildet durch Ungarn, Tschecho-Slowakei und Ostmark, besetzten! Auf Grund der ungeheuren Angst unserer Führer erlebten wir fast jeden zweiten Tag Alarm. Es brauchte sich nur einmal an der jenseitigen Grenze etwas Harmloses bemerkbar machen, so war schon in der ganzen Garnison Alarm. So verliefen die Sommermonate, bis wir zum letztenmal, im Anfang September, wiederum an die Grenze befördert wurden. Diesmal kamen wir auf eine Insel der Donau, welche von einem großen Donauarm umflossen wird. Die Insel hatte ein Länge von

ungefähr 3 km. Insgesamt wurde die Insel von 800 Mann besetzt gehalten, welche sich zusammensetzten aus etwa 350 Deutschen, 300 Ungarn und dem Rest Slowaken und Tschechen. Es war so organisiert worden, daß die Deutschen in die vordersten Linien gesteckt wurden, hinter uns die anderen Nationen, zum Schluß die Tschechen. Im Laufe einiger Stunden wurde es uns sofort klar, was das für ein Trick war. Wir sollten im Falle eines Angriffs als Kanonenfutter für unsere Kameraden jenseits der Grenze dienen und hatten außerdem das Rückenfeuer der Tschechen zu erwarten. Sofort, als ein deutscher Kamerad des Nachts Wache bei den Zelten hatte, wurde heimlich eine Versammlung in eines der Zelte einberufen, wo, ohne viel zu sprechen, vereinbart wurde, Schwur zu leisten: Im Falle eines Angriffs ganze vorderste Stellung kehrt und Feuer auf die Tschechen. Das Rückenfeuer der deutschen Kameraden wäre uns Ansporn genug gewesen, Vergeltung zu üben an diesen unseren Feinden.

Nach zwei Tagen wurde ich abkommandiert zur Feldküche und hatte auch gleichzeitig den Proviant der Kompanie zu besorgen. Als Deutscher in der tschechischen Proviantur war bestimmt eine Stellung, in der es hieß, die Gedanken beisammen zu haben. In diesen letzten Tagen erlebte ich mein letztes und größtes Erleben, was mir auf ewig in der Erinnerung bleiben wird. Unser Kompaniechef, übrigens ein fanatischer, alles Deutsche hassender Leutnant, war in der Zeit vom 23. bis 25. September, als der tschechische General Sirovy die Regierung übernahm und die Militärdiktatur zu erwarten war, zu einem auf sämtliche Deutschen losgelassenen Löwen geworden. Da wurde mir eine Falle von einer tschechischen Gruppe gestellt dadurch, daß es hieß, es hätten etwa zwölf Mann kein Abendbrot erhalten. Dies wurde dem Leutnant gemeldet, worauf er mich gleich mit „deutsche Sau, deutsches Schwein!" zur Rede stellte und mir schließlich andeutete, wenn der 25. wäre, würde er mich von der Feldküche herunterschießen. Jetzt war es selbst für den einfachen Soldaten genug. Ich nahm Haltung an und erwiderte: „Herr Leutnant, wir Deutsche, welche Sie mit Schwein bezeichnen, haben keine Angst vor einer Kugel, wir sind Soldaten, keine alten Weiber, und übrigens würde es bestimmt keine große Tat von Ihnen sein, da Sie uns Deutsche bereits drei Tage entwaffnet haben." So wurden wir Feinde.

Am übernächsten Tage, dem 26. September, wurde um $^1/_2$10 Uhr nachts ein deutsches Motorboot gesichtet. Der Leutnant beobachtete es und gab den Befehl, sobald einer von den zwei Insassen, welche zwei leichte MG.s bei sich hatten, ans Ufer kommt, das Feuer zu eröffnen. Aber was geschah?

Sämtliche Schützen schrien aus einer Kehle, Deutsche, Slowaken, Ungarn: „Wir schießen nicht auf unsere Kameraden!“ Der Leutnant, von unbändigem Zorn ergriffen, nahm einem Mann das Gewehr ab und legte an. In diesem Augenblick tritt der Unteroffizier aus dem Gebüsch, ein Knall — der Leutnant hatte einen Oberschenkelschuß bekommen. Ein großer Tumult entfaltete sich jetzt, die Waffen wurden untersucht. Auf den Einfall, so etwas brächte ein Unteroffizier fertig, kamen die Tschechen nicht. Wir fuhren weiter in der Richtung nach Theben, wo unsere letzten Leute lagen. Dort reinigte der Unteroffizier seine Pistole, und wir fuhren ins Lager zurück. Dort verlebten wir noch drei angstvolle Tage, bis er mir den Vorschlag machte, zu versuchen, ins Reich zu entkommen, da es uns doch langsam heiß wurde. Er besorgte Papiere nach Eger, da Eger bereits besetztes Gebiet war. Die Sorge, auf jeder Station verhaftet zu werden, begleitete uns, doch erreichten wir ohne Schwierigkeit die schöne Stadt und trennten uns dann voneinander. Ich fuhr sofort von da in meine Heimatstadt und verbrachte zwei angstvolle, sehnsüchtige Tage, im Keller verborgen, und wartete auf die lieben deutschen Kameraden, bis sie endlich einmarschierten und die große Hakenkreuzfahne nach langen, schweren zwanzig Jahren auf unserem Daheim wehte. — So erlebte ich als gezwungener tschechischer Soldat die Befreiung.

Unser Sieg

von Gefr. Ewald Jakobs, Küstrin

Am 4. Oktober fuhren wir bei Johanngeorgenstadt in das Sudetenland. Wir konnten nicht ahnen, daß die Vorstellung, die wir uns von einem Empfang jenseits der Reichsgrenze machten, tausendfach verblassen sollte vor der Wirklichkeit, dem Freudentaumel befreiter Menschen und der Dankbarkeit, die aus übervollem Herzen quoll. Wir sahen nie soviel Freude, aber auch nie so viel Tränen, die den Jubel zu ersticken schienen und uns in eine Ergriffenheit versetzten, die zu schildern Worte zu arm sind. Man muß sie selbst erleben.

Es mögen diese Eindrücke und die laute Begeisterung, die uns bald überall entgegenschlug, dazu beigetragen haben, daß uns das Erlebnis, von dem

hier berichtet werden soll, in seiner Bedeutung erst voll zum Bewußtsein kam, als die Tage des Abschieds schon nahten. Es steht nur am Rande dieser Eindrücke, aber in ihm spiegelt sich mehr als nur diese Tage.

Es sollen keine Namen genannt werden; soviel aber sei verraten, daß es sich in einer Stadt zutrug, die als Radiumbad in der Welt bekannt ist. Und es handelt sich um ein Schicksal, das überall da Problem ist, wo Grenzen gerecht oder ungerecht, willkürlich oder naturbedingt die Menschen trennen. Und wo gezogene Grenzen menschlicher Vernunft Hohn sprechen und dem Wort „Volk" der Begriff eines staatlichen Mechanismus näher steht als der blutsmäßiger Verbundenheit, gehen Menschen — wenn wir von heute zurückschauen — seltsame Wege. Sind es Frauen, so ist es gerade in solchen Zeiten schon immer so gewesen, daß sie dem Manne folgten, auch wenn er ein Fremder war.

So beginnt dieses kleine Erlebnis mit der Tatsache, daß wir, zehn junge Soldaten, für die Frau, die wir in unserem Quartier kennenlernten, nachträglich keinen Vorwurf fanden, weil sie als Sudetendeutsche vor Jahren einen Tschechen heiratete. Wir waren gekommen, um Unrecht gutzumachen, aber nicht, um anzuklagen. Sie empfing uns nicht mit dem lauten Jubel, der uns auf blumenübersäten Straßen umgab, sondern mit einer stillen, selbstverständlichen Herzlichkeit — und wer als Soldat herumgekommen ist von Stadt zu Stadt und von diesen zu jenen Menschen, der versteht zu unterscheiden zwischen falschem und echtem Ton. Ihre Geschichte erfuhren wir erst, als wir längst, wie in allen unseren Quartieren, auch hier in diesem Hause heimisch waren. Ihr Mann besaß in A., einer sudetendeutschen Stadt, ein Geschäft. Jetzt stand er irgendwo in den Reihen der zurückgehenden tschechischen Truppen, das Geschäft in A. war verschlossen und die Frau war mit ihren zwei Kindern zu ihrer Mutter gekommen, in deren Haus nun auch wir zur großen Familie rechneten. Und wenn sie, ohne auf eine Antwort zu warten, danach fragte, ob sie wohl je wieder nach A. zurückkehren könnte, so lag darin nicht nur die Frage nach der Existenz, sondern auch die Sorge um ihre Kinder und um die Zukunft ihrer Ehe. Denn darin erst findet ihr Schicksal die Berechtigung, erwähnt zu werden, daß ihre Ehe glücklich gewesen sein mußte.

Es war am letzten Abend unseres Aufenthaltes in J. Wir hatten, wie immer, noch lange zusammengesessen. Nun standen wir zu Zweien auf dem Balkon, der vor unserem Zimmer lag. Mein Kamerad wies auf die stille Stadt, über die sich hoch hinaus in die dunkle Herbstnacht die Berge erhoben.

— Wie schön war dieses Land. Wie prächtig erschienen uns die Menschen in ihrer Freude über einen für sie noch unfaßbaren Wandel. Wie dankbar waren wir, mitgeholfen zu haben, Frieden und Erfüllung der Sehnsucht zu bringen, Bande zu knüpfen und Grenzen vergessen zu machen. — Mochte man in solchen Zeiten etwas anderes sein als Soldat!

Und da erst, rückwärtsschauend und gleichsam als Abschluß empfanden wir, die wir friedfertig in ein Land eingezogen waren, daß uns doch ein Sieg beschieden war: der Sieg über Herzen.

Nun sahen wir die Absicht in dem Tun der Frau, wenn sie ihren Kindern, die uns scheu begegnet waren in den ersten Tagen, sagte, wie schön unsere Uniform sei, wie sauber die deutschen Soldaten aussähen, wenn sie ihre Kinder aufmerksam machte, als wir von unserem Dienst erzählten. Wir sahen noch einmal die blanken Augen des Jungen, als er in unserem Wagen herumklettern durfte, und den Blick des Mädels, wenn wir vom Führer erzählten, von Horst Wessel, von Göring — von Deutschland. „Seht Kinder, das sind deutsche Soldaten!" sagte die Frau. Wer nie etwas anderes sah, dem mag das als eine Selbstverständlichkeit erscheinen, diese Kinder aber hatten anderes gesehen und konnten vergleichen. Ihnen wird es nicht schwer gefallen sein, uns die Freude darüber, daß wir Soldat waren, und den Stolz, Deutsche zu sein, aus den Augen zu lesen.

Oft bat uns die Frau, ihr und ihren Kindern vom neuen Deutschland zu erzählen. Und die stillen Abendstunden, in denen wir berichteten, wurden zu einem heimlichen Werben um die Herzen dieser Kinder.

Uns bleiben nur die Beweise leuchtender Blicke und dankbaren Zuhörens, wir glauben aber, daß wir mitgeholfen haben, in jungen Herzen ein Licht zu entfachen und einen Zwiespalt zu beseitigen, den sie in sich trugen, weil sie, mehr als andere, Kinder des Grenzlandes waren.

Was die Frau tat, entsprang dem Herzen eines deutschen Menschen und einer Mutter, die für ihre Kinder die Verbundenheit mit der alten Heimat empfand. Wohl mochte sie damit die Harmonie ihrer Ehe gefährden — sie wird es nicht mit dem Verstande getan, sondern dem Herzen gehorcht haben.

Wir hatten, als wir weiterfuhren, nur die unauslöschliche Erinnerung an Stunden, in denen wir Sendboten Deutschlands waren. Um Weihnachten aber, als wir längst wieder in unserer Garnison waren, kam ein Kartengruß des Bruders dieser Frau. Endlich, nach sieben Jahren Arbeitslosigkeit könne er wieder in seinem Beruf arbeiten. „Es ist alles wie ein Traum!" hieß es darin, und dann weiter: „Meine Schwester ist auch wieder in K."

Was war selbstverständlicher als das, eine Antwort zu schreiben mit den herzlichsten Wünschen für das erste Weihnachtsfest im Großdeutschen Reich, dessen allumfassende Hilfe nun auch diesen Menschen das Glück und den Frieden gegeben hatte.

In „großer" Mission!

von Untfz. Erich Irmscher, Meißen

Die Besetzung des Sudentenlandes ist abgeschlossen, die Befehlsbefugnisse der Wehrmacht sind auf die Zivilbehörden übergegangen. Die Wehrmacht hat den vom Führer gegebenen Auftrag durchgeführt. Die meisten Truppen haben das Sudetenland bereits wieder verlassen. Unter den wenigen, die noch geblieben sind, befindet sich unsere Batterie. Als sie den Befehl bekam, im schönen Isergebirge einen Grenzabschnitt von 20 km Breite zu überwachen, begannen wohl für sie die ereignisreichsten Tage. Hier hielten wir Wache an einer Grenze, die zwar der Sprache und dem Volkstum nach schon seit Jahrhunderten bestand, die aber erst vor wenigen Tagen zur Grenze des Deutschen Reiches geworden war.

War für uns allein der Grenzdienst schon interessant, so kam hier noch dazu, daß wir jetzt zum ersten Male tschechische Soldaten zu sehen bekamen. Wie schnell wurden die Kameras aus den Taschen geholt, wenn sich einmal eine Gelegenheit bot, einen tschechischen Soldaten oder gar einen Offizier zu photographieren. Mir selbst blieb es vorbehalten, mit einem solchen Offizier in engere Berührung zu kommen. Das kam so:

Nachdenklich sitze ich gegen Abend auf der Schreibstube und rechne die Verpflegsanforderung für den nächsten Tag aus. Wie oft werde ich wohl noch fahren müssen? Da ruft mich unser Oberleutnant und gibt mir folgenden Befehl:

„Fahren Sie sofort mit einem Wagen und dem Gefreiten Haußner als Fahrer zu unserer Grenzwache bei Svarov. Dort ist ein tschechischer Offizier mit vier Mann und einem Sanitätswagen eingetroffen. Ich habe ihnen gestattet, daß sie einen kranken tschechischen Soldaten aus dem Krankenhaus Gablonz abholen. Fahren Sie mit diesen Leuten dorthin und sorgen Sie dafür, daß sie wieder bei Svarov über die Grenze kommen. Seien Sie vorsichtig und lassen Sie diese Leute nicht aus dem Auge."

Ich bin für den ersten Augenblick überrascht. Einen solchen Befehl hat wohl noch keiner von uns bekommen, denke ich. Allerlei Gedanken jagen mir in diesen Minuten durch den Kopf. Soll es sich wirklich nur um eine Krankenüberführung handeln? Doch schnell sind wir marschbereit und nach kurzer Fahrt bei unserer Grenzwache eingetroffen. Da standen sie also, die ich jetzt durch eine Gegend begleiten soll, in der sie bis vor kurzer Zeit noch gehaust hatten. Auffällig flattert vom Dach ihres Sanitätswagens, dem Aussehen nach ein requirierter Omnibus, eine große weiße Neutralitätsflagge. Ich gehe auf sie zu und begrüße sie. Nach kurzem Austausch über den Zweck dieser Fahrt, bitte ich den Offizier, in meinem Wagen vorn Platz zu nehmen. Ich selbst setze mich hinter ihn. Auf diese Weise kann ich ihn gut beobachten und auch besser auf den folgenden Wagen aufpassen. So fuhren wir los.

„Kennen Sie den Weg nach Gablonz?" ist seine erste Frage, die ich ihm bejahe, da ich ja täglich diese Strecke zum Verpflegungsempfang fuhr. Über sein gutes Deutsch wundere ich mich. „Darf ich fragen, welchen Dienstgrad dieser Stern auf Ihrem Achselstück ausdrückt?" fahre ich fort. „Unterleutnant" erwidert er und fügt hinzu, daß er nur zu einer Übung eingezogen und von Beruf Kaufmann sei. Seine Gleichgültigkeit, die aus seinen Worten hervorgeht, beseitigt zugleich mein Mißtrauen gegen ihn. Ab und zu lächelt er, wenn wir durch eine Ehrenpforte fahren, wenn Transparente mit der Aufschrift „Heil unseren Befreiern" oder „Wir grüßen die deutsche Wehrmacht" über die Straße gespannt sind. „Es ist schade, Herr Unterleutnant, daß Sie infolge der Dunkelheit den reichen Flaggenschmuck auch jedes abseits der Straße gelegenen Hauses nicht sehen können", füge ich seinem Lächeln hinzu. Bald haben wir Gablonz erreicht. Hier erregt der tschechische Wagen berechtigtes Aufsehen, besonders wenn wir bei Verkehrsstokkungen halten müssen. Aber ich brauche nirgends erst eine Aufklärung zu geben.

Im Krankenhaus sind die Formalitäten schnell erledigt, da unsere Ankunft schon bekannt war. Große Augen machen wir, als wir erfahren, daß der Kranke nicht ein einziges Kleidungsstück besitzt. Seine Uniform hatte man vermutlich bei der Räumung mitgenommen, während er selbst zu dieser Zeit infolge seiner Krankheit nicht transportfähig war. Aber auch da wird schnell Rat geschafft. Eine hilfsbereite Schwester bringt ein paar alte Hosen und eine alte Jacke herbei, so daß wir den Kranken wenigstens transportieren können. Hierbei komme ich nun auch mit den tschechischen Mannschaften in nähere Berührung. Sie mustern mich von oben bis unten. Ihre

Bemerkungen kann ich jedoch nicht verstehen, da sie nur tschechisch sprechen. Durch einen dabeistehenden Krankenwärter erfahre ich aber, daß sie sich über meine Uniform unterhalten. „Was sagen sie denn über meine Uniform?“ fragte ich den Krankenwärter. „Sie würde sehr gut aussehen, und vor allem wären die Stiefel praktisch“, erwidert er mir. Ich muß lächeln. Dann fahren wir wieder los.

Auffällig ist mir jetzt, wie sich mein tschechischer Begleiter immer wieder nach dem folgenden Wagen umsieht und mich bittet, langsamer fahren zu lassen, wenn sich der Abstand etwas vergrößert. Dem komme ich natürlich gern nach, da ich ja das gleiche Interesse habe wie er. Vor geschlossenen Bahnschranken müssen wir längere Zeit halten. „Sind Sie damit einverstanden, wenn ich einen Mann von mir dort drüben in den Laden schicke und ein paar Zigaretten kaufen lasse?“ fragt mich der tschechische Offizier. „Das geht nicht. Was sollen denn die Leute denken, wenn plötzlich ein tschechischer Soldat in ihrem Laden erscheint“, erwidere ich ihm. „Aber ich kann Ihnen aushelfen“, füge ich hinzu und überreiche ihm eine Schachtel Zigaretten, wofür er mir prompt zwei Kronen zahlt. Auch den Mannschaften gebe ich jedem eine Zigarette, die sie schmunzelnd entgegennehmen. Dann mache ich auf den inzwischen freigewordenen Bahnübergang aufmerksam, und die Fahrt geht weiter bis zu der nicht mehr weit entfernten Grenze, wo uns ein kräftiger Händedruck und ein gegenseitiger Wunsch für eine glückliche Zukunft voneinander verabschiedet.

Ich aber fahre zur Batterie zurück und bin stolz, meinem Batteriechef melden zu können: „Befehl ohne Vorkommnis ausgeführt.“

Mein großes Erlebnis war vorüber.

Alte Kameraden

von Gefr. d. R. Otto Jänsch, Leipzig

Als ich am 16. November 1916 als Achtzehnjähriger zu den Waffen gerufen wurde, kam ich zu dem Jägerbataillon 13 in Dresden. In Leipzig auf dem Hauptbahnhof lernte ich einen Kameraden kennen. Wir befreundeten uns und verlebten miteinander schöne Stunden. Das Schicksal aber wollte es anders. Im April 1917 trennten sich unsere Wege, da wir beide zu verschiedenen Formationen kamen.

Es war fast genau nach zweiundzwanzig Jahren, als man mich am 8. September 1938 wieder zur Fahne rief. Ich sollte eine sechswöchige Übung bei einer Nachrichtenkolonne antreten. Als wir unsere Pässe abgaben, schauten wir zwei alten Kameraden uns einander in die Augen. Wir konnten es vor dem ersten Augenblick selbst nicht glauben, daß wir, die beiden Alten, uns nach so einer langen Zeit wieder einmal zu Gesicht bekamen, noch dazu wir nie etwas wieder voneinander gehört hatten. Die Freude war riesengroß, und so traten wir mit noch einmal soviel „Gottvertrauen" unseren ungewissen Weg an. Bereits nach fünf Tagen fuhren wir in Marschkolonne dem Truppenübungsplatz Neuhammer a. Queis zu. Nach kurzer Ausbildung kamen wir dann nach Schönberg i. Schles. Hier wurden wir von den Einwohnern aufs herzlichste begrüßt.

Wir wußten ja nun auch genau, worum es ging, denn wir sollten ja unseren Brüdern im Sudetenland die langersehnte Befreiung bringen. Es war für uns ein herrliches Gefühl, an dieser großen Schicksalswendung teilnehmen zu können, noch dazu wir dies ja für Volk und Führer gern taten.

Nachdem bereits verschiedene Zonen besetzt waren, traten wir am 8. Oktober 1938 den Einmarsch an. Unsere Truppe legte mehrere Leitungen von Traubenau nach Braunau, und so hatten wir Gelegenheit, uns die Befestigungsanlagen der Tschechen anzusehen. Man kann mit Bestimmtheit sagen, daß die Tschechen, wenn sie vielleicht noch ein halbes Jahr Zeit gehabt hätten, uns größeren Widerstand geleistet hätten. Durch das sichere und zielbewußte Eingreifen unseres Führers wurde ein Weltbrand verhindert.

Im Sudetenland verlebten mein Kamerad und ich wiederum schöne Stunden, welche uns in unserem weiteren Leben unvergeßlich bleiben. Durch alte Kameradschaft hat sich eine wahre Volksgemeinschaft zwischen uns und unseren Familien gebildet, welche wir im Sinne unseres Führers auch weiterhin pflegen werden.

Wir beide wurden als Funker eingezogen, stehen im 41. Lebensjahre, und zur Entlassung wurde ich zum Gefreiten befördert.

Erlebnis mit einem tschechischen Bauern

von Untfz. Friemelt, Brieg

Unsere Kompanie hatte den Ort Nesselsdorf besetzt. Die Kompanie war in dem Arbeiterheim der „Tatra-Werke" untergebracht. Der Kompanietrupp lag in der eingerichteten Ortskommandantur. Nach etlichen Tagen machten wir die Bekanntschaft mit einem tschechischen Bauern, welcher uns gegenüber wohnte. Es war ein echter Tscheche, der für die deutschen Soldaten nichts übrig hatte. Daher hatten er und vor allem seine Frau und Kinder kein Vertrauen zu uns. Die Kinder versteckten sich immer, wenn wir den Hof betraten. Wir versuchten sie also davon zu überzeugen, daß der deutsche Soldat gut ist. Wir schenkten den Kindern öfters Schokolade. Dem Bauern boten wir hin und wieder eine Zigarre oder Zigarette an, und seiner Frau gaben wir Kostproben von unserem guten Kommißbrot. Nachdem sie nun festgestellt hatten, wie wir wirklich waren, schenkten sie uns von Tag zu Tag mehr Vertrauen. Der Bauer erzählte uns, daß er seine beiden Pferde habe abgeben müssen. Er habe aber nur eins zurückbekommen. Ausgerechnet sein bestes Pferd sei nicht mehr aufzufinden. Er erzählte uns täglich, daß dieses Pferd 1,10 Meter hoch gesprungen sei. Dieses Gejammer mußten wir uns nun jeden Tag anhören. Wir versprachen ihm daher, festzustellen, wo dieses Pferd sich befindet. Am nächsten Tage fuhr ein Meldefahrer nach Neu-Titschein. Er erkundigte sich dort über den Verbleib des Pferdes. Nach langem Suchen wurde festgestellt, daß es in dem Dorf A. auf seine Abholung warte. Als wir diese Nachricht dem Bauern überbrachten, kannte seine Freude keine Grenzen. Er dankte uns herzlich und versicherte uns, nie zu vergessen, was für einen Dienst ihm deutsche Soldaten erwiesen hätten. Sofort machte er sich auf den Weg, um sein Pferd abzuholen. Wir freuten uns über diese gelungene Tat und dachten, die Sache sei nun erledigt. Aber es kam noch etwas nach. Am nächsten Abend erschien der Bauer und lud uns zu einem Freudenschoppen ein. Er spendierte aber vorher ein kräftiges Essen, und bei einem Schoppen ist es auch nicht geblieben. Immer wieder lobte er die deutschen Soldaten, und daß sein Pferd 1,10 Meter hoch springt, mußten wir noch oft mit anhören.

Befreiungsmarsch ins Adlergebirge

von Major Reimann, Döberitz-Elsgrund

Eines Tages wurden Männer und Waffen, Pferde und Fahrzeuge aus dem Boden gestampft, zu Zügen und Kompanien gegliedert und drei Tage später rollte, wie durch Zauberschlag, ein kriegsstarkes, wohlausgerüstetes Bataillon in einem Transporter nach Süden. Alles Lübecker, Holsteiner, Hamburger, Kriegsteilnehmer, Aktive und Reservisten bunt durcheinander. Die lange Fahrt endete nachts in Jüterbog. Schnell waren die Pferde und Fahrzeuge von kundigen Händen ausgeladen, und die Truppe marschierte in die prachtvolle Sonne eines schönen Herbstmorgens hinein. Im Lager angekommen, begann nach einer Tagesrast die Verladung in Lastautos und Omnibusse, und nach wenigen Stunden fuhr eine endlose Kolonne auf guten Straßen dem Lager Neuhammer entgegen. Überall standen die Menschen bis zum Morgengrauen in Städten und Dörfern, aufgerüttelt durch die Führerrede, winkten den Soldaten zu und wünschten eine glückliche Heimkehr. Hinter Cottbus wurde das Tempo schneller, die Bewegung weicher, stundenlang ging es dahin in rasender Fahrt. Die Reichsautobahn war erreicht, und die Straße des Führers bewies ihren strategischen Wert. In kurzer und gleichmäßiger Fahrt wurde das Ziel Neuhammer erreicht. Unübertrefflich war die Kunst der Fahrer dieser riesigen Sechstonner, die Stunde um Stunde auf die endlose Straße starrten; alles Männer, die gewohnt waren, ihre Fernlastzüge von einem Ende des Reiches zum anderen zu lenken. Nun waren sie Soldaten im grauen Rock, zum Teil ungedient; aber alle voller Passion und Dienstfreudigkeit.

Die nächsten Tage sind voller Arbeit und Spannung. Die Kompanien rücken zum Scharfschießen und zu Gefechtsübungen aus. Der politische Horizont wird immer dunkler. Die Erkundungen für den Angriff irgendwo in Schlesien werden eingeleitet. Die Stimmung ist gut. Keine überschwengliche Begeisterung; dafür ernste Entschlossenheit, sich voll einzusetzen für die gerechte Sache. Jeder hat Vertrauen zu seiner Führung und zu seinen guten Waffen. Nach dem Münchener Abkommen, der genialen Tat des Führers, war, wie durch einen Blitzschlag, der politische Himmel klar und gereinigt. Das Regiment erreicht zunächst Glatz, so lautet die kurze Weisung. Überall Jubel im Lager. Jeder fühlt, daß ihm große und tiefe Erlebnisse bevorstehen. Auf den stillen Parkplätzen erwacht neues Leben. Die Motoren dröhnen im

Probelauf; in rasender Hast wird aufgeladen. Die braven Pferde steigen wieder treu die steilen Rampen zu den Lastkraftwagen hoch, und bald setzt sich der Heerbann in Bewegung.

Wieder gleitet die Kolonne auf der Reichsautobahn durch die weite schlesische Ebene; soweit das Auge blickt, Auto hinter Auto. Unaufhaltsam fließt der Strom der Kolonne über Jauer—Striegau—Schweidnitz—Reichenbach und nähert sich dem Gebirge. Nun ist es Nacht geworden. Wie ein glitzerndes Band, viele Kilometer lang, kriecht die Kolonne die Bergstraße hoch, überwindet mit keuchenden Motoren das Eulengebirge und landet im Morgengrauen im lieblichen Glatzer Kessel. Nach kurzer Mittagsrast geht der Kraftwagenmarsch weiter, und das Bataillon erhält das freundliche Städtchen Habelschwerdt als Ruhequartier. Hier trifft wieder genauer Befehl für den Einmarsch des Bataillons ein. Er lautet: Bataillon überschreitet um 12 Uhr die Grenze bei Marienthal und erreicht die Stadt Rokitnitz im Adlergebirge.

Kriegsmäßig ging der Marsch: Spitze voraus, mit Abstand folgt die Vortruppkompanie, verstärkt durch einen MG.-Zug. Dann folgt in weitem Abstand die Masse des Bataillons. In einem tiefen Tal wurde die Grenze erreicht. Ein Bach bildete die Scheide zwischen der Tschechei und Deutschland. Hoch oben am steilen Hang lauerte versteckt ein betonierter MG.-Stand, davor ein langes und breites Drahtverhau. Es war 11.30 Uhr, als das Bataillon in Sicht der Grenze kam. Ein kurzes Halt, denn die Grenze mußte befehlsgemäß um 12 Uhr überschritten werden. Der Schlagbaum im kleinen Dörfchen war noch geschlossen, aber er war schon über und über mit Hakenkreuzfahnen und Girlanden geschmückt. Der Bataillonsführer, der vorausgeritten war, sieht, wie oben am Bunker zwei tschechische Soldaten langsam die Befestigung verlassen und sich im Walde verlieren. Er sieht ferner, wie im Dorf die Frauen in letzter Eile die kleinen Häuser mit Tannengewinden und Blumen bekränzen; er sieht, wie die Menschen sich am Schlagbaum versammeln und reitet zurück. Die Uhr ist 11,45. Er gibt das Zeichen zum Antreten. Am Schlagbaum begrüßt der Kreisleiter der Sudetendeutschen Partei die Truppe mit herzlichen Worten, und dann geht Punkt 12 Uhr der Schlagbaum hoch, und die Menschen jubeln und weinen. Die enge Straße ist steil und kurvenreich, am Wegesrand geduckte, kleine Häuser, denen man die Armut ansieht; aber alles geschmückt mit den Fahnen des Dritten Reiches und den Bildern Adolf Hitlers. Die Glocken des Kirchleins erklingen; die Menschen heben die Hände mit verklärten Gesichtern, und ihr

Ruf „Heil Hitler!“ ist ein Dankgebet. Auf der Paßhöhe, zirka 800 Meter hoch, ein herrlicher Blick auf herbstbunte Wälder und ferne Höhenzüge, darüber ein stahlblauer Himmel. Die ersten schweren Befestigungen sind zu sehen: dicht an der Straße Betonbunker, die die Mulden des Geländes flankieren sollten, und in den Bergwäldern breite Schußschneisen, an deren Ende größere Werke mit schwarzen Panzerkuppeln drohend in das Tal blickten.

Weit vor den Toren der Stadt empfängt das Bataillon eine Abordnung der Sudetendeutschen Partei mit Musik und Fahnen, und im freien Schritt geht es Rokitnitz entgegen, der Hauptstadt des Adlergebirges, einem Parallelgebirge des Habelschwerdter Kammes mit Erhebungen bis zu 1000 Meter Höhe, von wundervoller landschaftlicher Schönheit. Am Stadteingang eine große Ehrenpforte mit der Inschrift: Ein Reich, ein Volk, ein Führer. Die Menschen stehen wie die Mauern und winken und jubeln. Dröhnend hallt der Marschtritt der Kompanien in den engen Straßen. Das Bataillon marschiert unter einem Regen von Blumen auf dem großen, geräumigen Marktplatz auf. Der Bürgermeister begrüßt die Truppe als Befreier von unerträglichem Joch und gibt Stadt und Landschaft in die Obhut der deutschen Wehrmacht. Scharfe Kommandos ertönen, die Straße wird frei gemacht, Gewehre werden zusammengesetzt, alle Fahrzeuge fahren haargenau in Linie auf; die Männer treten weg zur Essenausgabe aus den Feldküchen. Ein nicht unerheblicher Rest wird sofort an die Bevölkerung verteilt. Bei der Kleinheit der Stadt und der Stärke des Bataillons ist das Quartiermachen gar nicht einfach, aber es geht, denn die braven Einwohner wollen trotz ihrer gedrückten wirtschaftlichen Notlage alle Einquartierung haben. Der Marktplatz wimmelt von Einwohnern und Soldaten. Mitten hinein platzt eine tschechische Offizierskommission, die den Bataillonskommandeur wegen der Grenzregulierung sprechen will. Man ist sehr höflich zueinander, vergleicht seine Karten und bald fahren die Tschechen zu einer anderen Dienststelle. Wieder kommen neue Gäste. Ein deutscher Landrat, ein Kreisamtsleiter der NSV., ein Zollbeamter. Alle nehmen Verbindung mit dem Bataillon, dem Träger der vollziehenden Gewalt, auf und gehen umgehend an ihre Arbeit. Es ist etwas Herrliches um diese deutsche Organisation. Lautlos, wie das Getriebe einer Maschine, greift alles sinnvoll ineinander. Der Landrat baut sofort mit dem Bürgermeister und den übrigen Staats- und Kommunalvertretern die Verwaltung auf. Der Kreisleiter der NSV. geht ebenfalls zu Sofortmaßnahmen über. Seine Kolonne von mehreren Last-

autos, beladen mit Lebensmitteln und Bekleidung, war die steilen und maßlos schlechten Straßen nicht hochgekommen. Er wendet sich an das Bataillon und bittet um Gestellung von Lebensmitteln und Feldküchen, solange bis seine eigenen Bestände da sind. Gern wird ihm das zugesagt; der gewandte Stabszahlmeister stellt eine ganze Tagesportion an warmer und kalter Verpflegung mit Feldküchen und Lastautos zur Verfügung. Am nächsten Tage wurden von der Truppe der Bevölkerung Pferde und Soldaten zur Herbstbestellung und Kartoffelernte zur Verfügung gestellt. Die Bauern hatten keine Pferde mehr, alles war von den Tschechen bei der Mobilmachung eingezogen worden.

Der Bataillonsführer unternimmt zunächst einen Erkundungsgang durch die Stadt, begleitet von Adjutant, Ordonnanzoffizier und Stabsarzt. Dicht am Markt ein altes Schloß, bisher tschechische Schule, wird als Kommandantur, Bataillonsgeschäftszimmer und Truppenkrankenstube hergerichtet. Die NSV. bezieht mehrere Räume und richtet eine Verteilungsstelle ein. Eine nagelneue tschechische Kaserne wird entdeckt, ausreichend für ein ganzes Bataillon, aber ohne Wasser, Heizung und Beleuchtung; für Unterbringung der Truppe zunächst nicht brauchbar. Hier wie auf dem Schloß wird sofort mit einer Flaggenparade die vorsorglich mitgenommene Reichskriegsflagge gesetzt. Stolz flattern die Flaggen im frischen Herbstwind hinaus auf das weite bergige Land, das ohne Kampfhandlung, nur durch die geniale und nervenstarke Politik des Führers deutsch geworden ist. Starke Feldwachen werden an den wichtigsten Straßen bis zur Demarkationslinie vorgeschoben. Im Schloß und in der Kaserne zieht eine Innenwache auf. In kurzer Zeit ist ein Schilderhaus gezimmert, schwarzweißrot angestrichen, und bald steht ein Posten vor Gewehr daneben, schreitet gewichtig auf und ab und wird von allen bewundert. Der Ortskommandant läßt vom Marktplatz die Steine absuchen, fährt einige Fuhren Kies in die Löcher und Pfützen; es wird geharkt und schon sieht alles blitzsauber aus. Alle Kompanien werden in Streifen zu Fuß, zu Rad und zu Pferde eingeteilt, denn die Ausdehnung der zu schützenden Gebiete beträgt viele Kilometer. Die Grenze zum Altreich verläuft dicht an der Masaryk-Baude, nach dem Gründer der Tschechei benannt, einer gut eingerichteten Wintersportbaude. Unterhalb dieser Baude, auf enger, kurvenreicher Straße, hatten die Tschechen vorzügliche Sperre aus Beton und Eisen gebaut, an einer Stelle, wo rechts und links ein jäher Abgrund gähnte. Damit nicht genug: von vorn und in der Flanke wurde die Sperre durch die MG. der Betonbunker überwacht, die

getarnt im Wald angelegt waren, so daß man sie erst mit dem Fernglas suchen mußte. Der Straßenverkehr war dadurch natürlich lahmgelegt. Die Anwohner wandten sich an die Kommandantur um Abhilfe, und in wenigen Stunden kam eine motorisierte Pionierkompanie an, die mit einigen Sprengladungen den Weg frei machte. Es war eine Freude zu sehen, wie unsere braven Lübecker Pioniere fachmännisch und schnell ihre Ladungen anbrachten und dann im Donner der Detonationen die Hindernisse in sich zusammenfielen.

Das gegenseitige Verhältnis von Truppe und Bevölkerung ist ein überaus herzliches. Die Soldaten helfen auch in ihrer Freizeit mit bei der Kartoffelernte und Herbstbestellung. Manch Holsteiner Bauer, den man vom Pflug weg eingezogen hatte, pflügte hier im freien Sudetengau, und die kräftigen Pferde der Wehrmacht ziehen mühelos den Pflug durch den leichten Boden. Mühsam und entbehrungsreich ist das Leben dieser armen Gebirgler, die nur einen kleinen steinigen Acker ihr eigen nennen. Ein Teil der Bevölkerung arbeitet in den Wäldern als Waldarbeiter. Durch die tschechische Drangsalierung ist die Not aufs höchste gestiegen. Es war gut für viele Soldaten, dies mal gesehen und kennengelernt zu haben. Eine solche Armut gibt es seit 1933 nicht mehr in Deutschland, und jeder sollte aufs neue dem Führer und seinen Mitarbeitern ewig dankbar sein.

Am letzten Sonnabend vor dem Abmarsch des Bataillons veranstaltete die Sudetendeutsche Partei eine Befreiungsfeier. Gegen 12 Uhr wird vom Bataillon an dem neuerrichteten hohen Flaggenmast neben dem Schilderhaus die Flagge gehißt, ein Zug erweist die Ehrenbezeigung der Großen Flaggenparade, und dann marschiert das Bataillon in dröhnendem Exerziermarsch am Kommandeur vorbei. Zum erstenmal sah die Bevölkerung eine deutsche Parade. Die fehlende Musik wird durch erhöhte Straffheit ersetzt. Es ist eine Freude anzusehen, in welch scharfem Rhythmus die Kompanien vorbeikommen. Da sind Männer im Glied, die mit Stolz das Eiserne Kreuz aus dem großen Krieg tragen; da marschieren die Aktiven neben den kurzdienenden Soldaten.

Ein paar Worte noch über die Kriegskameraden. Am ersten Tag in der Kaserne waren sie noch etwas bedrückt von der Schnelligkeit der Ereignisse. Dann aber kam der Frontsoldatengeist und die unübertreffliche Schule der alten Armee zum Vorschein. Willig ordneten sie sich Führern unter, die ihre Söhne hätten sein können. Zuverlässig und eifrig taten sie ihren Dienst, tadellos in ihrer Haltung und Auffassung. Die Festigkeit ihres Charakters

und ihre Ruhe teilte sich wohltuend allen jüngeren mit. Da gab es Männer darunter, die von 1914–18 die Schlachten in Frankreich geschlagen hatten und die nun wieder nach zwanzig Jahren ohne jeden Rang, mit einem Gewehr auf der Schulter, in den Nebel der Ungewißheit hineinmarschierten. Sie waren prachtvoll, diese alten Frontsoldaten!

Doch zurück zu dem Befreiungsfest von Rokitnitz. Abends bewegte sich ein langer Fackelzug der gesamten Bevölkerung durch die festlich illuminierte Stadt. Der Festzug stieg wie eine leuchtende Perlenkette einen steilen Berg empor, und hoch über der Stadt gedachte der Redner der Gefallenen der Bewegung. Nun wurde ein großer Holzstoß entfacht, und bei diesem lodernden Feuer hielt der Kreisleiter eine hervorragende Ansprache, die mit einem Treuegelöbnis und Dank an den Führer für die Befreiung gipfelte. Überall auf den fernen Bergen sah man die Freudenfeuer wie Fanale der Befreiung leuchten. Diese Feier wirkte in ihrer schlichten Würde sehr eindrucksvoll. Nach Rückkehr saßen Wehrmacht, Partei und Sudetendeutsche noch lange in Eintracht und Kameradschaft zusammen, und der Bataillonsführer bedankte sich bei Bürgermeister und Einwohnern für die herzliche Aufnahme.

Am nächsten Tag kam bereits die Ablösung. Eine schlesische Panzerabwehrabteilung übernahm den gesamten Abschnitt, und die Truppe machte sich fertig zum Abmarsch. In der Nacht trat das Bataillon an und verschwand, von der Bevölkerung noch lange begleitet, im milchweißen Herbstnebel. Über drei Pässe ging der Marsch – an allen Fahrzeugen Schiebekommandos – und nach 25 km war der Verladeort Mittelwalde der Grafschaft Glatz erreicht. In mustergültiger Ordnung wurde verladen; auf die Minute genau liefen die Züge aus. Auch im Sudetenland rollten nach drei Tagen die ersten Eisenbahnen, ganze Kolonnen von Eisenbahnarbeitern werkten an der Strecke. Man sah förmlich, welch belebendes Element mit der deutschen Besetzung in den Sudetengau eingezogen war.

Nach einer Fahrt von knapp 15 Stunden erreichte das Bataillon wohlbehalten den Standort. Mit Entzücken sahen wir aus der Ebene die sieben grüngolden schimmernden Türme und die wohlvertrauten Umrisse der alten Hansestadt auftauchen. Dann kam der Einzug unter frohem Winken der Menschen und Lübeck hatte seine Söhne und Soldaten wieder.

Posten-Erlebnis

von Gefr. Erwin Thümlein, Pirmasens/Pfalz

Ferchenhaid! — Eine schwere, dunkle Nacht hat einen trüben, regengesättigten Tag verdrängt. Schwer lastet über dem Moldautal grauer Nebel, alle Konturen verzerrend; hier lassen sie einen Baumstumpf zum Riesen werden, der seine geballte Thursenhand drohend gen Himmel reckt, dort gaukeln Nebelfetzen, die am Busche haften, Gestalten aus dem Märchenland. Von Zeit zu Zeit fegt ein kalter Wind vom Südwesten her das Tal hinauf; dann kommen die Nebelschwaden in Bewegung, tückisch kriechen sie über die flachen Flußwiesen und klettern hinauf die Hügel und Berge. Fröstelnd schütteln sich die Doppelposten dort oben in Neugebäu, an der Straße, die zum Feind führt. Und weiter wandern die Nebelfetzen, vorbei an MG.-Nestern, an stehenden Spähtrupps, die hier vor dem Feinde liegen und Wache halten im kalten Regen, daß ihre Kameraden schlafen können dort unten in Ferchenhaid. — Und langsam sinkt der Nebel wieder zurück ins Tal, gleichsam, als ob er sich nur überzeugt hätte, daß dort oben alles in Ordnung sei. Ja, sie sind wach, die Sicherungen, wissen sie doch, was von ihrer Wachsamkeit abhängt. Tagelang haben sie fast nicht geschlafen, sind nicht aus den Stiefeln gekommen; doch was ist das schon? War nicht für sie alle die Begeisterung und rührende Liebe der von ihrem Joch befreiten Menschen schönster Lohn für ihre Strapazen? Die Hauptsache für sie alle war: sie durften mit dabei sein, helfen, ein großes Deutschland schaffen. Und bei manchem sind wohl die Gedanken gewandert: März war es und sie marschierten auf vereisten Straßen, in praller Sonne, so braun gebrannt wie Neger, zwischen Schneefeldern und Bergen — gen Innsbruck. —

Da, auf einmal ein peitschender Knall und nochmals — peng!! — peng!! Drei, nein vier Schüsse zerschnitten die Nacht — und dann Stille, lastende Stille. Hundert Augenpaare brennen in die Nacht, hellwach ist der eherne Schild geworden, den deutsche Soldaten um neues Land gelegt hatten. Gewehrläufe schieben sich aus den Deckungen, hier und dort knackt ein Sicherungsflügel um. — Aber es blieb ruhig! Auf allen Gesichtern lag die Frage: was war geschehen? —

Dort unten an der Straße nach Franzensbad lag hinter einer Tankfalle im Straßengraben, eingerollt in ihre Zeltbahnen, ein Doppelposten mit schußbereitem Gewehr. Auch sie hingen ihren Gedanken nach; vielleicht

waren sie gerade zu Hause bei ihrem kleinen Mädel, das jetzt wohl Angst hatte um sie. Da, was war das?! — Zog da nicht jemand an der K-Rolle? Fiebernd suchten vier Augenpaare Nacht und Nebel zu durchdringen. Und jetzt ganz deutlich — ein Zerren am Draht. „Halt, wer da, Parole!" Wie aus einem Mund dringt der helle Ruf. Stille, Totenstille. Und jetzt ein wütendes Zerren und Reißen am Draht. „Halt, wer da, Parole!!" — — — Sicherungsflügel klappen hörbar um und — peng! — peng! — peng! peitschen die Schüsse in den Draht. Sie springen auf, reißen die Seitengewehre aus der Scheide und stürzen auf das Hindernis los. Da noch einmal ein übermenschlich scheinendes Ziehen und Reißen am Draht, die ganze K-Rolle scheint der unsichtbare Gegner auseinanderziehen zu wollen, da federt sie auch schon wieder zurück mit Schwung in ihre alte Lage, und mit mächtigen Sätzen flieht ein Schatten an ihnen vorbei. Wie versteinert stehen die beiden und — sehen einen mächtigen Bernhardinerhund aus dem Lichte der letzten Häuser vor der anstürmenden Feldwache fliehen. —

Für den Spott brauchten die beiden nicht mehr zu sorgen, aber trotzdem — sie hatten ihre Pflicht getan!

Grenzwacht

von Untfz. der Landwehr Walter Georgi, Schneeberg i. S.

Daß der Führer und die Wehrmacht sich auf ihre ehemaligen Frontkämpfer verlassen können, steht fest, und ich will es auch beweisen.

Am 25. September 1938, früh 1/2 7 Uhr, brachte mir ein Motorradfahrer mit einer Wehrmachtsbinde am Arm den sofortigen Einberufungsschein nach Eibenstock. Sofort wurde das nötige eingepackt, Abschied genommen, und ein guter Freund brachte mich mit seinem Motorrad nach dem Bestimmungsort. Und so stand ich in knapp 1 1/2 Stunde als Unteroffizier im Heeresdienst bei der Grenzwacht, welcher ich schon drei Jahre zugeteilt war. Nach Begrüßung der Kameraden und Meldung beim Abschnittskommandeur, welcher streng, aber gerecht war, ging es sofort an die Arbeit, denn es war keine Zeit zu verlieren; die Lage war sehr ernst. Nachdem die drei Kompanien alles gefaßt hatten, einschließlich blaue Bohnen, ging es an die Grenze. Wir hatten alle einberufenen Autos und Motorräder feldmarsch-

mäßig herzurichten, zu tarnen, mit W. H. zu versehen, Benzin und Fässer sicherzustellen, für ein Bataillon Verpflegung zu erledigen.

Viel Anschaffungen mußten gemacht werden, kurz, es wurde viel von uns verlangt, waren wir doch die einzige Truppe, welche halb mobil war, und wir haben's auch geschafft. Das haben auch die Tschechen gemerkt, und so wurden sie etwas vorsichtiger mit ihrem Vorhaben an der Grenze. Unser Dienst war aufregend und vielseitig. Wenn wir auch Vierzig- bis Fünfundvierzigjährige waren, aber wir waren gleich wieder Soldat. Man brauchte nicht viel Worte zu machen. Jeder tat gern seine Pflicht, denn wir wußten genau: unser Führer verläßt sich auf die Landwehr. Und jeder von uns hielt es für eine große Ehre, trotz der kleinen Sorgen um Frau und Kind. Wir waren bereit, alles einzusetzen, wenn es sein sollte. Aber ebenso froh waren wir, als unser Oberbefehlshaber bekannt gab, das Sudetenland wird zonenweise besetzt. Wie sehnsüchtig erwarteten wir den Befehl, mit ins Sudetenland einmarschieren zu können, was uns aber nicht am ersten Tage vergönnt war. Wie enttäuscht standen wir an der Grenze, welche wir acht Tage bewacht hatten, um das Vaterland vor Überfällen des Feindes zu beschützen, als die anrückenden Truppen einrücken konnten.

Erst am dritten Tage konnte unser Abschnittskommandeur es ermöglichen, daß auch wir einrücken konnten, wir waren die erste Fußtruppe, die in Neudeck einmarschierte. Es war uns aber nicht lange vergönnt; wir wurden bald wieder zurückgezogen. Da unser Bataillon meist aus Grenzbewohnern bestand, waren uns die Orte Hirschenstand, Neuhammer, Neudeck, Karlsbad bekannte Begriffe. Wie jubelten uns die deutschen Brüder und Schwestern zu. Es ist ein herrliches Gefühl für den Soldaten, wenn er als Befreier angesehen wird. Nun hatten wir unsere Pflicht getan, wie sie die Landwehr nicht besser tun konnte. Unsere Übung war am 14. Oktober beendet. Wir wurden entlassen und warten auf den nächsten Einberufungsbefehl.

Die Landwehr steht immer ihren Mann, wenn die Wehrmacht durch ihren Führer ruft.

Und so tragen wir das stolze Gefühl in der Brust, durch unsern Dienst bei der Wehrmacht mit beigetragen zu haben, daß unser Führer Großdeutschland schaffen konnte.

Von Magdeburg nach Eger

von Wachtmstr. Erwin Skobowsky, Magdeburg

Unaufhaltsam rollt das Rad der Zeit. Ereignisse, die man selbst glühenden Herzens durchlebt hat, liegen jetzt in der Vergangenheit. Aber immer wieder kommt in stillen Stunden der Gedanke an die großen Ereignisse des Jahres 1938, und je größer der zeitliche Abstand zu ihnen wird, desto klarer treten sie in ihrer Wucht und Einmaligkeit hervor. Desto größer wird aber auch der Stolz, sagen zu können: du warst auch dabei. Sieht man nach langer Zeit einen alten Kameraden wieder, so genügt ein Wort: „Weißt du noch, wie es damals in Eger war, als der Führer dort sprach?", um sofort alle Erinnerungen an die Zeit des Einmarsches in das Egerland im hellsten Licht erstrahlen zu lassen. Und so ist die Erinnerung an die unvergeßlichen Tage im Egerland das größte und schönste Erlebnis meiner an militärischen Höhepunkten gewiß nicht armen 12jährigen Dienstzeit.

Als in den ersten Tagen des September 1938 unsere Abschlußprüfung an der Heeresfachschule vorverlegt wurde, ahnten wir wohl, daß sich große Dinge vorbereiteten. Die Rede des Führers auf dem Reichsparteitag in Nürnberg hatte auch dem letzten Volksgenossen die Augen über die Schwere der Zeit geöffnet, gleichzeitig aber auch dem ganzen Volke ein unbedingtes Selbstvertrauen zur eigenen Kraft gegeben. Gläubig schauten auch diejenigen, die bisher an der jungen, neuerstandenen Wehrmacht achtlos vorübergegangen waren, auf sie. Wenn sich dieses Vertrauen auch nicht in lautem, stürmischem Jubel äußerte, es war doch da und vielleicht gerade in seiner stillen Art besonders geeignet, den Blick fest und mutig in die so düster erscheinende Zukunft zu richten. Es war da; das bewiesen die Unterhaltungen mit der Zivilbevölkerung, aber auch mit den eingezogenen älteren Reservisten, die den Weltkrieg noch aus eigener Erfahrung kannten. Es war da; das bewies am eindeutigsten unser Marsch, der uns von Magdeburg über Jena—Bayreuth—Nürnberg bis in die Nähe von Ansbach führte. Nicht wiederzugeben sind die vielen Beweise des Vertrauens zum Führer und seiner Wehrmacht, die uns auf diesem Marsch dargeboten wurden. Überall, ob Stadt oder Land, überall waren die Durchmarschstraßen überfüllt. Jeder hatte kleine Aufmerksamkeiten für „seine" Soldaten. Hier wurden Zigaretten geworfen, dort Blumen, da Obst, in der nächsten Straße Süßigkeiten. Jeder gab nach seinen Kräften. Unvergeßlich wird ein Erlebnis in einem

kleinen thüringischen Dörfchen sein. Auf einer Rast verteilte ein altes Mütterchen tränenüberströmt Äpfel an uns mit den leisen Worten: „Kommt wieder, Kinder, ich habe selbst vier Söhne im Weltkrieg verloren!“ Es waren ihre letzten Äpfel, die sie uns gab. Wir erfuhren erst später, daß sie sehr arm war!

Unerträglich gestaltete sich nun die Zeit des Wartens in dem Bereitstellungsraum in der Nähe von Ansbach. Es war ein idyllisches, kleines, weltverloren auf einem Hügel liegendes fränkisches Dörfchen, das uns nun für die nächste Zeit aufnahm. So recht geeignet, einen gehetzten, gerade aus einer schweren Prüfung kommenden Großstadtmenschen wieder zur Ruhe zu bringen. Doch wir hatten keine Zeit, uns den Schönheiten der Natur hinzugeben. Unaufhörlich beschäftigte uns die Frage: „Was wird nun?“ Die Führerrede am Abend des 29. September, die die öffentliche Auseinandersetzung mit Benesch brachte, war geeignet, diese Spannung noch zu verschärfen. Eifrig wurden die Empfänger bedient, um den Stimmen der Welt zu lauschen. Ja, der Dienst bei einer Funk-Kompanie bot doch in solchen Zeiten einen unschätzbaren Vorteil. Wir waren stets „auf dem Laufenden“.

Die Spannungen hatten sich noch verschärft, das fühlten wir. Wie werden nun die Würfel fallen? Krieg oder Frieden?

Mitten in die höchste Spannung hinein kam der Befehl zum Abmarsch. Die hierbei getroffenen Vorsichtsmaßnahmen ließen uns die Kriegsgefahr in allernächster Nähe erscheinen. Eine anstrengende Nachtfahrt brachte uns nach Regensburg, um dem Ort unseres Einsatzes näher zu sein. Jeder von uns glaubte, daß jetzt der gordische Knoten der politischen Verwicklung nur noch durch das Schwert gelöst werden konnte.

Aber nach zwei Tagen voll Spannung kam der Befehl zum friedlichen Abmarsch. Durch die Annahme des Münchener Abkommens durch die Tschecho-Slowakei und die freiwillige Räumung der strittigen Gebiete ergab sich eine Umgruppierung der deutschen Truppen. An Stelle einer Bereitstellung zum Angriff wurde innerhalb sehr kurzer Zeit der friedliche Einmarsch befohlen, der eine wesentlich andere Gliederung verlangte. In einem Tagesmarsch wurde unser Ausgangsort Selb in Oberfranken erreicht.

Noch eine Nacht trennte uns also nun von dem so heiß erwarteten Einmarsch. Nur noch eine Nacht sollten unsere Brüder auf die Befreiung warten. Uns alle bewegte die Frage: „Wie sieht es dort drüben aus? Stimmen die Zeitungsnachrichten oder ist es noch weit schlimmer?“ Gespräche mit sudetendeutschen Flüchtlingen ließen uns das Schlimmste erwarten, gaben

sie doch Einzelheiten, die keine Zeitung bringen konnte. Daneben aber war das große Rätselraten: Wann beginnt der Einmarsch und an welcher Stelle werden wir ihn erleben?

Doch diese Frage sollte sich schneller als angenommen für uns lösen. Am nächsten Morgen, in aller Herrgottsfrühe, ereilte uns der Befehl zum sofortigen Abrücken. Es war ein für die Verhältnisse einer Funk-Kompanie etwas eigenartiger Befehl. Aber gerade diese Eigenart war es, die uns in die hellste Begeisterung versetzte. Wir sollten nämlich für das in Eger geplante Mittagessen des Führers unsere Schlüsselzelte aufbauen, damit bei plötzlich einsetzendem Regen der Führer und seine Begleitung Schutz finden konnte. Dieser Befehl war so recht nach unserem Geschmack. Einmal sollten wir unseren Führer sehen, und zwar ganz in der Nähe und nicht nur kurze Minuten, sondern sogar längere Zeit. Dann hieß es aber auch für uns, daß wir an der Spitze der einmarschierenden Truppen, ja sogar vor ihnen in das Egerland einrücken durften. Vergessen war all die Spannung der vergangenen Wochen, vergessen alle die Strapazen und Unbequemlichkeiten. Sie alle verblaßten vor der Freude, unserem Führer helfen zu können.

Unvergeßlich wird uns der Einmarsch in das Egerland bleiben. Frei, nicht an langsam schleichende Kolonnen gebunden, mit einem Auftrag in der Tasche, um den uns die Kameraden beneideten, fuhren wir an der bereitgestellten Infanterie und Artillerie vorbei. Das letzte deutsche Dorf vor der Grenze, Schirnding, war schnell erreicht. Doch an der tschechischen Zollgrenze gab es den ersten Aufenthalt. Durch die in den letzten Monaten errichteten Barrikaden war die Straße zum Engpaß geworden und dieser natürlich schwer verstopft. Hier sahen wir auch die ersten Auswirkungen der Kämpfe zwischen der Bevölkerung und der tschechischen Soldateska. In dem Zollhaus gab es keine Fensterscheiben mehr. Die Wände wiesen Gewehrgeschoßspuren in reichem Maße auf. Einige hundert Meter weiter waren sogar an den Häusern Granatspuren zu sehen.

Doch endlich ging es weiter. Unser Ziel Eger tauchte nach etwa halbstündiger Fahrt vor uns auf.

Wir hatten uns die Begeisterung der Egerer Bevölkerung gewiß groß vorgestellt, aber das, was wir sahen, überstieg alle, auch die kühnsten Erwartungen. Unübersehbar der Flaggen- und Blumenschmuck, unübersehbar aber auch die Menschenmassen, die die Straßen füllten. Es war uns unerklärlich, wo dieses doch noch bis vor kurzem unterdrückte Volk mit einem Male die Hakenkreuzfahnen her hatte. Da wir Eger noch vor der Infanterie er-

reichten, also mit die ersten deutschen Soldaten waren, traf uns die Begeisterung der Bevölkerung im besonderen Maße. Im Nu war unser Wagen mit Blumen überschüttet, jeder wollte uns die Hand schütteln, zeitweise mußten wir halten, um nicht die in ihrer Begeisterung blinden Menschen zu überfahren. Doch nach einigen bösen Erfahrungen verzichteten wir lieber auf diese Art der Begrüßung und nahmen nur mit den Blumen vorlieb. Viel hätte nicht gefehlt und unsere Arme wären als Andenken an die ersten deutschen Soldaten unter der Bevölkerung verteilt worden.

Doch zuerst, als uns die Wellen der Begeisterung entgegenschlugen, waren wir tief erschüttert. Was mußte dieses Volk alles erduldet haben, um einer solchen Freude über die endliche Befreiung fähig zu sein. Die Augen wurden feucht, als sie diese tief aus dem Herzen kommende Freude sahen, und in Gedanken gab wohl jeder das Gelübde ab, seine ganze Kraft einzusetzen bis zur endgültigen Befreiung dieser deutschen Brüder und Schwestern.

Auf einem vor den Toren Egers liegenden Hügel bauten wir nun die Tafel für das feldmäßige Essen unseres Führers auf. Der Hügel gewährte einen fabelhaften Überblick über das befreite Egerland. Der Weltkurort Franzensbad mit seinen bekannten Heilquellen lag ausgebreitet vor uns. Es war ein schönes Fleckchen Erde, würdig, dem Führer zum ersten Imbiß im befreiten Lande zu dienen.

Erwartungsvoll summte und wirbelte alles auf dem Hügel umher. Doch als der Führer eintraf, setzte schlagartig eine tiefe Stille ein. Ernst entstieg der Führer seinem Wagen, lange ließ er seinen Blick in die Runde schweifen. In seiner Begleitung befanden sich alle die Persönlichkeiten, die während der letzten Wochen im Brennpunkt des politischen Lebens gestanden hatten. Noch nie hatten wir soviel führende Männer des neuen Deutschland beisammen gesehen, als hier vor den Toren Egers. Auch während des Essens blieb der Führer ernst. Erst nachher entwickelte sich ein lebhaftes Gespräch. Doch der Höhepunkt des Erlebnisses kam für uns erst, als der Führer uns um sich versammelte und uns nach unseren Eindrücken beim Einmarsch befragte. Unvergessen wird es uns bleiben, als er einem jungen Kameraden, der sich den Einmarsch kriegerischer vorgestellt hatte, antwortete: „Einem geschenkten Gaul guckt man nicht ins Maul." Wir Älteren, die schon einen größeren Überblick hatten, fühlten in diesem Augenblick mit dem Führer. Denn es kam nicht darauf an, einen siegreichen Einmarsch durchzuführen, sondern darauf, geknechtete Volksgenossen möglichst ohne Blutvergießen in den Schutz des größeren Vaterlandes zurückzuführen.

Während der Führer aß, warteten Tausende und Abertausende auf ihn. Wenn sie gewußt hätten, daß er nur wenige hundert Meter vor den Toren der Stadt war, so hätten sie in ihrer Begeisterung sicherlich den Hügel gestürmt, und wir wären zu schwach gewesen, diesen Ansturm abzuhalten. Erst nach dem Essen fuhr der Führer nach Eger und begrüßte die Egerländer auf dem Marktplatz.

Noch einmal sahen wir ihn, als er Eger wieder verließ. Ohne jegliche Absperrung fuhr er durch die Massen. Bewunderungswürdig war das Vertrauen, das der Führer den Egerländern entgegenbrachte, und dieses Volk war eines solchen Vertrauens würdig.

Kavallerie im Sudetenland

von Gefr. Helmut Kirchner, Fürstenwalde/Spree

Kampf im Sudetenland! Gleich wuchtigen Hammerschlägen fallen Tag für Tag die neuesten Meldungen aller Zeitungen auf uns hernieder, die immer wieder von neuem die gemeinen Gewalttaten tschechischen Gesindels zeigen. Dort das Stöhnen der brutal zu Boden Geknüppelten, die Rufe nach Hilfe und auf der anderen Seite der unübersehbare Flüchtlingsstrom. Aber immer noch schweigt die deutsche Regierung! Es bleibt allein die Presse, die offen gegen die Geschehnisse der letzten Tage Stellung nimmt. Erfolglos! Die verantwortungslosen „Häuptlinge" drüben kümmern sich nicht um unternommene Protestschritte, bis die Geduld des Führers ein Ende hat. Jetzt müssen diese Herren erkennen, daß in ihr Spiel ein Gegner eingetreten ist, der fest entschlossen ist, seinen und seines Volkes Willen durchzusetzen. Dem Knüppel der tschechischen Soldateska steht nun eine feldgraue Armee gegenüber, die langsam ihre Truppen in das geknechtete Land einmarschieren läßt.

„Die Grenzbäume fallen!" So künden es die Schlagzeilen in den Zeitungen, die die ersten — nun ganz anders gearteten — Stimmungsberichte vom Einmarsch bringen. Aber noch immer sitzen wir in unseren Kasernen, machen unseren täglichen Dienst, horchen Stunde um Stunde am Lautsprecher und begraben alle Hoffnungen auf unseren Einsatz.

Da, am 4. Oktober, nachdem wir bereits zwei Stunden Fußdienst hinter uns haben, plötzlich: „Alarm!" Wenige Augenblicke später steht die Schwadron in Linie angetreten und erwartet die Worte des Hauptwachtmeisters.



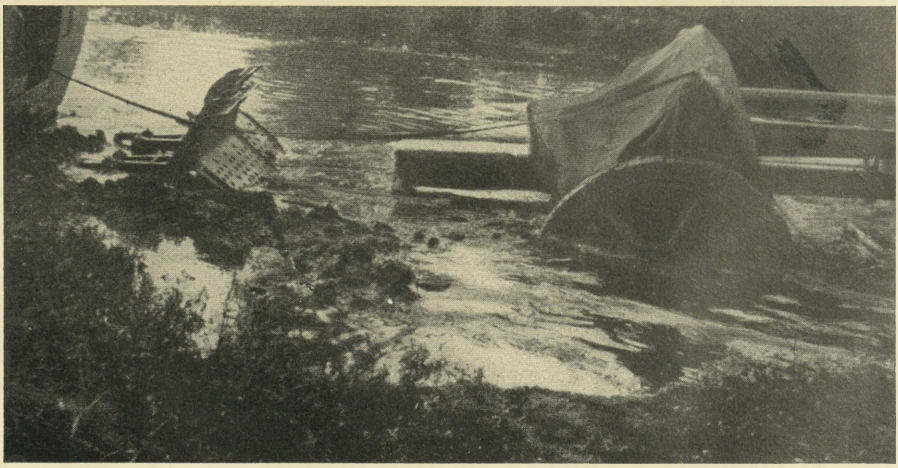
Neugierig betrachtet die Jugend von Kupferberg ihre Heimat durchs Scherenfernrohr

Photo: Gefr. von Bitter, Hamburg



An der neuen Grenze auf der Wacht

Photo: Gefr. Bernhard Lippert, Hof/Saale



Artillerie geht durch die Eger

Photo: Untfz. Walter Paul, Jena, Löbstedt

Glaubten wir an einen „Probealarm", so belehren uns jetzt die wenigen Worte eines anderen: „Mittwoch 6 Uhr steht die Schwadron kriegsmäßig. Wegtreten!"

Nun ist es Wirklichkeit! Während wir unsere Privatsachen verpacken, mit Heimatanschrift versehen, Waffen, Munition, Schanzzeug, Fernglas empfangen, unsere Geschütze fertigmachen, „debattieren" wir lebhaft über die Zone, in der wir eingesetzt werden sollen.

Mittwoch 6 Uhr! Langsam dämmert der Morgen. Ringsum noch alles still! Aber unten auf dem Kasernenhof herrscht lebhaftes Treiben! Die letzten Vorbereitungen werden getroffen, die Geschütze und Munitionswagen werden aufgeprotzt, die Mannschaften sitzen auf, der Schwadronschef hebt die Winkerkelle als Zeichen des Anfahrens, und bald hat die Schwadron ihre Kasernen hinter sich.

Sonnenschein begleitet unsere Fahrt. Wir biegen auf die Autobahn nach Frankfurt a. O. ein. Unser Ziel ist die fünfte Zone, ist Schlesien und das hinter seinen Bergen liegende Sudetenland. Frankfurt, Guben, Sommerfeld, Sorau liegen hinter uns. Wir erreichen bald Hirschberg. Jubelnder Empfang durch die Bevölkerung! Man erzählt uns vom Durchmarsch unzähliger Truppenverbände. Sollten wir etwa schon zu spät gekommen sein? Sollen wir wieder heimkehren, ohne eingesetzt zu werden? Das sind unsere Gedanken. Fast sinkt in diesen Augenblicken wieder die Hoffnung darauf, daß wir mit dabei sein dürfen. Wir beziehen bis zum 7. Oktober in Bad Warmbrunn Quartier. Drüben aber brennt roter Pöbel die Bauden ab und läßt zum letztenmal seine Wut an wehrlosen Menschen aus.

Sonnabend 6 Uhr! Der befreiende Befehl ist da! Wir freuen uns! Der Aufklärungsabteilung ist der Einmarsch befohlen worden!

Noch einmal grüßen uns die Warmbrunner, schwenken Bauern ihre Mützen, rufen uns geflüchtete Sudetendeutsche ein hoffnungserfülltes „Sieg Heil!" entgegen. — Langsam marschiert eine graue Kolonne die Gebirgsstraßen entlang, zieht hinauf zu den Gipfeln des Riesengebirges. Der Himmel verfinstert sich, öffnet seine Schleusen, es gießt in Strömen. Bald bricht wieder für ein paar Stunden die Sonne durch. Ohne Aufenthalt geht es vorwärts. Radfahrerschwadronen keuchen die Berge hinauf, Pferde lassen sich schnaubend, aber willig an der Hand des Reiters führen, unsere Kübelwagen ziehen mit aller Kraft unsere Pak. Mancher von uns denkt wohl an das Lied, das wir so oft auf dem Exerzierplatz gesungen: „Mit unseren Maschinen stehn wir auf du und du... sie geben alles her für uns, wenn's

aufs Äußerste kommt an!" So marschieren wir, fröstelnd, durchnäßt, vielleicht auch etwas müde. Immer aber geht es durch unsere Gedanken: Wir dürfen unseren Brüdern die Freiheit bringen! Das macht uns froh. Bald kommen uns Menschen entgegen. Sie sind an die Grenze geeilt. Sie wollen den Einzug der deutschen Truppen miterleben.

Vor uns ragt ein Schlagbaum in die Luft, umkränzt mit frischem Grün. Vor wenigen Stunden noch ruhten die Augen der Grenzer auf ihm. Vor wenigen Stunden noch trennte er deutsche Brüder. Jetzt leuchtet es uns von einem Spruchband entgegen: „Willkommen deutsche Wehrmacht!" Das ist Ausdruck innerer, stolzer Freude, den uns ein lange geknechtetes Volk aus übervollem Herzen entgegenruft. Wir haben die Grenze überschritten, die vor zwanzig Jahren ein schmählicher Friede gezogen hat. Nun kann uns das schlechteste Wetter nicht mehr stören. Wir erleben Tage, um die wir von denen „daheim" beneidet werden. Wir gehören zu denen, die zum zweiten Male die Einsatzbereitschaft der deutschen Wehrmacht vor aller Welt unter Beweis stellen.

Niedergebrannte Bauden, geplünderte und zertrümmerte Wohnungseinrichtungen, das ist der erste Eindruck, den wir bekommen. Eine alte Frau, die Haare vom Alter und aller ertragenen Not schneeweiß, von Tränen der Freude überwältigt, weit aus dem Fenster gelehnt, mit beiden Armen uns zuwinkend, das ist der erste Gruß sudetendeutscher Brüder an uns. Dieses ergreifende Symbol endlich befreiten deutschen Landes steht uns auch heute lebendig vor den Augen. An einzelstehenden, verlassenen Gebirgshäusern vorbei, geht es talabwärts. Schmal sind die Wege. Von vorn starren uns MG.-Bunker entgegen, hineingebaut in die Erde, getarnt, fast unsichtbar für die Augen des Gegners. Vor uns unser leichter Panzer-Spähtrupp. Es folgen die berittenen 16 Mann der Spitzengruppe. Dann kommen wir, die erste Pak unserer Aufklärungsabteilung. Hinunter geht es ins Aupatal, wo noch vor wenigen Stunden die Roten das „Regiment" führten. Die sudetendeutschen Brüder empfangen uns. Männer, Frauen, Kinder sind zusammengeströmt, um den deutschen Truppen, ihren Soldaten, Freude und Dank für die große herrliche Tat unseres Führers, der endlich auch ihr Führer ist, abzustatten. Die Sieg-Heil-Rufe wollen nicht abbrechen, Fähnchen werden geschwenkt, das Deutschlandlied klingt auf, die hocherhobene Fahne der „SdP." flattert stolz im Winde, mahnt und erinnert noch einmal an den Kampf um die Freiheit.

Die Feldwachen stehen. Es ist Nacht. In der Wirtschaft des Dorfes sitzen

wir, lassen uns berichten von den nun vergangenen Zeiten der Not. Wenn der Ruf eines Postens, ein kurzes „Wer da!“ ertönt, wenn eine Gewehrmündung sich hebt, wenn sich eine Hand an die Pistolentasche legt oder im Dunkeln die Silhouetten unserer Pak, der Kavalleriegeschütze, sichtbar werden, dann weiß man: Hier stehen deutsche Truppen und halten Wacht, um dieses Stück Erde nie wieder von der Heimat trennen zu lassen.

Am nächsten Morgen ist die Aufklärungsabteilung bereits wieder auf dem Marsch. Leise rinnt der Regen, grau behangen ist der Himmel — es ist Sonntag. Es ist für das ganze Land ein besonderer Feiertag. Wieder stehen die Menschen am Weg bis hin nach Hohenelbe. Wir können den Weg nicht verfehlen. Da stehen sie dicht gedrängt mit Blumen in den Armen, reichen uns Kuchen, Zigaretten, Schokolade und vieles andere. Alles haben sie zusammengetragen, um es uns, ihren Soldaten zu geben, Ausdruck des unaussprechlichen Dankes gegen die Heimat, des Dankes, der ihnen auch die Tränen der Freude in die Augen treibt. Wir dürfen unsere Wagen schmücken, und die Bevölkerung hilft uns. Wir müssen kurz anhalten. Schon ist unsere Pak „umlagert“, ein Fragen hinüber und herüber. Da kommt eine Greisin wohl schon zum zehnten Male an unseren Wagen, immer wieder mit Blumen in ihren abgemagerten Händen. Wir wollen weiter. Da stellen sie sich vor den Wagen, Männer und Frauen drücken uns dankbar die Hände, grüßen in uns die Soldaten des Führers. Überall dasselbe Bild. Überwältigend der Empfang in Hohenelbe. Kurz hinter der Stadt plötzlich der Befehl zum Halten. In einem Waldstück vor uns biwakieren die Tschechen. Wir fahren zurück nach Hohenelbe. Wir warten. Endlich, der Zeiger der Uhr steht auf 12 Uhr mittags, erfolgt der Befehl zum Abmarsch. Unsere Abteilung ist geteilt worden. Die schwere Schwadron geht auf ihrem eigenen Weg vor. Der Ladeschütze und ich stehen auf dem Trittbrett des Wagens, um für den Fall eines Überfalles oder Angriffs unser Geschütz möglichst bald feuerbereit zu haben.

Nun tragen die Häuser keinen Flaggenschmuck, es sind kaum Menschen zu sehen. Da erreichen wir die ersten Häuser der Ortschaft. Die Einwohner können es kaum fassen, daß wir da sind, wir, die so sehnsüchtig erwarteten Soldaten der deutschen Heimat. Bald sind die Hakenkreuzfahnen aus den Fenstern gesteckt. Wenige hundert Meter weiter wird wieder Halt geboten. Der Oberleutnant springt aus dem Panzer-Spähwagen, unser Unteroffizier, einer meiner Kameraden und ich sind in wenigen Sekunden bei ihm. Hier stehen noch Tschechen! Ein Leutnant und zwei Mann sperren die

Straße. Der Schwadronschef befiehlt den Tschechen das Entladen ihrer Gewehre. Einer will dem Befehl nicht nachkommen. Der Karabiner wird ihm hochgeschlagen. Die drei Mann werden festgenommen, in einen Wagen gesetzt und über die Grenze gebracht. Wir jagen nach dem anderen Dorfausgang. Die Klänge des Egerländer Marsches tönen uns entgegen. Kaum haben wir abgeprotzt, da werden wir an die Stelle beordert, an der unser Oberleutnant die Grenze überschritten hat. Wir gehen in Teilung, 150 Meter vom tschechischen Posten entfernt. Eine scharfe Granate schlägt krachend den Verschluß hinter sich zu. Wir warten wieder. Unaufhörlich Regen. Wir sind bis auf die Haut durchnäßt. Wir frieren, sind müde und abgespannt. Dennoch: keiner will weg von seinem Platz. Wir liegen hinter unseren Karabinern. Unser Auftrag: kein Unbefugter darf mehr auf dieses Stück Erde da vor uns.

Drei Tage und drei Nächte bleiben wir hier. Die Opfer- und Einsatzbereitschaft der Bevölkerung bleibt uns unvergeßlich. Bis in die Nacht hinein bleiben sie bei uns, bringen zu essen und zu trinken, holen, was sie entbehren können. Wir dürfen — wenn es der Dienst zuläßt — zu ihnen zum Frühstück kommen und auch — schlafen. Sie bieten uns ihre Betten an, sie selbst wollen dafür auf notdürftigen Lagern Ruhe suchen. Ich bitte um einen Mann, der die tschechische Sprache beherrscht. Da stehen sie mit uns Tag und Nacht. Sie helfen uns beim Grenzdienst, verhandeln mit denen, die über die Grenze wollen, machen uns auf diesen und jenen besonders aufmerksam. Wenn wir dann durchs Dorf gehen im Stahlhelm, die Pistolentasche am Koppel, dann rufen sie uns ihren Gruß zu und reden mit uns gern ein Wort. Sooft wir uns in einem Gasthaus sehen lassen, setzen sie sich mit an den Tisch, erzählen und fragen nach dem großen Deutschland, in das sie heimkehren dürfen. Sie schenken uns das Abzeichen der „SdP.", ihr Symbol des Freiheitskampfes, der nun zu Ende ist. Da wird uns so recht unser Glück deutlich. Wir dürfen die großen Stunden miterleben, die ihnen Rettung aus Elend und Not bringen. Bewegt drücke ich einer alten Frau die Hand, die noch vor wenigen Stunden erfahren hat, daß sie standrechtlich erschossen werden soll. Warum? Vor zwanzig Jahren hat sie sich erfolgreich für die Erhaltung einer deutschen Schulklasse eingesetzt!!

Am letzten Tage wird an der Grenze ein Fackelzug veranstaltet. Wir „Lanzer" marschieren mit. Da stehen wir am Ehrenmal. Wir gedenken der toten Kameraden. Sie ließen ihr Leben für Großdeutschland, das wir nun erleben. Am 13. Oktober verlassen wir Hennersdorf. Wir werden an einer

anderen Stelle eingesetzt. Ungern rücken wir ab. Aber auch die Einwohner lassen uns sehr schweren Herzens ziehen, uns, die wir bei ihnen die ersten deutschen Soldaten waren. So ist es überall drüben über der ehemaligen Grenze, im Riesengebirge, im Egerland, oder wo irgend deutsche Truppen einrücken.

Wir kehren zurück in unsere Garnison. Das ist die Gewißheit, die wir mitnehmen. Sudetenlands Ketten sind gefallen. Sudetenland ist ein Teil des großdeutschen Vaterlandes und wird es für die Zukunft bleiben. Uns aber beseelt die Freude darüber, daß wir einen Teil unserer Brüder mit heimholen durften, ins Reich der Deutschen.

Zwischen „Rot und Weiß"

von Hauptm. Hans Buchheister, Lübeck

Die Zeit der hohen Spannung in den letzten Septembertagen 1938 hatten wir auf dem Truppenübungsplatz Neuhammer verbracht. Es gab in diesen Tagen nur eine Frage, die in allen Baracken, Stuben, Kantinen, auf den lastwagenbestandenen Parkplätzen, im Offiziersheim und in den Geschäftszimmern der Stäbe und der Truppe die Gemüter alle bewegte: Einsatz gegen Tschechei oder Rückmarsch Richtung Heimat? Dann erfolgte das Bekanntwerden des Münchener Abkommens, das wie ein reinigendes Sommergewitter wirkte, und nun rollten seit zwei Tagen die verlastete Division und ihre motorisierten Teile nach Süden auf schlesischen Straßen ins Glatzer Bergland. Ab Liegnitz schon in allen Städten, Dörfern und Flecken ein Spalier jubelnder, blumenwerfender Bevölkerung — Männer, Frauen, Greise, Kinder —, ganze Schulen am Straßenrand, grüßend, winkend, erlöst aus ernster Spannung durch die Tat des Führers.

Prachtvoll unsere Soldaten. Gute Haltung, stramm, freudig und doch ein bißchen verschämt ob der unverdienten Ehrungen. Man merkt ihnen aber den stillen Stolz an, Waffenträger der neuen Wehrmacht zu sein, die soldatische Freude, durch ihren — wenn auch unblutigen — Einsatz das erlösende Befreiungswerk zu ermöglichen. Doch das alles ist noch nichts gegen das, was uns jenseits der Grenze erwartet. Die Gefühle der Erlösung, der Befreiung, des Aufatmens nach zwanzigjähriger Knechtschaft machen sich in einer Welle der Begeisterung, eines ungehemmten Jubelsturmes, in über-

schäumender Dankbarkeit und Opferbereitschaft Luft, die unsere Truppe auf ihrem Vormarsch tosend umbrandet. Ein herzerhebendes Bild!

Die Division hat in Landskron, im alten Schönhengstgau, Stabsquartier bezogen. Der militärische Apparat spielt sich ein, und während draußen auf Markt und Straßen die freudig erregte Bevölkerung auf und ab flutet, immer neu durchmarschierende Truppen in überschwenglichem Jubel begrüßt, das tägliche Arbeitsleben fast ganz aufhört und sich alles unter dem erlösenden Eindruck dieses gewaltigen Erlebens dem Gedankentaumel des Befreitseins hingibt, reißt die Arbeit im Divisions-Stabsgebäude nicht ab, brennen bis tief in die Nacht die Lampen, rasseln die Fernsprecher, klappern die Schreibmaschinen, kommen und gehen Ordonnanzoffiziere, Kradfahrer und Melder.

Am zweiten Nachmittag läßt mich der Ia kommen: „Nach Meldung von Zivilisten sind tschechische Soldaten in größerer Stärke wieder in das geräumte C. eingedrungen und drangsalieren die Bevölkerung. Laut Abkommen mit den tschechischen Verbindungsoffizieren verläuft die Demarkationslinie hier" — der Bleistift fährt über meine Karte —. „Stellen Sie den Sachverhalt fest, die Tschechen sind zur Räumung bis zur bezeichneten Linie zu zwingen, bei Widerstand Verbindungsaufnahme mit dem nächsten tschechischen Abschnittskommandeur. — Noch Fragen?" — „Nein, Herr Major!"

Ein Auftrag nach Geschmack, der Abwechslung bringt!

Der unermüdliche Leutnant K. und ein paar zuverlässige Leute werden geholt, zwei Geländegängige und drei Kradfahrer fahren vor, und ab geht die Jagd im strahlenden Sonnenschein, vorbei an Kolonnen, Nachschubdiensten, haltenden oder marschierenden Trossen. In allen Dörfern winkt die unermüdliche Bevölkerung. Bis es auf einmal im nächsten Kaff recht still wird. Keine Blumen und Kränze in den Fenstern und an den Häusern, geschlossene Türen, leere Straßen, und was einem an Zivilbevölkerung begegnet, hat verbissene, lauernde Gesichter voll Ablehnung.

Unten im Tal ein blauer See mit einem kleinen Dorf. Das muß C. sein. Als wir in hoher Fahrt an eine Straßenbiegung kommen, springen braungelbe Gestalten auf die Straße, heben die Hände, wir halten. Tschechische Grenzbesatzung. Ein Blick auf die Karte sagt uns, daß sie zirka 800 Meter zu weit in jetzt deutschem Gebiet stehen. Der Postenführer spricht recht gut deutsch. Kurze Unterhaltung, ich verlange den nächsterreichbaren Offizier zu sprechen, beauftrage K., den Bürgermeister zu holen. Unser Erscheinen hat sich scheinbar schnell herumgesprochen, denn als wir vom Fernsprecher mitten im Ort zu unseren Fahrzeugen unter Begleitung des tschechischen Feld-

webels und eines meiner Kradfahrer zurückgehen, steht eine dichte, schweigende Menge auf der Straße. Ein anderer Typ als die Sudetendeutschen. Östlich, slawisch, fremd. Wir warten in der herrlichen Sonne, die Menge nimmt zu, betrachtet uns lauernd, schweigend, argwöhnisch. Der Bürgermeister kommt eilig über die Straße gehumpelt, zieht die Mütze. Ich frage ihn mit Hilfe des Dolmetschers über die Besetzung des Dorfes durch tschechische Truppen, er weiß natürlich von nichts, nein, es wäre niemand dagewesen, sein sprudelnder Wortschwall erheitert unsere Leute.

Da braust ein fabelhafter Wagen heran, ein tschechischer Major nebst Adjutant entsteigt. Kurze Vorstellung, dann fordert er mich auf, mit ihm in einem Zimmer des Dorfkruges zu verhandeln. Die Sache ist schnell geklärt. Die Posten werden auf die gewünschte Linie zurückgezogen, der Feldwebel erhält kurze Anweisungen, eine kurze, formelle Unterhaltung, dann Aufbruch. Die Meldung über die tschechische Besetzung war wohl einer begreiflichen Nervosität entsprungen. Draußen ist der Fahrer wieder von einer dichten Menschenmasse umdrängt – ich muß doch heimlich lächeln, wie ruhig und würdevoll er am Steuer sitzt. Als wir abbrausen, sagt er strahlend: „Das war doch mal ein Erlebnis, Herr Hauptmann, das werde ich wohl nicht vergessen!“ Von uns im großen Kriege tausendmal erlebt, für unsere jungen Soldaten etwas Besonderes! Und ich muß beim Anblick seines frischen, ehrlichen Gesichts unter dem Stahlhelmrand daran denken, daß er auch – unter anderen Umständen – seinen Mann gestanden hätte. Besser so – dank unserem Führer.

II.

Am übernächsten Abend ein ähnlicher Auftrag. Im jetzt deutschen Dorf W., das keine deutsche Besatzung erhalten hat, sollen wieder nach aufgeregten Zivilmeldungen tschechische Soldaten und Kommunisten sich Übergriffe erlaubt haben. Ja, sogar Schießereien... Der Major lächelt unmerklich. „Sehen Sie doch jedenfalls mal nach –“. Leutnant K. und meine Leute von dem letzten Unternehmen stehen schon wieder gespannt bereit, und nach einer Viertelstunde fährt unsere kleine Streitmacht in kriegsmäßiger Bemalung in das Dunkel des Spätsommerabends. Die Aussicht auf ein Erlebnis ist nach den letzten Erfahrungen allerdings gering. Wir sollten jedoch trotzdem zu einem Erlebnis eigener Art kommen.

Tiefer Abendfriede lag über dem bedrohten Dorf, als unsere Wagen und Kräder einfuhren. Wir hatten bereits eine tiefschlummernde Familie in

einem Bauernhaus am Wege aufgeschreckt, um uns nach der Behausung des Gemeindeoberhauptes zu erkundigen, als draußen ein Motorradfahrer heranknatterte, der in unglaublich kurzer Zeit den etwas verschlafenen, aber äußerst dienstbeflissenen Bürgermeister auf dem Soziussitz anbrachte. Den Unteroffizieren und Mannschaften, die ruhig an ihren Fahrzeugen standen, war eine gewisse Enttäuschung über das entgangene kriegerische Unternehmen von den Gesichtern zu lesen.

Der Bürgermeister bat uns in die Gemeindekanzlei, in der sich unbegreiflich schnell die Würdenträger des Ortes zusammenfanden, die uns mit leuchtenden Augen begrüßten. Ich erläuterte kurz den Zweck meines Hierseins und bat um Schilderung der stattgehabten Vorfälle, konnte jedoch nicht umhin, meiner Verwunderung Ausdruck zu geben, daß von irgendwelchen tschechischen Übergriffen oder gar Schießereien wenig zu merken sei. „Oh, Herr Hauptmann", rief das Ortsoberhaupt aufstehend, „wenn Sie wüßten, wie wir auf Sie gewartet haben! Seit acht Tagen ist unser Dorf nicht zur Ruhe gekommen, seit sechs Nächten haben unsere Männer versteckt im Walde an den Grenzwegen gelegen, um das Nahen unserer Truppen sofort melden zu können — heimlich in Kellern und Schuppen haben unsere Frauen und Mädchen, noch wie die Tschechen da waren, Kränze und Girlanden geflochten, und wie in anderen Orten der deutsche Einmarsch begann, sind wohl die Tschechen abgezogen — aber unsere Truppen kamen nicht! Wir warteten ein, zwei, drei Tage — aber vergeblich. Jetzt fangen die wenigen tschechischen Bewohner unseres Ortes an, höhnische Gesichter zu machen — ja, sie sagen ganz offen: Seht ihr, hierher kommen die Deutschen nicht! Hat man uns denn hier vergessen, Herr Hauptmann?"

Das also war der Alarmgrund, und meine Soldaten und ich schauten nicht ohne Rührung auf die beschwörenden Mienen des Bürgermeisters und die gespannten Gesichter seiner Dorfältesten. Wir überlegten kurz. Wenn wir sofort wieder abfuhren, bereiteten wir den guten Menschen eine ungeheure Enttäuschung, denn ich wußte, daß mit einer Belegung des kleinen Nestes nicht zu rechnen war.

„Also gut. Herr Bürgermeister — können wir mit Ihnen und Ihren Mitarbeitern nicht im Dorfkrug ein gemeinsames Glas Bier trinken?" Allgemeine freudige Zustimmung. So brachen wir auf. Als wir auf die Straße traten, blieben wir überrascht stehen. In fast allen Fenstern brannte Licht, um unsere Wagen und Kräder drängte sich eine freudig bewegte Menge, unsere Fahrer waren über und über mit Blumen geschmückt und ein endloses

Heilrufen und frohes Stimmengewirr tönte durch die Nacht. Als der Bürgermeister vortrat, herrschte plötzlich atemlose Stille. „Unsere Befreier sind noch heute abend gekommen, liebe Volksgenossen", sagte der gute Mann, „aber da sie nicht hierbleiben können, wollen sie in unserem Dorfgasthaus mit uns etwas zusammensitzen — wer Lust hat, möge hinkommen —". Und wieder brach der Jubel los, und die etwas beschämten „Befreier" zogen an der Spitze des versammelten Dorfes hinauf zum Hügel, wo das kleine, schmucke Dorfgasthaus stand. Und wieder war es rührend zu sehen, wie die junge Wirtin uns aus der hellerleuchteten Tür unter Lachen und Freudentränen entgegeneilte und die schnell gepflückten Blumensträuße uns an die Brust steckte und immer wieder allen die Hände drückte: „Ach, das ist ja der schönste Tag in unserem Leben!"

Drinnen in der Gaststube zauberten fleißige Hände Tischdecken auf die Tische, Blumen darauf, und die Gasttür stand nicht still — von allen Seiten kamen die freudigen Menschen aus der Nacht, begrüßten uns und unsere Soldaten mit schwerfälligen Worten, aber mit leuchtenden Augen und handfesten Händedrücken. Im Handumdrehen war der Raum bis zum letzten Platz gefüllt. Und als vor den Männern das Bier stand und vor den Frauen ein „Stamperl", klang der Bürgermeister an sein Glas, stand auf und begrüßte die „Befreier" aus dem Herzen seiner einfachen Bauernseele mit ungelenken, aber darum um so tiefer zu Herzen gehenden Worten, die im Dank an die Wehrmacht und ihren Führer endete, der jetzt auch ihr Führer war. Und die sonst so stillen, wortkargen Menschen brachen in jubelnde Heilrufe aus. Wir haben dann bis tief in die Nacht mit all den guten, ehrlichen deutschen Seelen zusammengesessen, die zwanzig Jahre eines häßlichen Terrors und schmählicher Unterdrückung erlebt hatten, und unter den Händedrücken und Liedern, der Freude, dem Jubel und dem fortwährenden: Wir danken euch! dieser einfachen Bergbauern, wurde ein Abend der Gemeinschaft zwischen sudentendeutschem Volk und Wehrmacht, wie er natürlicher, zwingender und überzeugender nicht hätte sein können!

Und als wir endlich aufbrechen mußten, klang uns noch lange das Heilrufen und der Jubel eines von jahrelangem Alpdruck befreiten, kleinen, sudetendeutschen Dorfes durch die stille Sommernacht nach.

Und wieder fand einer meiner nachdenklich gewordenen Leute das richtige Wort: „Herr Hauptmann, dieses Erlebnis werden die Einwohner und wir wohl nicht wieder vergessen!"

Zehn Tage später waren wir wieder in unserer norddeutschen Garnison.

Der Brief einer Mutter

von Gefr. d. R. Harry Groth, Neumünster

Am Abend vor München

Scharfe Gewehrmunition und den Feldfiltereinsatz der Gasmaske erhalten wir. Stehen zwischen den Gefechtswagen noch in Gruppen zusammen. Eine unausgesprochene Frage lagert über uns: „Wird es losgehen?"

Kein Scherz kommt auf.

Schweigen herrscht.

Das Zusammenstehen gibt Ruhe. Gemeinschaft wird lebendig. Morgen schon kann vielleicht die Kameradschaft — unsere Kameradschaft — sich beweisen lassen. — Kann. —

Über was sinnen wir nach?

Der dort wohl über seine Frau und seine beiden Kinder. Sie standen winkend am Tor, als wir vor einer Woche die Garnisonstadt verließen. Einem jeden aber steht eine Frage, ein Wunsch im Antlitz.

Soundsoviel Schuß Munition bei sich zu tragen, gibt ein kräftigendes Empfinden. Und auch eine harte Pflicht. Heißt Krieger sein.

Dazu kommt, nahe der Grenze zu stehen. Und am Mittag wurde von München etwas erzählt.

Gedanken kommen. In wessen Seele sollte nicht etwas aufstehen? Da ist die Heimat, die Erinnerungen, die Sehnsucht, die Hoffnungen und eine Frau. Das Leben spricht zu einem. Der Tiefe in sich wird man selber gewahr.

Dann wieder neben sich die Kameraden zu sehen. Viele sind es. In jedem Dorfe liegen Hunderte. Keiner ist allein. Ein Volk ist bereit.

Der Abend kommt auf. Wir trennen uns und gehen in die Privatquartiere. Vom Fenster aus sind die im Abenddämmern verschwimmenden Waldberge des Katzbachgebirges sichtbar. Wie schön ist die Welt. Und da packt mit einemmal eine jubelnde Freude das Herz an, weil der Sinn des Beginnens bewußt wird. Unsern deutschen Menschen des Reiches und jenseits der tschechischen Grenze diese Schönheit teilhaftig werden zu lassen, müssen wir morgen vielleicht hinaus und Krieger sein.

Einer Mutter Brief

„Kann jeden Augenblick Alarm kommen!" So redet mein Kamerad zu mir. Vom Balkon unseres Zimmers ist ein Fluß sichtbar. Jetzt am Abend

strömt er dunkelblau dahin. Die spitzen Giebeldächer werden scharf und schattig. Wir beide sinnen hinaus, über die Dächer des Städtchens hinweg. Irgendwohin. Wieder unterbricht seine Stimme die Stille, etwas Festes ist darin, so, als wenn einer aus Trotz lacht: „Ist nicht mehr schwer, meine Mutter hat mich siegen lassen, ich bin nun bereit. Hör', meine Mutter schreibt:"

Und er liest halblaut vor:

„Wie sind wir Alle in tiefster Erwartung und doch vor allem innerlich stark bewegt. Lieber..., Deine Mutter ist stark. Du darfst und mußt Dir keine Sorge um mich machen. — Sind doch alle jungen Menschen so recht zum vollen Leben bereit. Nun gilt es von Euch, bereit zu sein, das volle, strotzende Leben andern zu erhalten. — Halte Du den Kopf hoch. Seid Ihr alle Norddeutsche? Was frage ich darum? Alle seid Ihr aber Söhne einer Mutter. — Ein Krieg streifte mein Leben. Sollte es ein neuer Krieg wiederum wollen, so weiß ich Dich draußen und Ihr setzt Euer Leben ein für uns, für Eure Mütter, Eure Heimat. Wenn es verlangt wird, so seid stark, wie wir für unser Teil auch stark sein wollen. Lieber... sei groß und stark.

Nun grüßt Dich mit festem Händedruck Deine stolze Mutter."

Drinnen in dem ganz dunklen Zimmer stehen unsere Gewehre und liegen die beiden grauen Helme. Nichts hemmt uns mehr. Dort im Zimmer befinden sich unsere Werkzeuge. Wollen uns helfen Schirm zu sein für all unsere Mütter, unsere liebsten Menschen und für unser Reich.

Einmarsch in das zu besetzende Gebiet

Die Kreisstadt des von uns zu besetzenden Gebietes, Hohenstadt, ist erreicht. Gleich werden wir einrücken und auf dem Marktplatz vor dem Regimentskommandeur und der Bevölkerung vorbeimarschieren.

Mit angezogenem Gewehr und in ausgerichteten Reihen marschieren wir durch die Stadt. Grüßende Menschen laufen neben den Kolonnen und reichen Obst, Zigaretten und Blumen uns zu. Jedes Haus im Schmucke der Reichsflagge und einige zeigen auch die Fahne der Sudetendeutschen Partei.

Marktplatz. Der Regimentsmarsch ertönt. Glockengeläut dröhnt von den Türmen der Kirchen. Dumpf klingt es in den schmalen, mit niederen Giebelhäusern bestandenen Straßen wieder.

Brausender Jubel umbrandet uns. Heilrufe, dazu das Sirenengeheul der Fabriken. Militärmusik, Geläut der Glocken, helle Rufe der unzähligen Menschen. Menschen stehen auf dem Marktplatz. In den vorderen Reihen blonde, herzige Mädels in der Tracht ihres Landes. Blütenzweige sind es nicht, die

dort auf und nieder wehen, als ob ein Wind mit ihnen spiele. Es sind sonnengebräunte Arme und Hände, die Blumen halten. Ein Rhythmus liegt in diesem Winken, alles klingt in eins zusammen, unser Marschtritt, die Parademusik und das Getön der Glocken. Ein Blumenteppich sind der Marktplatz und die von uns durchschrittenen Straßen.

Packt an, sonderbar an, die Freudenschreie, die leuchtenden Augen der Menschen, die uns mit Blumen schmückenden Mädchen und das deutsche Gesicht, das aus Menschen und Stadtbild uns entgegentritt. So gewaltig ergreift es uns, daß die Augen sich mit Tränen füllen. Welch eine selige, jubelnde Freude.

Am Vormittag zogen noch tschechische Truppen durch diese Stadt. Nun die Erlösung.

Beendet sind die Wachen der Arbeiter in den Fabriken, der deutschen Arbeiter, die ihre deutschen Fabriken gegen den Zerstörungswahn der Kommunisten und tschechischen Behörden schützten.

Die Seidenfabrik dieser Stadt sollte vernichtet werden. Aber die am Kesselhaus angeschlossenen Dampfschläuche lagen zu dicht und bedrohlich an den Fabrikeingängen. Und die mit Pistolen bewaffneten Männer sahen nicht so aus, als würden sie mit dem siedenden, alles verbrühenden Dampf sparen. Jetzt können aus den Kohlenlagern der Fabriken die dort versteckten deutschen Männer wieder herauskommen, niemand zwingt sie mehr, wieder Heeresdienst beim Gegner zu leisten.

In dem Freudenjubel, der uns beim Einmarsch entgegenschlug, brach alles Leid, aller Zwang zusammen. Endlich befreit. Wir haben erlebt, was Befreiung für Menschen bedeutet, die wieder Stammesbrüder sehen dürfen. Wir konnten tränenden Blickes zunicken und Hände drücken.

Sieg durch das Herz

Pause in einem tschechischen Dorfe. Frauen und Männer treten an uns heran. Zaghaft bestaunen sie unsere zu Pyramiden aufgestellten Gewehre und noch zaghafter uns selbst.

Wir sitzen an den Häusern, rauchen und andere suchen eine Pumpe. Finden keine. Einer tritt an eine alte gebeugte Frau heran, macht die Gebärde des Trinkens. Sie nickt. Eilt hinfort und mit ihr kommen Männer und Frauen zurück, tragen Eimer, die voll kalten, klaren Wassers sind. Die Alte verschwindet erneut, kommt dann mit einem schwarzhaarigen Mädchen zurück, beide tragen irdene Schüsseln, in denen kleine Kuchen liegen. Verteilen

sie bei uns. Einer nach dem andern eilen die Bewohner fort, kommen wieder mit Körben voll Obst, Tellern voll Kuchen. Und dann plaudern sie. Wir verstehen nicht viel. Ahnen aber, was sie meinen. Hatten alle Angst vor uns. Nun da wir ihre Häuser und sie selbst in Ruhe lassen, sind sie glücklich. Als wir weitermarschieren, winken sie uns nach.

So siegten wir allüberall mit dem Herzen, weil wir Menschen in ihnen sahen.

Beim Sudetenbauern im Quartier

Um den Tisch sitzen wir und müssen erzählen. Von dem Reich, von dem Führer, viel wollen sie wissen. Eine heiße Sehnsucht erfaßt die Sudetenmenschen. Sie ahnen von dem inneren Reichtum des Reiches, das zu ihnen stand bis zum heutigen Tage und das sie heimgeholt hat, so wie eine Mutter ihr Kind heimholt, wenn es lange von ihr fort war. Wir werden begeistert über unser Deutschland. Die großen hellen, fragenden Augen, die schmalen, nordischen Gesichter blicken uns staunend an. Das „Kraft-durch-Freude-Werk" schildern wir. Von den Fahrten bis nach Norwegen und hinunter bis zur Madeirainsel. Berichten von den Dorfabenden und dem Teilhaben an allen kulturellen Dingen auch des einfachsten Menschen. Den Mädels und Jungen machen wir die Augen noch leuchtender und sinnender, wie wir erzählen von den Ferienlagern und den Jugendherbergen. Wie sich die jungen Menschen freuen, vielleicht im nächsten Sommer an der Ostseeküste und oben in Schleswig-Holstein zu sein. In nichts versinkt die erdrückende Schüchternheit zusammen. Der Sinn des Lebens, auch ihres Lebens, wird ihnen gewahr. Und Deutschland hat sie geholt. Heimgeholt, um auch diesen Sinn, die Bestimmung ihres Hierseins ihnen wiederzugeben.

Am Freudenfeuer

Bis vor einer Stunde standen wir Wache an der Grenze. Unbeschreiblich schön ist es, Posten zu stehen an der Schwelle jungen deutschen Landes. Nun huschen über unsere Gesichter die Scheine der aufzuckenden Flammen. Der Hauptmann spricht. Vom Weltkrieg, der Donaumonarchie, dem Zwischenreich und von Adolf Hitler. Von der deutschen Wandlung berichtet er. Oben stehen die klaren Sterne, weit östlich in der nachtdunklen Ebene blinken die Lichter auf. Jetzt alles deutsches Land.

Aus dem Sinnen reißen helle Mädchenstimmen, sie singen das Lied „Kein schöner Land". Unser altes Volkslied. Wie oft sangen wir es an unsern

Sonnenwendfeuern, an unsern Heimabenden. Hier unten im Sudetenland begegnet es uns wieder. Bis hier dringt vernehmlich dein Pulsschlag, du Deutschland.

Morgen früh geht es wieder zurück in das alte Reich. Wir nehmen mit das Erleben eines schönen Landes, die unvergeßliche Begegnung mit unverbildeten, gesunden Menschen. Heim tragen wir das Wissen. Deutschland ist reicher und schöner geworden, wir durften, das ist unser Gewinn, teilhaben und bereit sein.

Soldat auch am Schreibtisch

von Wehrbezirksfeldw. Otto Höfler, Bad Reichenhall

Es ging auf ½11 Uhr. Eben überlegte ich, ob es wohl an der Zeit wäre, zu Bett zu gehen, als die Türe aufgerissen wurde. Der „Chef" stand mit einem kleinen Lächeln im Gesicht im Zimmer. Ich hatte nicht Zeit, mir den Besuch zu so später Abendstunde zu erklären. „Alarm!" rief er, und schon war er draußen. Ich hörte sein „Alarm!" in den Stuben meiner Kameraden, hörte ihr polterndes Aufspringen und das Zuschlagen von Türen. „Dacht' ich mir's doch!" brummte ich etwas übellaunig. Wir hatten ja seit Tagen auf dieses Wörtchen „Alarm!" gewartet, die eine oder andere Kompanie war in dunkler Nacht ausmarschiert, um am späten Nachmittag mit klingendem Spiel in das Städtchen einzuziehen. Und wir Wehrmeldeamtler wollten auch einmal zeigen, daß wir „gerüstet" waren, daß unsere Arbeit nicht nur im Bleistiftspitzen bestand, wie die Kameraden mit den roten und grünen Paspolen manchmal spöttelnd meinten.

Zwei Minuten später stand ich in meiner Kanzlei und wartete der Dinge, die nun kommen sollten. Der Herr Hauptmann zuckte die Achseln, als er die fragenden Augen auf sich gerichtet sah. Aha, also war der Befehl „von oben" gekommen. Der Chef hatte mit uns oft bis tief in die Nacht hinein gearbeitet, er brauchte keinen Beweis für die Zweckmäßigkeit unserer Vorbereitungen, für unser Bereitsein.

„Melden Sie dem Wehrbezirkskommando, daß die Dienststelle besetzt ist", befahl er mir. „Schreiben Sie", klang es mir aus dem Apparat entgegen. Und nun erhielt die Dienststelle den ersten Befehl. Zehn Minuten später trafen die ersten Botenfahrzeuge ein, Verstärkungspersonal meldete sich, der

Fernsprecher wählte eine Nummer nach der andern: „Sie haben sich sofort beim Wehrmeldeamt zu gestellen". Die Unteroffiziere verteilten die Arbeit an die Reservisten des WMA., hier wurden Einberufungsbefehle sortiert, dort gebündelt. Die Zeit verging wie im Flug. ½2 Uhr vorbei war es, als die ersten Botenfahrzeuge abfuhren. Bis 6 Uhr ist der letzte Reservist beim Regiment, fuhr es mir durch den Kopf. Ob wohl der „Kommandierende" auch da sein wird? Er wird sicher mit uns zufrieden sein. Noch immer glaubten wir ja an eine Übung, die nur den Standort umfaßte. Bis ein Bote vom Regiment eintraf, der dem Hauptmann einen Brief überbrachte. „Unsere Truppen marschieren nach Österreich ein", sagte mir der Chef. „Da haben wir's ja, und ich sitze hier" war mein erster Gedanke, den ich schnell verwarf. Es konnte nicht jeder dabei sein, man mußte den Posten ganz ausfüllen, auf den man gestellt war.

Neue Aufgaben traten an mich heran, hier war ein Fernspruch weiterzugeben, dort war eine Frage zu klären, Botenmeldungen waren abzunehmen, einberufene Reservisten wandten sich mit neugierigen Fragen an das WMA. Endlich gegen 5 Uhr früh wurde es ruhiger. Den einen oder anderen konnte ich „auf Abruf" zum Schlafen schicken. Die Leute waren doch sehr müde. Den ganzen Tag im Beruf und die Nacht durcharbeiten! Und die jüngsten waren es nicht, das Ergänzungspersonal des WMA.

Im Morgengrauen marschierte das Regiment ab, der nahen Grenze zu. Singend zogen sie am WMA. vorbei. Und wir durften nicht mit! Das tat jedem weh, ich las es in den Gesichtern meiner Kameraden. Waren wir doch alle fünf bis sechs Jahre in diesen Reihen mitmarschiert, und jetzt, wo es galt, mußten wir hierbleiben, mußten Fragen, wie: „ja, sind Sie noch da, dürfen Sie hierbleiben?" über uns ergehen lassen. Wie ein Schlag ins Gesicht war uns dies. Wir stehen auf unserem Posten, wie der Kamerad bei der Truppe, wir werden nicht weniger gebraucht, trösteten wir uns.

Und an diesem Tage machte mir der Herr Hauptmann eine große Freude. Er hatte dienstlich in Salzburg zu tun, und mich nahm er mit. Kaum konnten wir mit unserem Auto in die jubelnde Stadt einfahren. Ein Freudentaumel hatte alle erfaßt, auf jedem Gesicht stand es geschrieben, daß der deutsche Soldat als Befreier erwartet worden war. Und dort marschierten ja unsere Jäger. Der Jubel schwoll an, man konnte sein gesprochenes Wort nicht mehr verstehen. Fähnchen wurden geschwenkt, Zigaretten und Blumen in die marschierenden Kolonnen geworfen. Ein Strahlen lag auf allen Gesichtern.

Und in diesen Reihen marschierten auch die von uns einberufenen Reservisten! Den einen oder den anderen kannte ich. Und in diesem Augenblicke wußte ich es: wir durften genau so stolz sein wie diese Kameraden, die nun durch Österreich marschieren sollten, wir hatten unserem Führer mit der gleichen Aufopferung und Hingabe, durch unseren restlosen Einsatz geholfen, Österreich in das Reich heimzuholen.

Diese Stunde in Salzburg hat mir die Kraft gegeben, meinen Kameraden über Schweres wegzuhelfen. Wir saßen die nächsten Tage am Radio und hörten neidlos, mit welcher Freude und Begeisterung unsere Kameraden als Befreier begrüßt wurden. Und viel Zeit zum Nachdenken hatten wir auch jetzt nicht. Die Truppe brauchte Nachersatz für ausgefallene Fußkranke, fremde Truppenteile wurden vorübergehend im Standort untergebracht, der Herr Hauptmann wurde für diese Zeit Standortältester, wir hatten Arbeit in Hülle und Fülle.

Auch das Lob blieb nicht aus! Der Herr Wehrbezirkskommandeur überbrachte es einige Wochen später. Der Herr General hatte sich bei einem gelegentlichen Besuch des Standortes sehr anerkennend über die Pflichterfüllung im WMA. ausgesprochen.

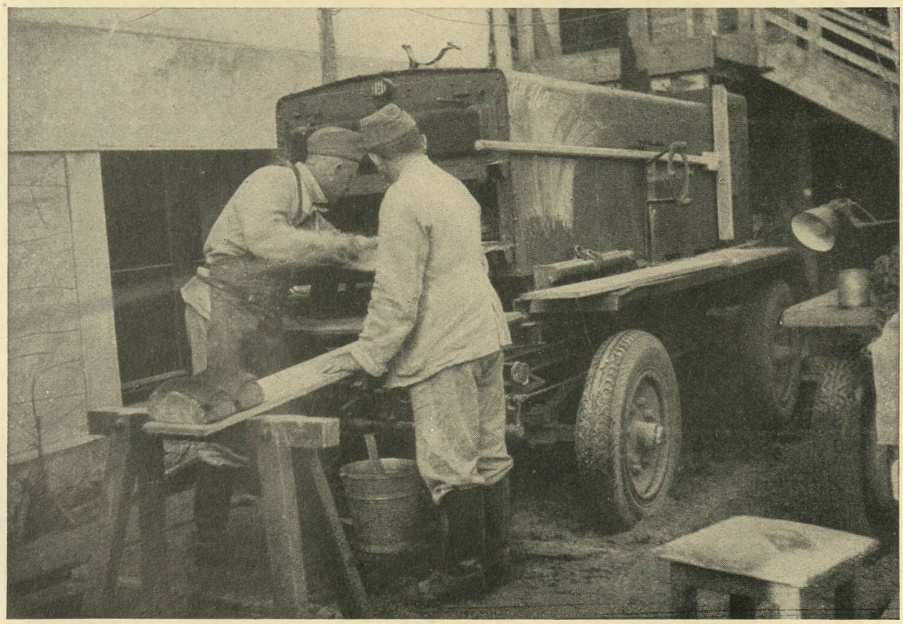
Der „Einsatz Sudetenland" kam auch uns nicht überraschend. Es waren keine Einberufungen über Nacht notwendig. Lange vorher war die Einberufung der Reservisten zu den Herbstmanövern vorgesehen. Wieder rückte die Truppe ab, und wir waren nicht dabei. Voll Spannung saßen wir am Radio und erlebten den Wechsel dieser Tage. Kein Soldat wünscht den Krieg, aber jeder setzt sein Leben ein, wenn es notwendig wird. Und so war das WMA. der beruhigende Pol in der Kleinstadt. Wenigstens für die ängstlicheren Gemüter! Denn nie zuvor war ich so stolz, ein Deutscher zu sein, wie in diesen Tagen. Kaum der Schule entwachsene Jungens und grauköpfige Männer meldeten sich zum Dienst fürs Vaterland; Leute, die vier Jahre im Feld gestanden waren, wollten es nicht glauben, daß man sie vorläufig nicht brauchte: „Nu ja, vuil Arbat war scho dahoam. Aber i hab no zwoa Madln, dia dapackns scho. I kon do net dahoam bleibn, wenns los geh soillt." Ihr Opfer sollte nicht mehr notwendig werden. Der Führer hatte den zweiten unblutigen Sieg dieses Jahres erkämpft. Hinter ihm stand seine von ihm geschaffene, bis zu den Zähnen bewaffnete deutsche Wehrmacht, hinter ihm stand, wie ein Block, sein ganzes deutsches Volk.

Weihnachten 1938 vereinte zum ersten Male das gesamte Personal des Wehrbezirkskommandos zu einer schlichten Feier. „Wir Soldaten der Wehr-



Die Not ist beendet. Die Feldküche hilft auch hier

Photo: Gefr. Hans-Joachim Schmidt, Hamburg-Osdorf



Auch für das leibliche Wohl der Truppe wurde gesorgt. Am Backofen einer Bäckereikompanie

Photo: Gefr. Carl Koislmaier, Freising



Der Kumpel, nach einer Sprengung im Stollen

Photo: Gefr. Otto Merz, Stuttgart-Zuffenhausen

Unten:
Kiesschippen, der Hauptmann und der Major

Photo: Hauptm. Hans Bechtold Homburg/Saar



ersatzdienststellen", sagte uns der Kommandeur, „treten nicht an die Öffentlichkeit. Unsere Aufgabe besteht in der stillen, unauffälligen Vorbereitung, im rastlosen Einsatz für Führer und Volk. Auch im Dienst hinter dem Schreibtisch seid ihr vor allem Soldaten, und daß ihr es geblieben seid, zeigte mir das Jahr 1938!" Uns machten diese Worte froh. Unser Kommandeur lobt nur den, der es verdient!

Dritter Teil

Am Westwall

Wir bleiben!

von Otto Pudlik, Hohndorf (Bez. Chemnitz), z. Zt. Landau/Pfalz, seit Juli 1938 als Arbeiter an der Westbefestigung.

Westwall nennt man diesen Bau –
An dem ich schaff' vom Morgengrau
bis abends – bis zur tiefen Nacht –
In der großen Arbeitsschlacht.
Und Weihnacht kommt! Heißt Ziel der Pflicht
Das Ende mancher langen Schicht –
Heißt Heimat – heißt Behaglichkeit
Bei Weib und Kind – zu freier Zeit...
Und Weihnacht kommt! Und es heißt weiter:
Wer bleibt dem Bau ein wack'rer Streiter –
Wer fährt zum Fest – und kehret wieder
Zum Westwall – der Motorenlieder –
Wer bleibt und strafft erneut die Hand
Bis fertig ist das stählern' Band?
– – – – – – – – – – – – – – – – –
Was soll ich tun – denn den Entschluß
Noch heute jeder geben muß.
Noch heute – denn in dieser Nacht
Es wird der erste Teil vollbracht...
Ich sinne – und werf Fragen auf
Und gebe mir die Antwort drauf; –
Und kann nach einer vollen Stund'
Nicht geben meine Antwort kund.
Die Heimat winkt – geregelt Tun
Nach Feierabend – wohlig ruhn
Behaglichkeit bei Tag und Nacht
Bequemlichkeit in vollster Pracht...
Und wiederum der Westwall spricht:
Versag mir deine Treue nicht!
Dem Führer! Der es hat vollbracht,
Daß sorglos die Familie lacht –
Daß Ruhe – Ordnung – und der Frieden

Dir und der Heimat ward beschieden.
Vergiß ihn nicht und denk daran,
Wie ich, der Wall, dich schützen kann...
Was ich erfüllte — als entbrannt
Der Streit um das Sudetenland...
Was ich erfüll', kommt einstmals Not —
Wenn man das Reich mit Krieg bedroht —
Gedenk es — und ich schäm' mich — danken!
Jawohl! Ich bleibe — werd' nicht wanken!

— — — — — — — — — — — — — — —

'ne Stunde rinnt — noch klingt das Dröhnen
Des Motors — tönt der Hölzer Stöhnen —
Der Loren Rollen überm Gleis.
Noch glitzert auf den Stirnen Schweiß.
Doch horch — der Arbeit rauher Sang
Verklingt — es ebbt der Schaffensdrang —
Die Mischertrommel ruckt — und steht —
Sie hat die letzte Rund' gedreht.
Und Rufe füllen jetzt die Nacht:
Sieg Heil! — das Ziel, es ist vollbracht!

Jubel brandet — Freude schwingt —
Bis ein lauter Ruf erklingt,
Bis ein Mann mit schwiel'ger Hand
Steigt hinaus zum Mischerstand,
Und mit einem herzlich Wort
Lauschen macht den ganzen Ort.

Es ist vollbracht — das Bauwerk steht,
Die Fahne hoch — damit sie weht.
Laßt künden sie — daß ist vollbracht
Der letzte Bunker jetzt in Nacht —
Daß fertig ist der Grenzwallschutz,
Der Welt zum Frieden — und zum Trutz.
Wir sind am Ziel — jetzt ist die Pause.
Parole heißt: die Fahrt nach Hause!

Und wieder klingt der Jubel auf,
Und bald es rauſcht die Fahn' hinauf
Zum Maſt — und mit gar zünft'gem Klang
Stimmt alles ein in den Geſang:
's iſt Feierabend — jetzt in Nacht —
Das Stockwerk. — Ja. — Es iſt vollbracht.
— — — — — — — — — — — — — — —

Es lacht das Herz — es lacht der Mund
Der Männer all — in dieſer Stund'.
Sie ſchafften gern — ſie ſchafften gut,
Doch Heimat fließt in ihrem Blut.
Wer ſollte ſich der Stund' nicht freuen —
Wo er kann heim zu den Getreuen —
Zum Weib — zum grünen Weihnachtsbaum,
Zum Kind — mit ſeinem Ruprechtstraum?
— — — — — — — — — — — — — — —

Doch heißt der Sinn nicht — all der Lieder:
Wir gehen — kehren niemals wieder!

Und wie ich leſ' an ihrem Mund,
Wird's wieder ſtill im weiten Rund:
Der Leiter von der Bauſtell' winkt
Und ſchon 'ne Red' gar warm erklingt:

Männer — ja — der Sang verklang,
G'rade wie das Lied vom Drang,
Wie das Brüllen und das Dröhnen,
Wie das Poltern, Heulen, Stöhnen.
Fertig iſt nach großer Eil'
Führers Wille — erſter Teil!...
Flocken ſchon vom Himmel fielen,
Waren Euerm Schweiß Geſpielen —
Waren doch — für euch am Bau
Wie in Hitz — der Blume Tau.
Raſtlos habt ihr durchgehalten
Allen Wettern und Gewalten —
Und geſiegt — der letzte Bau
Ragt empor zum Himmelsgrau...

Ich — der Meister in der Runde —
Ruf euch zu — in dieser Stunde —:
Habet Dank für treue Pflicht,
Die erlahmte nicht und nicht...
Ruht nun aus — stärkt eure Glieder,
Fahret in die Heimat wieder.
Frohes Fest — und große Freude
Wünsch' ich euch als Meister heute...

Fahret — fahret — klingt es wieder...
Und sie kehren niemals wieder.
Dröhnt es mir ins Herz hinein —
Nein — dies muß ein Irrtum sein.
Und eilig heb' ich hoch die Hand
Fürs Wort — für mich — am Mischerstand:

Ein Mann bin ich — wie ihr — wie viele,
Hab' mitgebaut an diesem Ziele,
Und greif zum Wort — in dieser Nacht,
Obwohl ich keine Red' gemacht...
Die Schaufel mir wohl besser steht,
Verzeiht drum — wenn es nicht recht geht.
— — — — — — — — — — — — — — — —
Verklungen ist Motorenklang,
Verstummt der schrille Rädersang.
Der erste Teil — er ist vollbracht —
Ward fertig jetzt — in dieser Nacht...
Wir Männer jubeln — und mit Recht —
Die Stund' nicht feiern — wäre schlecht.
Denn — wenn man lange Zeit geschafft
An einem Werk — mit aller Kraft,
Es ist ein Recht — ja — es ist Pflicht —
Daß man versäumt den Siegschrei nicht!
— — — — — — — — — — — — — — — —
Wir haben — seit der Ruf erklungen
Im Westen einen Kampf gerungen.
Mit Kraft und Willen — Müh' und Schweiß,
Erfüllet — was uns war Geheiß —

Und sind nun stolz am heut'gen Tag,
Daß ist getan — der letzte Schlag —
Und freun uns — daß die Heimat winkt,
Zu Haus das Lied der Weihnacht klingt.
— — — — — — — — — — — — — —

Doch stolzer noch — als mancher denkt —
Ist heute — der den Wall gelenkt!
Der Führer — ja — ihm ist's ein Fest —
Daß fertig ist ein Teil im West —
Es ist vollbracht mit unsrer Hand
Der Westwall für das Vaterland...
Eh' wir doch gehen — zum letzten Essen
Woll'n kurz wir noch den Sinn ermessen,
Warum wir haben hier mit Kraft
'nen Wall aus Stahl und Stein geschafft.
Wir wollen es — nach deutscher Art
Wird keinem dieser Sinn verwahrt:
Seit Wochen graben wir das Land,
Ziehn an der Grenz' — ein stählern Band.
Wir wissen es — den Zweck — warum —
Doch andre sind in Antwort stumm.
Und diesen sei von diesem Ort
Zum Nachdenken gesagt ein Wort...

Die Welt ist groß — und doch so klein —
Warum kann doch kein Frieden sein?
Warum es kostet Kampf das Recht?
Warum ist diese Welt so schlecht?...
So fragt das Land — das Deutschland heißt —
Das Tag für Tag den Frieden preist...

Und doch — so meint die ganze Welt —
Baut Bunker man für vieles Geld.
Schafft man ein Heer — mit Stahlgesicht...
Und dieses Land vom Frieden spricht...!
Sind wir — die Welt — am heut'gen Tag
Nicht einig durch 'nen Händeschlag?

Ist nicht ein Frieden von der Macht
Gesprochen zu Papier gebracht?
— — — — — — — — — — — — — — — —

So fragt die Welt — doch deutsche Männer
Sind darin wohl die größten Kenner.
Jawohl — du Welt — du sprachst vom Frieden,
Und siehe da — er ward beschieden.
Doch fragen wir — bleibt dieses Wort
Ewig bestehen — immerfort?
— — — — — — — — — — — — — — — —

Wir wissen — daß ein kleines Huhn
Kann nicht viel für das Krähen tun.
Es gackert ewig weiter
Am Fuß der Hühnerleiter.
Und es klingt noch viel krasser,
Wenn's heißt — ein alter Hasser
Will nun auf dieser Erden
Ein treuer Blutsfreund werden.
Ein Haß ist nicht bloß Namen —
Es ist der Kirche Amen!
Was heute ward im Schwur gesprochen,
Wär' morgen mit 'nem Fluch gebrochen,
Und was der Mund für Frieden schürt
Ist voll mit Lug und Trug geziert.
— — — — — — — — — — — — — — — —

Das ist die Welt — so ist ihr Bild,
Das traurig aus Vergang'nem schwillt —
Und wehe dem — der schwach und glaubt —
Den schlägt sie tot — der wird beraubt...

Dies ist kein Wahn — den wir erdacht —
Erfahrung hat es eingebracht!
Wir wollen Frieden — doch auch Recht,
Mit Worten doch — ging's manchem schlecht.
Wir lieben ihn — bis in das Mark,
Doch Frieden — schützt allein das „Stark"...

Und wenn wir drum den Westwall bauen,
Dann ruhig wir zur Zukunft schauen.
Und wenn die Welt den Schwur nicht hält,
Befehlen wir — wie's ihr gefällt —
Dann kämpfen wir — und werden siegen,
Denn hart sind an der Grenz' die Stiegen,
Und unser Heer — hat Höllenkraft,
Die nie — die nie — niemals erschlafft...

Und daß der Führer richtig dacht',
Bewies die große „München-Nacht"...
Nie hätte sich die liebe Welt
Trotz unserm Recht — zu uns gestellt —
Nie hätten sie es anerkannt
Das deutsche Blut — Sudetenland!
Wenn Deutschland war — wie noch vor Jahren:
Ohnmächtig — schwach — in sich zerfahren...

So aber klang an jenem Ort
Kein „Bitte" — sondern Forderwort:
Wir wollen nichts — was wär' nicht Recht —
Doch hier ist es ein deutsch Geschlecht.
Und wenn es geht im Guten nicht,
Dann Waffen klären die Geschicht' —
Und täusch' sich keiner — noch dazu —
Dann geht ein Bau dem Ende zu!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und weil die Red' nicht Rede war,
Da stand ein Heer — bereit und klar —
Sprach — ja — die Welt — und Frieden
War somit auch beschieden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ihr Männer — ja — es ist vollbracht,
Vor Freude unser Herze lacht.
Stolz sind wir auf die schwiel'ge Hand,
Daß schuf sie dieses stählern Band.

Der Bau geht weiter — unsre Pflicht
Am Westwall — diese Nacht verlischt...
Euch aber — Männer — in der Rund',
Euch frage ich in dieser Stund':
Wer festigt weiter mit im West —
Am Westwall — nach dem Weihnachtsfest?
Wer steht zum Führer weiterhin,
Zu diesem Wall — mit seinem Sinn?
Ein Schrei klingt auf — es ist kein Wort,
Das wehen kann der Wind hinfort —
Ein Treuruf ist's — zu ihm — zum Land
Der Männer mit der schwiel'gen Hand.

„Wir fahr'n zum Fest — und kehren wieder,
Dann klingen auf — dieselben Lieder,
Die Wochen schon zum Himmel schwollen
Mit Zischen und mit Rädergrollen.
Der Führer rief — uns ist sein Wort
Befehl für ewig — allerort!"

Es war im Westen

von Unterfeldw. Helmut Lüdecke, Idar-Oberstein

Saarland! — Grenzland! Weit schweift der Blick durch sonnenüberflutete Täler, in denen das Gras sich zum letzten Schnitt im Winde wiegt! Stolz recken bewaldete Höhen ihre Häupter aus der Tiefe empor. Und dort drüben, wo eine dunkle Wand sich abwehrend gegen den Himmel stellt, ist Westen, liegt so dunkel und geheimnisvoll wie die sich der Sonne entgegenstemmende Wand selbst Frankreich. Feindesland?

Mit einem Ruck reißt der Gefreite Wallsen den Spaten aus der Erde, und dann steht er mitten in der Kette seiner arbeitenden Kameraden. Wie das singt und klingt, wenn der blanke Stahl in das nasse Erdreich fährt! Wie die fettglänzenden, roten Schollen oben auf die Böschung klatschen! Mit verbissenen Zähnen krallt er seine Finger um den glatten Stiel des Spatens. Tiefer und tiefer wühlt sich der in der Sonne blinkende Stahl. Er, der Wallsen, weiß es, da,

rechts neben ihm der Schuster, dort, der Reservist Brachmann weiß es, alle hier oben wissen es, worum es geht. Es ist das große, ungeschriebene Gesetz, dem alle unterworfen sind, das alle mitreißt, das das letzte von ihnen fordert, und das mit einer heroischen Selbstverständlichkeit erfüllt wird: der werdende Wall im Westen! Spaten singen, Erdschollen schlagen, Adern schwellen unter dem Druck rasenden Blutes. „Schnell, schnell!“ singen die Spaten. „Tempo, Tempo!“ ruft die nach außen geworfene Erde. „Durch deine Arbeit hier wirst du einst siegen!“ heult das Blut unter rasendem Schlag fliegender Herzen. Dort am rechten Flügel wuchtet einer, daß es dumpf durch den ganzen Stollen dröhnt. Ist das ihr alter, so peinlich sauberer Unteroffizier noch? Ein erdbekrustetes Wesen gleich ihnen allen, das nur dazu berufen zu sein scheint, die Kreuzhacke recht tief in den zähen Boden zu rammen. Und wie er arbeitet! Hochauf spritzen die Gesteinssplitter, und eine Wolke grauen Staubes sprüht mit jedem Schlag aus dem zitternden Boden. Hier in dieser kleinen Arbeitskolonne herrscht das zum freiwilligen Dienen emporgehobene eiserne militärische Muß! Hier geht es nicht mehr um die Frage: „Was bist du?“, sondern hier wird nur noch gefragt: „Was schaffst du?“ Mit einer hastigen Bewegung wischt sich der Gefreite Wallsen den Schweiß von der Stirn. Rot und verschmiert ist die Erde auf seinem Arm, in seinem Gesicht, und naß ist sie vom Regen und vom Schweiß.

Der Abend steigt durch die Täler die Berge hinauf. Rauschend fährt der kühle Septemberwind durch die Wälder, über die kahlen, abgeernteten Felder, daß es in den Stoppeln sonderbar zu knistern beginnt. Im Zwielicht des heraufsteigenden Abends zieht die Kolonne vom Berg. — Feierabend!

In einem Dorf dort an der Saar stehen sie zusammen. In dichtgeballten Gruppen stehen sie, aus denen Worte aller Gaue, aller Dialekte hervorquellen und in der Dunkelheit vergehen. Arbeiter, Soldaten, Bauern, die es in der drückenden Enge der Stuben nicht mehr aushalten konnten und nun die heißen Stirnen in die Kühle des Abends tauchen. „In Eger wird geschossen!“ „Panzerwagen in Aussig!“ „Wehrlose Frauen und Kinder werden verfolgt!“ So jagt es wie riesige Stichflammen empor. Hinter verschlossenen Gesichtern scheinbar ruhiger Männer steht die Wut über das dort unten geschehene Unrecht. Unter den grauen Röcken der Soldaten liegt die große Erwartung auf den Moment des Einsatzes: den Befehl! Hilflos sehen die Bauern in ihre rissigen Hände. Jetzt einen Knüppel haben und dazwischen schlagen dürfen, daß das Blut in Kaskaden zum Himmel schießt! Nur zuschlagen dürfen! Nur mal beweisen, daß diese Hände hier zwischen

dem ewigen Säen und Ernten es nicht verlernt haben, dreinzuschlagen! So steigt er empor, hier aus dieser Gruppe, dort aus einer anderen, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, hier an der Saar, am Rhein, weiter, immer weiter greift er um sich, der Wille zum Helfen, des Sich-Einsetzens für eine Sache, die schon über die Grenze des Persönlichen hinausgewachsen und zur Angelegenheit eines ganzen Volkes geworden ist. Was will diese heimlich von Haus zu Haus schleichende Fratze, die von den Jungen mit großen, unverständlichen Augen angestiert wird? Die Alten kennen sie, denn vier Jahre haben sie nicht umsonst diese hohnlächelnde Visage vor Augen gehabt! Was will sie jetzt wieder? Sucht sie neue Opfer? Wer will hier Krieg? Wir?? Niemals!! Wir wollen weiter nichts, als unser Recht!! Und wir werden es bekommen!! So wahr ein Gott im Himmel lebt und wir einen Führer haben, der Adolf Hitler heißt! Er braucht nur zu befehlen, dann — —

Dunkle, regenschwere Nacht! Tief grollend holpern die schwerbeladenen Fahrzeuge über das Kopfsteinpflaster der kleinen Garnison. Hell klirren die leichten Infanteriegeschütze, drohend, wie mit verhaltener Kraft, wummern die schweren. Verschlafen kauern die Schützen auf den Protzen. Der Gefreite Wallsen sieht vor sich die auf- und niederwippenden Kruppen der Stangenpferde, den Rücken ihres Fahrers, der in dauernden Schwingungen vor- und zurückpendelt. Hier und da zeigt sich ein Kopf, ein noch einsam erleuchtetes Fenster. Vorbei! Weiter! Dunkel gähnt wie ein endloser Schlauch die nächtliche Straße. Der Wallsen stiert in das Dunkel, aus dem nur das Rollen der Fahrzeuge, das helle Klappern der vielen Hufe, und verschwommen der Schall vieler nagelbeschwerter Schuhe zu hören ist. Dann springen mal wieder wie kleine Sterne die aus Stein geschlagenen Funken vor den durcheinanderwirbelnden Pferdebeinen auf. Es wird kein Wort gesprochen. Jeder hängt seinen eigenen Gedanken nach. Ist es wirklich ernst? Soll das tatsächlich der Krieg sein? Lächerlich! Wie oft hat man solche Übungen schon gemacht. Muß eben geübt werden! Wer weiß, ob man es nicht doch mal gebrauchen kann! Ja, aber die Feldpostkarten? Das Soldbuch? Ach, Quatsch! Es ist eben ein junges Regiment, kaum drei Tage in der neuen Garnison, und da wird eben mal etwas mehr Dampf dahinter gemacht! Und überhaupt — „Haaalt!" Irgendwo da vorn hat es einer gerufen. Langsam schieben sich die Fahrzeuge auf ihren richtigen Abstand. Verladebahnhof! Hohe im Wind schaukelnde Lampen. Soldaten und nochmals Soldaten. Die Fahrer spannen aus, leis klirren die Ketten. Verhaltene Kommandos schwirren hin und her. Langsam schiebt sich eine Kette leerer Rungenwagen in den

Lichtkreis der Rampe. Heiser bellt eine davonfahrende Diesel-Lokomobile. Dumpf schlagen die ersten verladenen Pferde in der sie umgebenden Dunkelheit gegen die Wände der Güterwagen. Als ob das Holz unter diesen wuchtigen Schlägen zersplittert, so klingt es. Schon greifen die Schützen mit verklommenen Händen in die Speichen der Protzen, Geschütze, Feldwagen, überall greifen harte Soldatenfäuste zu und lassen das, was sie gepackt, nicht eher los, bis es an Ort und Stelle ist. Zwischen den Fahrzeugen gebückte Gestalten. Peitschend fahren die Axtschläge in die Nacht. Durch harten, klirrenden Steinschotter der Geleise sich entfernende Tritte, dann liegt über dem Platz wieder die nächtliche Ruhe. Nur die Bogenlampen pendeln hoch oben im Wind. In ihrem Schein blinken die Geschütze, die Protzen, und auf dem Stahlhelm des langsam auf und ab gehenden Postens zaubern sie sonderbare Reflexe.

Es ist nun doch ernst geworden! Die Städte, die Dörfer, die Flecken dort in dem Land an der Saar sind vollgepfropft mit Soldaten. Ordonnanzen donnern auf knatternden Maschinen, in heulenden Wagen durch den Regen, daß es in den engen Dorfstraßen dröhnt, Tag und Nacht! Da ziehen sie wieder vorbei, die Wehrfähigen, die gerade noch hinter dem Schraubstock, in der Fabrik, auf dem Felde hinter dem Pflug oder draußen als Arbeiter zwischen Eisen und Beton gestanden haben. Lustig winken sie durch die leis rinnende Regenwand. Kinder jubeln ihnen zu, Männer winken zurück und haben einen bitteren Geschmack auf der Zunge, denn sie müssen hierbleiben, während die — —. Frauen sehen ihnen stillen Blickes nach. Nur die Mädels winken und rufen ihnen Scherzworte zu, bis der Regen an der nächsten Wegbiegung die Kolonne verschluckt. Überall stehen Soldaten, und ihr unbekümmertes Lachen steht seltsam laut in der Stille des Dorfes. „Krieg? Wozu haben wir denn da draußen gearbeitet?“ Und die Hand zeigt nach Westen. „Und meint ihr, Adolf wüßte nicht, was er machen kann und was nicht?“ sagt ein anderer. So stehen sie zusammen, die Bauern und Soldaten, ja die ganzen Einwohner, und haben einen Glauben im Herzen, der sie ganz still und gefaßt werden läßt. Nur die Frauen sind ängstlich, und welche Mutter wird in solchen Stunden der Entscheidung nicht erst an das denken, was ihr das Liebste ist? So steht es auf, das große, beruhigende Gefühl der Zuversicht. Die Bauern haben ihre Soldaten, hier, da, überall sind sie wie Pilze aus der Erde geschossen. Man kann es selbst kaum glauben, wer dieses Heer so plötzlich aus dem Boden gestampft hat, und doch ist es da. Alles prächtige, junge Kerle mit einem Glauben und einem Vertrauen auf

ihre Führung und ihre Waffen im Herzen, daß selbst der Wankelmütigste einsehen muß, daß es kaum etwas geben wird, was beruhigender, stärkender wäre als gerade das Bewußtsein, diese Soldaten, ihre Soldaten um sich zu haben. Nun mag die Entscheidung fallen! So oder so, der Westen steht!

Soll es wirklich vorbei sein? Der Gefreite Wallsen sieht hinüber zu den regenverhangenen Höhen. So richtige Freude kann er nicht empfinden. Wohl steigen dort aus dem Dunstschleier die Stichflammen der Hochöfen in den Regendunst. Wohl dürfen dort feste, deutsche Arbeiterhände den glühenden Stahl weiter formen. Und doch, während er hier draußen steht, der Regen unablässig auf die Zeltbahn trommelt, dürfen dort unten seine Kameraden den sudetendeutschen Brüdern die Freiheit bringen. Tief im Innersten seines jungen Herzens keimt der große, sehnliche Wunsch: mit dabei sein dürfen! Aber hat er nicht auch seine Pflicht getan? Hat er nicht auch dazu beigetragen, daß das Werk gelingen konnte? Wo bliebe die friedliche, aufbauende Arbeit eines Volkes ohne den Schutz seiner Waffen? Und ist dieser gewaltige Wall hier im Westen, das mühevolle Werk tausend und abertausend deutscher Arbeiter nicht allein schon eine Verpflichtung? Hier stehen sie, dort unten marschieren sie unter dem Jubel eines befreiten Volkes, die Arbeiter, die Beamten, die Bauern, die Kaufleute und was sie sonst gewesen sein mögen, im schlichten Kleid höchster Pflichterfüllung: dem grauen Rock des deutschen Soldaten. Still lächelt der Gefreite Wallsen vor sich hin. Er durfte nur einer sein von vielen, er hat seine Pflicht getan wie alle! Und er ist stolz darauf! Und da stehen sie plötzlich vor ihm, die Worte, die er vor kurzem mal irgendwo gelesen, und die das ganze Geschehen der letzten Tage gleichsam zusammenfassen in vier kurzen Zeilen nur, die ihm aber alles sagen und ihn mit einer großen Dankbarkeit erfüllen:

Des Friedens Wahrer und des Landes Wächter,
Stehst du, ein menschgewordener grauer Wall –
Und um der Heimat wachsende Geschlechter
Geht deiner wachen Schritte heller Hall.

Aufregung in der Eifel

von Oberschütze Theodor Koch, Herford

Strahlende Sonne lag auf der Stadt, auf dem Meer der Häuser. An einem kleinen Platz warte ich schon eine Weile auf den Leutnant. Jetzt kommen sie, die Offiziere, aus dem großen Gebäude, suchen jeder nach seinem Fahrzeug.

Da ist er, ein dickes Paket von geheimen Papieren und Zeichnungen unter dem Arm. „Zur Stelle, Herr Leutnant!" – „Gut! Wir müssen sofort nach Köln fahren, um dem Kommandeur die Papiere zu übergeben." Wir schlängeln uns durch die Stadt. Wimmelnder Verkehr. Der Leutnant auf dem Sozius zeigt die Fahrtrichtungen an und kommt nicht zur Ruhe. In leichtem Dunst verhüllt tauchen die Türme des Domes vor uns auf.

Aber wo ist der Wagen des Kommandeurs? Wir finden ihn nicht! Ist er schon fort? Wartet er an anderer Stelle auf uns? Wir durchstöbern mit unserer Maschine die lebhaften Straßen. Nirgendwo ist er. „Er wird uns verfehlt haben." Wir halten an. Der Leutnant meint: es wäre sicherer, nach Losheim, zu unserem Standort in der Eifel, wo wir eingesetzt sind, zu fahren. Dort würden wir den Kommandeur bestimmt treffen. Aber die geheimen Papiere könne er unmöglich in der Hand behalten. Sie seien für jeden sichtbar und unsicher sei es bei dem Wind auch.

Wir packen die Papiere sorgfältig in eine der großen Packtaschen am Krad. Endlich sind wir soweit. Es ist Spätnachmittag. In der Ferne glänzt noch die große Stadt. Wir aber fegen der Eifel entgegen. Es ist eine herrliche Fahrt. Vor uns die güldene, schon versinkende Sonne. Je höher wir kommen, um so mehr Nebelschwaden liegen in den Tälern.

Von Zeit zu Zeit fühle ich nach der Tasche.

Der Abend kehrt ein. Trotzdem überall noch Betrieb. Alles ist noch bei der Arbeit. So ist es hier im Westen seit einigen Wochen immer. Tag und Nacht arbeiten sie. Ein geniales Werk des Führers, die gewaltigen Befestigungswerke entstehen.

Wagen aller Art begegnen uns oder versuchen uns zu überholen. Sie fahren Arbeiter, aber auch Steine, Zement, Sand, Eisen, Nahrungsmittel in steter Folge. Die einsame Eifel ist wie verwandelt. Über Euskirchen kommen wir nach Münstereifel, wo der Leutnant zu tun hat. Ich bleibe als Wache bei dem Krad und den Papieren. Ich denke, du mußt noch mehr auf die Packtasche achten, wie leicht könnte sie...

Da ist er schon wieder. Wir brausen weiter. Die Eifel hinauf. In den dunklen Abend hinein. Überall Lichter, überall Arbeit, überall Einsatz — wie wir.

Die Straße wird gefährlicher. Kurven, Berge, enge Straßen, Spitzkehren, schlechte Wegstrecken, begegnende Fahrzeuge, blendende Scheinwerfer. Ab und zu fühle ich nach der Tasche.

Rasend geht es weiter. Blankenheim. Dann links hoch. Richtung Stadtkyll. Eine fabelhafte Gerade. Wir drehen auf. Ich kenne die Strecke. Gleich geht es in ein Tal. Tempo, Tempo. Vor der Bahnüberführung eine scharfe Rechtskurve. Der Leutnant klopft auf meine Schulter. Ich stoppe hastig ab. Schon holpert die Maschine über die Gleise. Scharf links. Ich taste nach der Tasche...

Waaas? Es schreit in mir: waaas? Wo ist sie? Sie ist nicht mehr da! „Herr Leutnant, die Tasche ist fort!" Ich halte, drehe, und ohne weiter zu sprechen, geht es zurück. Aber langsam. Immer links. Die Papiere mit der Packtasche zu suchen. Im Graben oder auf der Straße mußten wir sie finden. Aber hier vorn an der Schranke liegt die Tasche nicht. Die allmählich wachsende Unruhe läßt Fragen und Zweifel aufkommen: War die Tasche eigentlich noch da? Wo habe ich sie überhaupt zuletzt gefühlt? Wie kann nur der Verlust möglich sein? Sabotage ist doch nicht denkbar! War das Motorrad unbewacht gewesen? Nein! Aber wie... Es rumort in mir.

Inzwischen sind wir schon weit zurückgefahren. Kraftwagen begegnen uns. Wir halten sie an, fragen, suchen, fahren weiter, immer weiter. Wir müssen sie doch finden, wir müssen sie doch haben, wir müssen... Der Leutnant sagt kaum etwas. Ob er wohl auch so unruhig ist wie ich? Nein! Er tut nur eines: er sucht mit seinen klaren Augen in dem schmalen Lichtstreifen des Kradscheinwerfers. Die einzige Möglichkeit, die Tasche zu finden, ist ja suchen, suchen und nochmal suchen. Ich bewundere die Ruhe des Leutnants und sage auch kaum etwas. Blankenheim liegt schon wieder hinter uns. Oft fragen wir Leute. Wir finden überall Verständnis. Man kann uns aber nicht helfen. Sie haben alle nichts gesehen. Ich weiß ganz bestimmt, daß die Packtasche in Münstereifel noch am Krad war. Dort haben wir doch geprüft, ob sie noch fest saß. Da sagt schließlich der Leutnant: „Es hat keinen Zweck, so allein zu suchen. Zur Division nach Münstereifel!"

Wir fahren wieder schneller. Und zu einer Zeit, wo die meisten Eifeler in den Federn liegen, treffen wir in Münstereifel ein, das wir noch vor wenigen Stunden durchfuhren. Vor dem hellerleuchteten Hotel stoppen wir.

„Warten!" Durch die feinen Scheibengardinen im Parterre kann ich die behelfsmäßig eingerichteten Räume des Divisionsstabes beobachten. Alles ist trotz der Nacht bei der Arbeit. Vom Schreiber bis zum Generalstabsoffizier. Jeder Vorbeigehende muß einen Augenblick die nächtlich schaffenden Männer sehen, um mit der Gewißheit weiter zu gehen: Nicht nur draußen in den Wäldern und Tälern schaffen Arbeiter zwischen Eisen und Zement, sondern auch hier zwischen Fernsprecher und Schreibtisch zur Sicherheit unseres Volkes und Landes.

Der Leutnant ist eingetreten und wird zum zuständigen Offizier geleitet. Ich folge ihm draußen durch die Räume. Er erklärt dem Offizier die Sachlage. Dieser überlegt kurz. Telephoniert dann mehrere Male und bald steht der Leutnant wieder vor mir und befiehlt: „Wir bekommen einen Divisionsnachrichtenwagen zum genauen Ableuchten der Strecke. Sie fahren hinterher und fragen in jedem Ort bei den Gendarmerieſtationen, die von der Division benachrichtigt werden, ob etwas gefunden wurde. Fragen Sie auf jeden Fall auch jeden Menschen, den sie auf der Straße sehen, aus. Wir wollen mit dem LKW. den Straßengraben ableuchten und nicht abgelenkt werden!"

Der massige Nachrichtenwagen fährt an. Im Schrittempo wird der Graben und das angrenzende Land abgesucht. Ich fahre hierhin, frage da, suche hier ab, halte dort jemanden an... aber immer dasselbe: großes Mitleid und Interesse zu helfen, aber gefunden wurde nichts. Jetzt kommt uns eine Straßenpolizeistreife entgegen, meldet, daß sie Autos anhielt, die Straße von da bis da absperrte mit dem Ergebnis: nichts! Wachtmeister zu Fuß, per Rad, mit Hunden, alle suchen trotz dunkler Nacht. Andauernd tauchen suchende Lampen auf. Es scheint, als ob die ganze Eifelpolizei auf den Beinen ist. In Blankenheim werden gerade die alarmierten Polizisten losgelassen. Sie erkundigen sich genau nach dem Aussehen der Tasche. Der große Nachrichtenwagen fährt ruhig weiter. Ich berichte dem Leutnant, daß alles auf der Suche ist. Er sagt nur: „Hoffentlich!" Langsam nähern wir uns der Bahnüberquerung. Nichts ist gefunden. Was soll werden? Der Schrankenwärter berichtet, daß schon viele Kraftfahrer, Gendarmen, Arbeiter nach der Tasche fragten. Gleich hinter der Bahnschranke hält der Divisionswagen. Es ist lange nach Mitternacht. Einen Augenblick verstummt das Gebrumm der LKW. Der Leutnant berät mit dem Offizier der Division im Nachrichtenwagen. Sie beschließen drei Stunden zu schlafen, bis der neue Tag erwacht.

Der Divisionswagen fährt zurück. Wir aber weiter über Stadtkyll nach Losheim zum Quartier. Fortwährend werden wir angehalten, von Polizei-, von Grenz- und Zollstreifen. Stumm zeigen wir jedesmal auf den leeren Platz am Krad. Es ist zwei Uhr. Da sind wir ins Losheim. Wir halten gerade, als der Leutnant sagt: „Müssen wir nicht auch dem Büro des RKB. (Reichskraftwagenbetriebsverband) in Stadtkyll Bescheid geben, das über die vielen Lastwagen und Autobusse verfügt? Vielleicht hat einer der Fahrer...?" Ich drehe wieder. Zurück. Scheußlich kalt ist es hier oben. Wieder werden wir angehalten. Diesmal ist es ein Wagen von uns. Der Leutnant bestellt ihn für fünf Uhr früh. In Stadtkyll benachrichtigen wir das Büro. Man hängt sofort ein Schild aus. Sie wollen jeden Fahrer einzeln fragen.

Hier im Büro und auf dem Bahnhof kann die Kälte und die Nacht den Betrieb nicht aufhalten. Lastwagen brausen heran, rollen schwer beladen ab. Keiner der Fahrer, der Arbeiter fragt, wozu all die Arbeit. Alle wissen, es muß sein.

Wir fahren heim nach Losheim herauf. So wie wir sind, fallen wir auf unser Strohlager. „Herr Leutnant, hoffentlich passiert keine Schweinerei, daß eine falsche Person die Papiere in die Hände bekommt, hoffentlich..." und schon bricht der Schlaf über uns. —

„Hallo! Koch!" Donnerwetter. Träume ich noch? Wir müssen wieder los! Ich sehe die Gestalt des Leutnants. Doch was ist das hell! Waaas? Sind das nicht die Papiere? Im Nu springe ich auf. „Herr Leutnant!" Strahlend reicht er mir die Hand. — —

Es war schon fast Mittag. Der Leutnant hatte mich am frühen Morgen nicht geweckt, weil ich den ganzen Tag, die ganze Nacht gefahren hatte. Er war mit dem Wagen gefahren. Von Münstereifel aus hatten sie noch einmal mit dem Divisionswagen, Straßenpolizei, Gendarmerie, Zollbeamten die Straße, die Gräben, die nahen Felder, Wiesen und Waldränder abgesucht und nichts gefunden. Bis sie in die Nähe der Bahnschranke kamen. Dort waren ihnen auf einmal zwei junge Leute begegnet und, man wollte es nicht glauben, diese beiden Leute schwenkten dem Leutnant die Papiere entgegen. Sie wußten von dem Verlust der Tasche mit den Papieren und hatten die Straßengräben und Furchen durchstreift, und die Tasche gefunden. Von ganzem Herzen dankend, hatte der Leutnant die beiden reichlich belohnt.

Die ganze Eifel — Soldaten, Gendarmen, Grenz- und Zollbeamte, Arbeiter, Kraftfahrer, die Bevölkerung — alle halfen mit, die verlorenen Pa-

piere wiederzufinden. Alle fühlten und wußten, daß das Ausland über den Ausbau der Westbefestigungen in Ungewißheit bleiben mußte, bis der Führer im Herbst ihre Fertigstellung verkündete zur Garantie des Friedens in der Welt. –

Unser Erlebnis

von Wachtm. Camillo Kleemann, Trier

Wir durften nicht, wie unsere Kameraden, einziehen in die jubelnde deutsche Ostmark, durften nicht, als im Sudetenland deutsche Brüder in Not waren, ihnen die ersehnte Befreiung bringen; und doch hat auch uns Soldaten an der Westgrenze das Jahr 1938 Erlebnisse gebracht, stolz und begeisternd wie die unserer vielbeneideten Kameraden im Osten. Wer mit heißem Herzen und offenen Augen dabei war, dem konnte auch ein an sich unbedeutendes Ereignis zur unvergeßlichen Verpflichtung werden.

Seit Tagen und Wochen rollten in den Tälern des Hunsrück auf Bahn und Straßen die Züge und Fahrzeugkolonnen. Pausenlos, Tag und Nacht. Soldaten und Arbeiter, Waffen und Gerät, Stahl und Beton kamen in unvorstellbaren Mengen. Der Westwall wuchs.

Es kamen die Tage, da auch wir Flaksoldaten unsere Stellungen in den Waldhängen und Kuppen des Gebirges bezogen. Als die ganze Welt in Haß und Wut schäumte, nur weil im Sudetengau Deutsche ihren mit Not und Elend ringenden Brüdern die Hand reichen wollten, da wanderten unsere Blicke öfter als sonst nach Westen über die Grenze, und voll Stolz durften wir uns sagen: „Laßt sie nur kommen!“

Die kleinen Dörfer der Hochwälder sind gewiß nicht mit Reichtümern gesegnet. Aber der Opferbereitschaft und Fürsorge unserer Quartierwirte konnten wir kaum Einhalt gebieten. „Jungs, dat ihr man da seid und hier bleibt!“ hieß es. Noch keine zwanzig Jahre war es her, daß in unbeherrschter Willkür die „Sieger“ des großen Krieges hier gehaust hatten. Das Ansehen unseres westlichen Nachbarn als „Kulturnation“ hatte damals in den Augen unserer deutschen Westmärker einen schweren Stoß erhalten. Die Abende waren voll von Erzählungen aus dieser Zeit. Unauslöschlicher Haß gegen den Reichsfeind und seine farbigen Truppen und glühende Liebe zur Heimat sprachen aus jedem Wort. Hier lernten wir Mitteldeutschen erst

richtig verstehen, wozu wir Soldat geworden waren und warum wir gerade hier Soldat sein durften.

So kamen die letzten Septembertage heran. Wir blieben jetzt auch nachts draußen in unseren Stellungen. An einem der letzten Abende des Monats saßen wir in der Nähe eines der großen Flak-Scheinwerfer am Waldrand unter dem samtenen Herbststernenhimmel. Von der nahen Försterei hatte uns ein alter Herr besucht, und mit ihm hatten wir die aufregenden Ereignisse der letzten Tage besprochen. Die Führerrede, die Besuche des britischen Ersten Ministers und die Haßstimmung der ganzen Welt. Die nächsten 24 Stunden mußten die Entscheidung bringen. Manch einer von uns hatte sich vielleicht im stillen die Frage vorgelegt: „Ob sie wohl kommen? — Wie wird das junge neue Deutschland ihrer Wut standhalten?"

Da dringt durch die Stille der Nacht fernes Flugzeuggeräusch. Wir springen auf: „Hier ist doch Luftsperrgebiet!" Und wie es brummt! Das ist mindestens eine ganze Staffel!

Drüben in der Scheinwerferstellung gibt es Bewegung. Fast unmerklich folgt der dunkle Schattenriß des Horchgeräts dem Schall. Der Feldfernsprecher schrillt, Befehle — und jetzt schießt schimmernd und zuckend das breite Lichtband des Scheinwerfers in die Nacht. „Da, sie haben ihn!" — „Nein, eine Wolke — —" — „Was ist denn das — —?" — „Der Zeppelin! Unser neues Luftschiff!" Machtvoll dröhnend, unbeschreiblich eindrucksvoll zieht es im Licht von drei Scheinwerfern über uns hinweg.

Uns packt ein unbeschreibliches Gefühl. Es war wie eine Antwort. Deutschland selbst kam zu uns, rief uns: „Seht! Hoch über Haß und Neid, über Zweifel und Unglauben geht mein Weg!" Da steht auch der alte Herr wieder bei uns. Er greift eines Kameraden Hand. „Jungs, das ist wieder unser Deutschland! Jung, groß, stolz und mächtig wie einst! Dient ihm! Gebt ihm all eure Kraft, wie es eure Väter taten und mehr, wenn es sein muß. Dann gehört ihm und damit euch die Zukunft in alle Ewigkeit!" Nie werden meine Kameraden und ich diese Augenblicke vergessen.

Am nächsten Tage beugte sich auf der Vierer-Besprechung zu München die Welt vor dem unerschütterlichen Wollen unseres Führers, der sein Volk in vollkommener Einheit und zum Äußersten entschlossen hinter sich wußte. — Wir jungen Soldaten aber glauben, daß nichts den sieghaften Marsch dieses Volkes aufzuhalten vermag. Unter der Führung Adolf Hitlers steht die neue Wehrmacht bereit, eingedenk der stolzen Waffentaten unserer Väter und Ahnen, und bereit, wie sie ihre Pflicht bedingungslos zu erfüllen.

Ein vergessenes Regiment

von Feldw. Hans Werndl, Ulm/Donau

Ein großer Tag für Deutschland: „Soeben marschieren deutsche Truppen über den deutschen Rhein..." — Es ist der 16. März 1936. Ein unbeschreiblicher Jubel braust auf, ein Artikel des Schandvertrags von Versailles ist gefallen, das Rheinland ist unter den stählernen Schild des Reiches zurückgekehrt. In Rundfunk-, Bild- und Zeitungsberichten spiegelt sich der festliche Empfang der Regimenter in den Städten des Rheinlandes wieder, sie sind seit Ende des großen Krieges die ersten deutschen Soldaten, die den rheinischen Boden wieder betreten. Immer und immer wieder sieht man Kompanien und Batterien, wie sie mit Blumen geschmückt zwischen dem Spalier der jubelnden Bevölkerung in Köln, Mainz, Trier und den übrigen ehemaligen Garnisonstädten am Rhein einziehen.

Tagelang vor diesem Ereignis standen wir voll Erwartung Gewehr bei Fuß in den Kasernen und haben auf den auslösenden Befehl gewartet. Und der Befehl ist gekommen — nur galt er nicht uns, das Einmarschprogramm lief ab — nur ohne uns. Wir sind etwas enttäuscht, doch in der Erwartung, ein andermal einen bescheidenen Teil zu einem solchen Schlag beitragen zu können, begraben wir unsere gehegten Hoffnungen.

Es vergehen zwei Jahre, wieder ist große Zeit, Zeit der Überraschungen, Gerüchte gehen um, jeder ahnt, jeder glaubt, jedoch keiner weiß etwas. Aus den Zeitungen wird niemand klug, zwischen den Zeilen steht mehr als in den Zeilen. Obwohl die Berichte ruhig gehalten sind, liegt eine ungeheure Spannung auf allen Gemütern, und immer wieder und immer stärker dringt eine Ahnung in die Masse: Österreich. Da läßt uns der Gedanke nicht mehr los: diesmal ist unser Regiment dabei, diesmal kann es ohne uns überhaupt nicht gehen, bei diesem Streich sind wir ein Glied der ehernen Faust des Führers. In unserer Hoffnung werden wir noch bestärkt durch die unzweideutigen Befehle und durch die täglich abgehenden Begleitkommandos für Munitionszüge. Alles steht bereit, verladen zu werden, wir zählen die Stunden, rechnen aus und sehen uns in Gedanken bereits in Wien einziehen — wir, die Helden des Tages, ja des Jahrhunderts. Ein unbeschreibliches Gefühl erfaßt uns, und voll Spannung erwarten wir den selbstverständlichen Befehl, auszumarschieren und unsere Pflicht als Waffenträger der Nation zu erfüllen. Durch Wolken von Begeisterung und

Dank werden wir, die Gewißheit im Herzen, das auf uns gesetzte Vertrauen gerechtfertigt zu haben, in Österreich einziehen. Ein Glücksrausch wird das österreichische Volk erfassen, und wir werden der Mittelpunkt sein. Es wird allen Dörfern und Städten ein unvergeßliches Erlebnis bleiben, nie wird man unsere Regimentsnummer vergessen. Ostmark! — Wir kommen, nur Stunden trennen uns noch!

Da trifft uns der erste Schlag; der Rundfunk bringt die Nachricht: „... die für den Einmarsch bestimmten Regimenter und Bataillone überschreiten die Grenze nach Österreich ..." Abschalten? Unmöglich. Ist ja ausgeschlossen —, doch, die Berichte mehren sich, wir trösten uns — vielleicht morgen, wir müssen ja nicht gerade bei der Spitze sein — es vergeht auch „morgen" und es vergeht noch mehr, es vergehen auch unsere Hoffnungen, wie von einem Windstoß werden unsere Träume von Ruhm und Ehre weggefegt. Das für unmöglich Gehaltene ist da. Dort drinnen stehen im Rampenlicht des geschichtlichen Geschehens die Kameraden; aller Dank, alle Ehre und Verehrung gelten ihnen, Zeitungen, Rundfunk und Film sind voller Lob und Achtung über ihre Leistungen. — Und wir? — Gott und das Oberkommando der Wehrmacht haben uns vergessen und verlassen — wir sind ein vergessenes Regiment. Haben wir denn etwas verbrochen? So naiv die Frage ist, muß sie uns doch einen Grund suchen helfen, warum gerade wir nicht, warum immer andere — es ist zum Heulen!

Es ist Herbst und die Sache mit Österreich ist so gut wie verschmerzt. Da steht das Regiment wie so viele andere am Rhein, um an der Grenze einen Wall aufzuwerfen. Unsere Braut, das Gewehr, steht in der Ecke, und wir haben dafür Spaten, Pickel, Hammer und Drahtschere in die Hand genommen.

Unruhige, nervöse Zeiten, zu denen das Jahr 1938 nun einmal gehört, beruhigen sich nicht von heute auf morgen, auch sieht es nicht gerade so aus, als wollte sich die Aufregung legen. In jeder Soldatenstube, über jedem Biertisch, überhaupt wo zwei Menschen zusammenstehen, liegt eine unverkennbare Spannung, deren Ursache die wenigsten zu klären wissen. Es sind so viele strittige Punkte, die die Meinungen in Aufruhr halten, doch eine brennende Frage schält sich allmählich heraus: „Was wird aus den Sudetendeutschen?" — An dem sonst stillen Abschnitt unseres Arbeitsgebietes an der Westgrenze dringen langsam Gerüchte über eine bewaffnete Auseinandersetzung durch. Der Divisionsstab sei bereits „drin", Unterkunftsräume für verschiedene Truppenteile, darunter auch für das Regiment, seien schon

erkundet, es sollen sogar schon verschiedene Einheiten auf dem Marsch sein. Diese Gerüchte bekommen allmählich Hand und Fuß, werden zur Selbstverständlichkeit, und wie wir im Standort ankommen, heißt es allgemein, daß wir mit dem nächsten Zug gleich weiterfahren würden. Unserer Stimmung nach, die auf die täglichen Zeitungsmeldungen hin einer grenzenlosen Wut gleicht, vielleicht das einzig richtige. Es ist die härteste Probe für Soldaten, die sich ihrer Stärke und Schlagkraft bewußt sind, mit der Waffe in der Hand stehen und zusehen zu müssen, wie Deutsche in einem deutschen Land unter einem fremden Volk leiden; ihre vornehmste und dankbarste Aufgabe, deutsche Volksgenossen unter den starken Schutz des Reiches zu nehmen, nicht sofort erfüllen zu dürfen.

Kann nicht endlich die Stunde für uns schlagen, wo wir die bestehenden Scharten auswetzen können und einmal nur in vorderster Linie dabei sein dürfen. Wir wollen uns gewiß keine großen Zukunftsbilder ausmalen, zu oft sind wir schon enttäuscht worden, auch läßt der Ernst der Lage solche Träume nicht zu, vielmehr geht es uns diesmal um die innere Befriedigung, unsere Pflicht als „Soldat" erfüllt zu haben.

Die Tage fliegen um, Zeitungsmeldungen überstürzen sich, Namen bekannter Staatsmänner, Abmachungen, Besprechungen, Verträge werden genannt — Godesberg, dann München — Entspannung.

Eine Welt atmet auf, doch unsere Aufgabe beginnt erst jetzt! Vielmehr hat sie begonnen — es ist der 1. Oktober 1938 — Armeen marschieren über die Grenzen, Transporte gehen weg, das Uhrwerk eines Aufmarsches läuft in wenigen Tagen ab. Stündlich kann man Rundfunkberichte vom Einmarsch hören, Nummern bekannter Regimenter, ja unsere Division wird genannt.

Man hört den Jubel und die Begeisterungsstürme der Befreiten und dann den Marschtritt der Soldaten, der glücklichen Soldaten, die den deutschen Brüdern im Sudetenland die Befreiung bringen dürfen. — Und wir, das vergessene Regiment —? Warum sind wir nicht dabei, wir wissen es nicht; weiß der Teufel, was wir ausgefressen haben. Warum und immer wieder warum fragen wir uns, tausend Gründe werden gefunden und verworfen.

Doch die Zeit macht alles heil, auch die enttäuschten Gemüter beruhigen sich, eine Antwort auf das ewige „Warum?" gibt uns niemand, braucht uns auch niemand zu geben. Wir finden sie im Wesen des Soldatentums, diese Antwort, die dem Soldaten auf tausenderlei Fragen immer gleich bleibt, man kann sie so oder so fassen, ihr Sinn ist derselbe: seine Pflicht tun an

jeder Stelle. Haben wir unsere Pflicht nicht an der Stelle getan, an die wir berufen wurden, haben wir nicht bei Wind und Wetter die Erde am Rhein durchwühlt, Stellungen gebaut und Verhaue gezogen? Haben wir nicht bei Frost und Frühnebel manches MG.-Nest und manchen Unterschlupf angelegt, waren wir nicht mit Leib und Seele dabei, den Wall im Westen in kürzester Zeit unüberwindlich zu gestalten, und sind wir nicht jederzeit bereit gewesen, in all den Jahren seither für unseren Eid einzutreten? Mit gutem Gewissen können wir uns eine bejahende Antwort geben. Keine befreiten Volksgenossen haben uns zugejubelt, keine Blumen dankbarer deutscher Menschen haben uns geschmückt, nie durften wir unsere Regimentsnummer stolz in eine befreite deutsche Stadt tragen, kein Buch, keine Zeitung und kein Filmstreifen erzählt von unserer Arbeit. Aber unsere Pflicht haben wir erfüllt, still und fern von den Augen der Öffentlichkeit und nicht allein standen wir am scheinbaren Rand der Geschehnisse und nicht wir allein waren scheinbar vergessen — nein, es sind Divisionen und vielleicht Armeekorps, die wie wir auf äußere Ehren verzichten müssen und nicht stolz sein können auf ihre Leistungen beim Einmarsch in eines der heimgeholten Gebiete. Die Geschehnisse und Erfolge der letzten Jahre sprechen auch nicht von einzelnen Soldaten, Kompanien, Regimentern oder Divisionen — nein, sie sprechen allgemein von der soldatischen Pflichterfüllung der gesamten Wehrmacht, die als machtvolles Instrument nicht zuletzt dazu beigetragen hat, daß der Führer ein Großdeutsches Reich ohne Schwertstreich schaffen konnte.

„Heute muß alles getarnt werden!"

von Gefr. Helmut Hoffmeister, Mülheim/Ruhr

So sagte an einem Sonntagmorgen im vorigen September unser Kompanieführer. „Heute ist der letzte Arbeitstag; sämtliche Stellungen müssen fertig werden!" — „Unmöglich, ganz unmöglich", dachte ich; denn ich wußte, was tarnen hieß, und wußte auch, was zu tarnen war. „Möchte nur wissen, wie er sich das vorstellt", hörte ich einen Kameraden, „der scheint noch immer keine Ahnung von praktischer Arbeit zu haben; er sollte die Schaufel mal in die Hand nehmen!" — Aber, was half's? Befehl war Befehl. Wer wußte denn, woher diese Weisung letzten Endes kam? Wer von uns wußte überhaupt — wenngleich wir mit Spannung abends im Dorf

am Rundfunk die politische Entwicklung verfolgten —, was im einzelnen draußen vorging, welche Maßnahmen der Führer für die Heimkehr der Sudetendeutschen plante; wer konnte ahnen, wann er sich auf das Befestigungswerk der Westgrenze würde verlassen müssen, an dem wir und viele Arbeitsmänner und Arbeiter Wochen und Monate geschafft hatten, oder in welch kurzer Zeit er unter Umständen unsern Einsatz an anderer Stelle nötig haben könnte? Nein, wir wußten nichts von den Absichten und schweren Entscheidungen des Führers, auch nichts von der Weiterentwicklung der außenpolitischen Lage. Nur das war uns immer klarer geworden: Das Werk unserer Hände, aller Hände, die hier ihre Pflicht getan hatten, war in keinem Falle vergebens; und wenn es hart auf hart ging, so mußte es seine Stahl- und Feuerprobe ablegen und jedem Feinde Trotz bieten, der es wagen wollte, dem Befreiungswerk des Führers entgegenzutreten und vom Westen her in unser Land zu fallen. — Es galt also jetzt, einfach dem Befehl nachzukommen.

So rückten wir zum letztenmal mit Hacken und Schaufeln zu den nahen Stellungen, um sie — ganz gleich, ob sie im übrigen schon fertig waren oder nicht — für die Augen der Feinde unsichtbar zu machen. — An der ersten Baustelle „wühlten" wir stundenlang, um die großen Steinhaufen — denn Erde konnte man an dieser Stelle kaum aus dem Boden graben — soweit einzuebnen, daß sie keine Sonnenschatten bilden konnten. Aber wir schafften heute nicht allein: Da kam die „Musik", heute statt der Instrumente, mit denen sie uns manchen Feierabend versüßt hatten, mit Spaten und Schaufel. Manchem von ihnen fiel es freilich sauer genug.

Welche weiteren Stellungen noch getarnt wurden und auf welche verschiedene Weise, wie über die offenen Gänge noch Draht gespannt wurde und wie wir uns zwischendurch einer kleinen, lustigen Mäusejagd widmeten, das alles kann ich jetzt nicht näher beschreiben. Nach der kurzen Mittagspause ging es an die letzte Stellung, an der ich schon die letzte Woche gearbeitet hatte. Sie lag inmitten einer saftiggrünen Wiese, mußte also mit lückenloser Grasnarbe bedeckt werden. Diese konnten wir längere Zeit aus unmittelbarer Nähe holen. Da dann aber die zu tarnende Fläche noch lange nicht geschlossen war, mußten wir uns nach neuen Wiesenstreifen umsehen, die wir an einer Hecke oder an einem Zaun ausheben konnten, ohne daß sie nun ihrerseits besonders auffällige Punkte im Gelände bildeten. Diese Stelle fand sich bald, war aber so weit — etwa 80 Meter — von der Stellung entfernt, daß zunächst der Gefechtswagen zur Beförderung herangeholt

wurde. Als der sich aber beim erstenmal an einer kleinen Böschung und einem niedergerissenen Zaun mitsamt dem Pferd beinahe überschlagen hätte, gab man diesen Versuch auf. Wieder mußten, wie schon vorher, die Bretter herhalten, und zwar wurden sie auf der Schulter getragen. Wir alle hatten längst den Oberkörper entblößt, obwohl es nicht gerade warmes Wetter war.

Ich war zuerst bei dem Trupp, der die Grassoden zu stechen hatte. Wir schafften tüchtig und machten uns einen Spaß daraus, den Trägern soviel wie möglich aufzuladen, bis sie ihr Brett eiligst aufhoben. Nach etwa 1½ Stunde — die Träger kamen in immer größeren Abständen, die meisten hatten sich längst einen Drillichrock auf die Schulter gelegt — lösten Träger- und Stechertrupp einander ab. Ich trug nur einmal ohne Unterlage, für das harte Brett war mir mein Rücken doch zu schade. Auch ich wurde mit meinem Partner nach und nach langsamer. Es war durchaus keine „wahre Freude". Schließlich warteten auch wir sehnsüchtig auf unsere Ablösung. Doch danach ging's auch nicht schneller.

Da nahte sich wieder unser Leutnant. Wir hörten ihn rufen: „Unteroffizier, kommen Sie mal her! Wir wollen doch der müden Bande mal etwas helfen!" Und schon kam er zu uns herunter, wie sein Partner entblößten Oberkörpers, und ließ sich von zwei Trägern ein Brett übergeben. Daß er, der kleine Wiener mit seinem nicht gerade athletischen Körper, doch ein gewandter Sportler war, wußten wir alle. Wohin er aber mit dem schweren Brett wollte, darauf waren wir doch sehr gespannt. Wir stachen fleißig ab und luden tüchtig auf. Er sollte nicht zu kurz kommen, das stand bei uns fest. Aber eilig, wie noch kein anderes, kam dies wunderliche Trägerpaar immer zurück. Eifriger ging's jetzt bei dem Stechertrupp zu; lebhafter wurden auch die Träger; denn sie konnten nicht untätig zusehen, wenn sich der Leutnant in ihre Reihen stellte. Jetzt machte die Sache wieder Spaß. „Jedenfalls wollen wir's ihm schon zeigen", sprachen wir untereinander, „was das mit dem Grasplaggentragen so auf sich hat!" Immer größer und schöner wurden bei unsrer Stechfertigkeit die Plaggen; wahre Teppiche wurden's bald, die an den Seiten des Brettes herunterhingen. Doch zwei bis drei Lagen ließ sich unser „Robert" gern gefallen, immerhin so viel, wie wir keinem Kameraden zugemutet hätten. An weiche Unterlagen dachte er nicht. Und unser Herr Unteroffizier mußte, wenn's ihm nicht ein gleiches Vergnügen war, gute Miene zum bösen Spiel machen. Der Leutnant, der uns natürlich längst durchschaut hatte, war doch wohl härter und zäher,

als wir ihm zugetraut hatten. Der Erfolg blieb auch nicht aus: Die grüne Fläche der Stellung schloß sich mehr und mehr. Bald war Feierabend. Aber wir luden noch mehr auf, bis das Maß voll war und das Brett bei den ersten Schritten durchbrach. Darauf hatten wir nur gewartet. Wir lachten aus vollem Halse über diesen eigenartigen Sieg. Unsern Leutnant hätten wir nicht so leicht zum Zusammenbrechen bringen können. Aber das zerbrochene Brett sagte uns: Es ist genug, der Leutnant hat die Probe seiner Kraft und Ausdauer bestanden und hierbei gleichzeitig seine kameradschaftliche Bereitwilligkeit bewiesen, in unsern Reihen an der schwersten Arbeit mitzuschaffen und mitzukämpfen.

Bald war diese Arbeit und damit der Arbeitstag beendet. Zwei Tage später fuhren wir heimwärts. Sieben Wochen voll Arbeit, doch nicht ohne schöne Erlebnisse, lagen hinter uns und die dunkle Zukunft vor uns; damals, Ende September. — Heute ist alles klar: Das Sudetenland gehört zum Reich. Auch ohne Feuerprobe hat die Westbefestigung ihre Wirkung gehabt: Sie hat von vornherein jedem die Lust genommen, mit Deutschland die Klinge zu kreuzen, um in seine Volkstumsrechte einzugreifen. Und wäre es doch zu dem Kommando: „Feuer frei!“ gekommen, so wußten wir, welchen Offizieren wir uns anvertrauen konnten; und das Bollwerk der Westgrenze wäre erst recht nicht vergeblich gewesen: nicht nur mit unsrer Arbeit, sondern auch mit unsern Waffen hätten wir im Westen zur Befreiung der deutschen Brüder im Südosten beigetragen.

Arbeiter, Bunker und Soldaten

von Schachtmeister Richard Kunze, Saarbrücken

Wir Männer vom Westwall — wenn das einer von uns Arbeitern an diesem großen Bauvorhaben West sagt oder gar niederschreibt, dann klingt in den paar Worten ein leiser Stolz mit. Wir Männer vom Westwall glauben auch, dieser Stolz ist so unberechtigt nicht. Es ist kein Stolz auf unsere Taten, auf jenes von uns geschaffene Werk, das ohnehin alle Welt als etwas Einmaliges anerkennt. Vielmehr sind wir stolz darauf, als die Träger der nationalen Arbeit in einer Front mit den Waffenträgern der Nation zu stehen. So fühlen wir uns als ein Teil der Wehrmacht selbst, als eine Truppe, die mit Schippe und Hacke, mit Beton-Mischmaschinen und

Dampframmen jene Truppenteile ergänzt, die mit Gewehren und Kanonen, mit Flugzeugen und Tanks die von uns in allen Gauen geschaffenen Werke zu sichern haben.

Gewiß haben wir schon überall im Reiche gebuddelt. Wir haben Ödland kultiviert und der Nordsee Tausende von Morgen fruchtbaren Bodens abgetrotzt. Wir haben von einer Grenze zur anderen Straßen gebaut und so das Neuland dem Verkehr im Sinne des Tempos unserer Zeit erschlossen. Das alles taten wir, weil es unser Beruf ist; wir setzten unsere Arbeitskraft in das tägliche Brot um und machten nicht viel Aufhebens davon. Was aber könnte uns und der Nachwelt alles jenes Schaffen nützen, wenn eines schlimmen Tages in Neid und Mißgunst wildgewordene Völker kämen und würden unsere Werke wüst zertrampeln! — Nun, des Reiches Erster Arbeiter hat auch hier Vorsorge getroffen, und er schickte uns in die Front. So wurden wir in Bewegung gesetzt mit der allgemeinen Marschrichtung gen Westen, so wurden wir mit unserem Gerät ein Teil der Wehrmacht. Wir haben dann in der Westmark, an der Schicksalsgrenze des Reiches, in Reih und Glied mit den Soldaten gestanden, wir haben gemeinsam in dieser an Wundern nicht eben armen Zeit ein weiteres Wunder vollbracht. Wir haben in einer kaum glaublich knappen Zeitspanne den Boden hier gründlich von unten nach oben umgekrempelt, und daraus stieg hervor des Großdeutschen Reiches eherne Feldwacht. Ein Bollwerk, an dem schon wenige Monate nach dem ersten Schlag mit der Kreuzhacke eine dräuende Sturmflut verebbte. Wir Arbeiter hatten die Bunker gebaut, die Tanksperren und Hindernisse, ihr Soldaten besetztet in jenen kritischen Septembertagen mit Wehr und Waffen unser Bauwerk, und an dieser großartigen Gemeinschaft, an diesem vorbehaltlosen Bekenntnis zum Wehrwillen mußten alle bösartigen Störungsversuche scheitern. Auch das macht uns stolz.

Aber wir Männer vom Westwall hängen auch mit einer innigen Liebe an unserem Werk, mit einer echten Liebe, die zu Opfern bereit ist. Was viele nicht wissen, mag hier einmal gesagt werden. Als ihr Soldaten auszogt, um Großdeutschland zu schaffen, als eine ganze Welt atemlos dem Geschehen lauschte, da wollten Tausende von uns die Schippen und Hacken einstweilen in den Geschirrkasten legen. Aus vielen Lagern kamen Obleute und Vertrauensmänner, um zu melden, daß ihre Gefolgschaften darum bitten, als geschlossene Freikorps militärisch eingesetzt zu werden. Der deutsche Arbeiter wollte das von ihm mit Schippe und Hacke gebaute Werk nun mit Gewehr und Handgranate verteidigen! Einen zwingenderen Beweis für unsere Liebe

zum Werk und für unser echtes Soldatentum kann es wohl nicht geben. Unsere Oberbauleitungen und die Dienststellen der Wehrmacht haben bestimmt dieses in ernster Stunde gemachte Angebot nicht einfach nach Kenntnisnahme zu den Akten gelegt. Es wird das wohl ein heiliges Vermächtnis für spätere Zeiten bleiben, es wird zur Überlieferung gehören, wie überhaupt soldatisches Wesen in der Tradition verankert ist.

Tradition und Soldatentum: wir Arbeiter im Bauvorhaben West wurden aus allen arbeitsfähigen Jahrgängen rekrutiert. Unendlich viele von uns, nahezu 400000, waren Vorkriegssoldaten und lagen auch in den Schützengräben aller Fronten. Als die wirren Zeiten nach der Novemberrevolution alle Begriffe von Ehre und Nation verdunkelten, da hat mancher von uns redlich auf Kommiß und Barras geflucht. Und dennoch: Kam die Unterhaltung mit einem von jenen, die in roten Organisationen marschierten, auf die aktive Dienstzeit oder gar auf den Krieg, dann offenbarte sich der vorgetäuschte Haß als verhinderte Liebe! Wir waren ja doch im Grunde unseres Herzens stolz darauf, mit dabei gewesen zu sein.

Und nun standen wir auf einmal doch wieder in den Reihen der Soldaten, gehörten wieder zu denen, die wahres deutsches Wesen verkörpern. Es vollzog sich ein rein menschliches Wunder in uns gleichzeitig mit dem Wunder, das wir als Westwall aus der Erde wachsen ließen. Wir sahen, wir spürten und erlebten, daß wir nicht Arbeiter schlechthin waren, die nun irgendein Projekt in die Tat umzusetzen hatten. Zunächst mit ungläubigem Staunen, dann mit einem zufriedenen Lächeln und endlich mit einem strahlenden Glücksgefühl überblickten wir die Größe unserer Aufgabe. Das war ja nicht irgendein Unternehmer, der Leistungen sehen wollte und dabei mit mehr oder weniger deutlicher Offenherzigkeit seinen Profit überschlug, nein, hier war die im Führer gipfelnde bedingungslose Einheit von Volk und Reich der Auftraggeber. Da kamen Generäle und andere hohe Offiziere mit roten Hosenstreifen, da erschienen auf den Baustellen die Soldaten aller Rangstufen von den Pionierstäben. Diese Männer quatschten nun nicht etwa laienhaft in unsere Arbeitsweise hinein, um nach sonst nicht eben seltenen Mustern mangelnde Kenntnisse durch entsprechende Großschnäuzigkeit zu ersetzen, sondern sie verstanden selbst nach unseren kritischen Begriffen erstaunlich viel von der Sache! Sie markierten aber auch nicht den loyalen Vorgesetzten oder den schulterklopfenden Biedermann; nein, sie kamen als Männer zu Männern, als Kameraden zu Kameraden. Diese von uns allen empfundene Tatsache aber, ihr Soldaten, hat unsere Leistung weit mehr ge-

fördert als die besonders für uns geschaffenen wirtschaftlichen Hilfen, wie Trennungsgeld, Härteausgleich usw. Wir fühlten uns stolz beglückt, daß unser Schaffen höher bewertet wurde, als es durch trockene Zahlen auf den Lohntüten ausgedrückt werden konnte.

Im Verlaufe unserer geregelten Arbeit am Westwall hatten wir weder Zeit noch Gelegenheit, das Werk in seiner Gesamtheit auch nur annähernd zu übersehen. Wir standen in unseren Abschnitten und wühlten im Boden herum, zogen Kabelgräben, bauten Tanksperren, gossen Betonbunker oder zogen Hindernisse. Was ein paar hundert Meter rechts und links von uns geschah, das ging uns schon nichts mehr an. Nur wußten wir uns als einzelne Glieder einer großen Kette, die erst in ihrer Ganzheit Sinn und Wert hat. Einmal aber, da stand die Bedeutung unseres Schaffens in grandioser Wucht und unerhörter Klarheit vor uns auf. Das war in jenen Septembertagen des sieghaften Jahres 1938, in denen Wunsch und Wille des ganzen deutschen Volkes durch des Führers Tat Erfüllung fand.

Wohl hatten wir in unserer soldatischen Arbeit kaum gespürt, bis zu welcher Explosivität sich der in der ganzen Welt ringsum lagernde Sprengstoff bereits verdichtet hatte. Immerhin aber konnte auch uns das eingetretene kritische Stadium nicht verborgen bleiben, denn schließlich lichteten sich auch unsere Reihen. Viele von uns folgten dem Ruf zur Fahne, wie wir es bereits 1914 getan hatten. Wir Zurückgebliebenen machten dann eben einige Umdrehungen mehr und hielten so das erforderliche Tempo. Auch davon machten wir nicht viel Aufhebens, wenngleich wir gelegentlich aufhorchten, wenn die aufreizend schrillen Klänge der Clairons von drüben uns die sturmbereiten Divisionen buntscheckiger Völker meldeten. Dann aber kamen über Nacht und ohne Fanfarengeschmetter die Soldaten zu uns in unsere Linie aus Beton und Eisen! Plötzlich waren sie da, Bataillone und Regimenter, Batterien und Geschwader. Männer waren das zum großen Teil, mit denen wir schon während des Krieges Seite an Seite in den Fronten standen. Männer, die auch heute noch nicht das grauenhafte Erlebnis der Materialschlacht aus ihrem Erinnern bannen können. Männer aber auch, die im Weltkriege die Entwicklung der Kampfform vom einfachen Schützengraben bis zur damals modernsten Anlage der elastischen Front selbst aktiv mit durchmachten. Männer waren das, die selbst in diesen so ernsten Septembertagen mit einem verzeihenden Lächeln an jene Unterstände in Flandern, auf der Vimyhöhe, in der Champagne, an der Somme und vor Verdun dachten, die man mit einem halbwegs vorschriftsmäßig genagelten

Infanterieknobelbecher ungefähr eintrampeln konnte! Männer, die als Glieder eines harten und starken Geschlechts über vier Jahre hindurch in solchen Unterständen, im Trichtergelände und im schier sinnlos gewordenen Großkampf einer Welt von Feinden trotzten. Ja, und diese Männer standen nun hier am Westwall in und vor unseren Bunkern, in den Stellungen, Nestern und Sperren. Und sie haben nicht viel sagen können, aber sie drückten uns mit einem festen Blick die Hand. Darin lag alles, für uns und für euch, ihr Waffenträger. Dank und Anerkennung, Stolz und Glück.

In jenen ewig unvergessen bleibenden Tagen rückten des Führers Soldaten ein in deutsche Gaue, um deutsches Land und deutsches Volk heim zu holen. Des Führers Wehrmacht half Großdeutschland schaffen — und zu euch Waffenträgern der Nation trat als vierte Säule dieses unwiderstehlichen Heerbannes der deutsche Arbeiter mit Schippe und Hacke am Westwall!

Und jetzt mag abschließend ein Erlebnis berichtet werden, das mehr als alles andere die Zusammengehörigkeit von Arbeiter, Bunker und Soldaten beleuchtet. Der Verfasser dieses Artikels, der damals als Kolonnenführer eines Pionierstabes mitten im Geschehen der Septembertage stand, schrieb unter dem Eindruck der Geburt Großdeutschlands ein „Lied der Männer vom Westwall". Der Reichssender Saarbrücken ließ dieses Lied vertonen und brachte es im Rahmen der regelmäßigen Sendungen für die Arbeiter am Bauvorhaben West als Einleitung. Kaum war das Lied erstmalig, von einem Chor gesungen, zur Sendung gelangt, da schickte auch schon eine Formation der Wehrmacht zu den ursprünglichen drei Strophen einen vierten Vers. Und heute singen die Arbeiter bei uns, die Soldaten der in unserem Abschnitt eingesetzten Truppen, die Arbeitsdienstmänner des RAD., die Werkscharen der Betriebe und die Jungens der HJ. das Lied, das Arbeiter und Soldaten gemeinsam im Geburtsjahre Großdeutschlands schufen:

Jetzt haben wir Schippe und Hacke geschwungen
In langen Wochen, Tag und Nacht.
Wir haben Felsen und Berge bezwungen,
Wir haben aus Feldern Hügel gemacht.
Wir haben Beton in die Erde gesenkt
Und der Westmark ein ehernes Antlitz geschenkt.
Wir formten neu an der Grenze den Gau,
Wir deutschen Männer vom Westwallbau!

Im Sommer, da grünte das Laub an den Bäumen,
Es reifte das Korn und der Wein.
Wir hatten nicht Zeit zu Sommernachtsträumen,
Wir schippten des Nachts noch bei Bogenlichtschein.
Wir haben uns oft in den Dämmerstunden
Die Hände an eisernen Stacheln zerschunden,
Dort oben am Waldrand im Drahtverhau,
Wir deutschen Männer vom Westwallbau!

Im Herbst nun, da fing schon das Laub an zu rosten,
Die Rebe im Kelter vergeht.
Wir aber bleiben auch jetzt auf dem Posten
Bis daß auch der letzte Bunker hier steht.
Wir bleiben hier, wie der Führer befohlen,
Und wenn er uns später nach Hause wird holen,
Klingt stolz unser Ruf: Komm, Führer und schau,
Das Werk der Männer vom Westwallbau!

Wir standen nicht abseits als Deutschlands Soldaten
In dieser schweren, großen Zeit.
Wir reichten die Hände den Männern vom Spaten
Und waren zu jeder Stunde bereit.
Wir haben mit Liebe zum Führer geschaut,
Und wir haben für Deutschland die Festung gebaut.
Wir wollen sie schützen, wir Männer in Grau,
Wir siegen und sterben im Westwallbau!

(Vertont von Albert Bastian)

Eine Stellung über Nacht

von Oberschütze Hans Hennes, Ulm/Donau

Der Himmel war grau. Es hätte jeden Augenblick zu regnen anfangen können. Trotzdem stand die Kompanie vor dem Schulhaus; was hätte sie auch abhalten sollen? Das Grau des Himmels? Oder der Schmutz des Weges? — Sie marschierte jeden Morgen durch das Dorf, das nur vier Straßen hatte, und wo diese vier Straßen sich trafen, stand der Brunnen,

der ständig rieselte und auch des Nachts nicht schwieg. Nicht weit von dem stets laufenden Brunnen war das Schulhaus gebaut, aus dem die Soldaten des Morgens herausgestürzt kamen, mit dem Spaten oder der Hacke auf der Schulter, arbeitslustig in den September hinauszumarschieren, um tiefe Gräben und hohe Wälle zu ziehen.

Vor drei Wochen waren sie eines Tages plötzlich da, mit dem gelben Torniſter auf dem Rücken und dem umgehängten Gewehr. Hart und gleichmäßig klang ihr Schritt durch das Dorf. Die Bewohner waren nicht wenig neugierig gewesen, was die Soldaten hier am Oberrhein wollten. Aber nun hatten sie sich schon so daran gewöhnt, daß es ihnen fremd vorgekommen wäre, wenn der Gesang beim Morgengrauen und der Schritt der Kolonne nicht in ihren Straßen gewesen wäre.

Die Kompanie stand noch immer am Antrittsplatz und wartete. Es war schon über 6 Uhr. Der Kompanieführer wurde ins Rathaus gerufen, sprach am Telephon, kam wieder zurück, befahl seine Zugführer zu sich, erklärte ihnen etwas, was wir nicht verstehen konnten. Danach marschierten wir ab, nahmen den gleichen Weg, den wir schon zwei Wochen lang gingen, an einer Mühle vorbei, über saftige Wiesen und an fruchtbaren Feldern vorbei, bis kurz vor die Rheinböschung. — Doch dann, dann schritten wir an unserer alten Baustelle vorbei, weiter, noch weiter der französischen Grenze zu.

Der Rhein rauschte schon. Der Weg wurde steiniger, die Luft bewegter und windiger. Und dort gegenüber, über das Wasser hinweg, war schon ein fremdes Land, ein Land, das Soldaten wie wir an seinen Grenzen stehen und Stellungen am Rhein entlang gebaut hatte.

Wir standen eine Weile hinter der Rheinböschung, gebückt, vorsichtig hinausspähend, um viel zu sehen und doch nicht gesehen zu werden. Auf der anderen Rheinseite, auf einem schmalen Uferweg, bewegten sich blaugraue Uniformen, die jedoch schnell wieder hinter Grasbüschel verschwanden. Dazwischen sagte einer mit einer vielsagenden Aussprache: „Alles fürs Sudetenland!“ Alle wußten, daß er das richtige gesagt hatte und alle schwiegen dazu. Schon an der alten Baustelle war der Müller tiefbesorgt durch die Gräben gegangen, kam jeden Morgen zur Vesperpause, um sich mit den Soldaten zu unterhalten, sprach mit Besorgnis von seiner Mühle, wenn die Franzosen über den Rhein kommen würden, weil sie mit den Tschechen vertragsmäßig den Krieg führen mußten. Er wurde von uns beruhigt. Lachend haben wir unsere Verteidigungsgräben weiter gebaut. Es war so schön in der nicht zu heißen Septembersonne in der frischen Luft zu arbeiten. Nach

der Vesperpause ging der Müller halbwegs beruhigt wieder in seine Mühle und brachte einen Korb mit Äpfeln. So machte er es jeden Morgen.

Doch der Wind kam von einer falschen Seite. Er würde sich leicht zum Sturm aufblasen lassen. Diese drohenden politischen Wolken hingen über jedem Haus und würden sich, wenn sie losgingen, auf jedes deutsche Haus stürzen. Die Leute im Dorf merkten es auch. Sie waren froh, wenn sie sich mit einem Soldaten darüber unterhalten konnten, der das alles so leicht nahm und gar keine Furcht vor dem Kriege hatte. Denn sie hatten schon allen Hausrat und das wichtigste fürs Leben zusammengepackt. Die ängstlichsten Gemüter waren schon weiter ins Land gegangen, weg von dem starken Strom, wo auf der anderen Seite der Feind sein konnte.

Hinter der Rheinböschung war es sehr still geworden. Das Wasser plätscherte. Hinter einer Sträucherwand, die gegen Sicht vor dem Franzmann schützte, arbeiteten Zementmischer und Eisenkonstrukteure. Ich höre noch, wie der Kompanieführer sagt: „Wir haben uns wie im Kriege zu verhalten. Jeder erhält seine Arbeitsstelle für diese Nacht zugewiesen. Der Krieg kann jeden Tag losbrechen. Die großen Befestigungsarbeiten werden vielleicht bis dahin nicht fertig, wir werden dafür kleine, aber tödlich wirkende, unerkannte diese Nacht bauen. Und greift man am Rhein uns an, dann muß der Rhein uns schützen oder unser Blut mit sich fortschwemmen."

Die Arbeitseinteilung für die Nacht erfolgte schnell und flüsternd. Dann marschierten wir wieder durch die übervollen Felder, mit schwerem Gang, in die Quartiere zurück, um die Nacht abzuwarten.

Das abendliche Grau floß in das Schwarz der Nacht ein, als wir mit geschultertem Spaten wieder das Dorf in Richtung des Rheines verließen. Über die Felder breitete sich der schützende Schleier des herbstlichen Nebels, weit und groß stand der Mond zwischen den Tieflandweiden. Der Weg schien so kurz, denn es war alles anders bei Nacht: die Felder, der Wald, der Rhein und auch die Menschen. Spannung und reges Leben war in den Soldaten trotz der Nacht, Erwartung und Freude trotz des Nebels.

Es wurde gegraben, tief gegraben, sofort in die Rheinböschung hinein. Dazu sprach man kein Wort, ertönte kein Lachen, kein Lied. Wie nächtliche Kobolde bewegten sich die Figuren durch den Nebel, trugen Zementplatten, schaufelten Erde, schlugen Bäume und Äste und deckten den frischen, hellen Boden mit Grasstücken zu. Nirgends schien eine Lampe. Auch der Nebel war dichter geworden, hatte sich vom Boden erhoben und verdeckte den Mond, die einzige ungewollte Lichtquelle.

Die Arbeit ging schnell voran. In die Böschung legte sich ein tiefes Loch, mit Zementplatten wurde es „ausgeschmückt", daraus zog sich nach hinten ein Graben in den Wald hinein. Und wer eine Zigarette rauchen wollte, schlich durch den Graben hinter den Wald, ließ das Fünkchen glimmen, trank einen Schluck Tee mit Rum dazu und lauschte auf das Rascheln des Schilfes im nahen Sumpf.

Es dauerte nicht mehr lange, da hatte das Mondlicht den Nebel vollständig verschlungen. Wie eine verräterische Lampe stand der Mond über uns, ließ den Fluß silbern glänzen und machte unsere hellen Drillichröcke weit sichtbar. Wir zogen sofort unsere grauen Feldbluſen an, arbeiteten gebückt weiter, warfen den zackigen Draht vor unsere Erdwohnung und verdeckten ihn wieder mit Laub. Alle sahen dann über den Rhein ins fremde Land. Nichts war zu sehen, kein Mensch, kein Soldat, nur Wald und Wiese.

Die Vögel sangen jetzt schon im nahen Schilf. Der Mond hatte seinen Glanz im Rhein untergetaucht. Der arbeitenden Gestalten auf der Böschung waren weniger geworden. Auf der anderen Seite des Rheines zeigten sich schon wieder ganz klar die grünen Erhebungen, die Befestigungsanlagen sein sollen. Da ließ der Zugführer seine Stellung ausprobieren. Es dauerte nur kurze Zeit, dann wußte er, daß sie gut angelegt und hart wie Stahl war. Auch die letzten grauen Arbeiter traten hinter den schützenden Rheindamm. Jeder nahm sein Arbeitsgerät, schlug es über die Schulter und stellte sich ins Glied. Hinter der künstlichen Blättermauer aber arbeiteten die Zementmischer und Maurer weiter an den großen Befestigungswerken, die erst mit der Zeit fertiggebracht werden konnten.

Wir traten den Weg nach Hause an; durch taufrische Wiesen und erntereife Felder schritten wir. Müdigkeit stand in unseren Augen, aber Fröhlichkeit und Stärke drang aus unseren Kehlen. Eines hatten wir geschafft, bei Nacht, gegen den Feind, wie Krieger, die jeden Augenblick in Todesgefahr schweben. Stark fühlten wir uns, erlebensschwer und wuchtig schlug unser Gesang gegen die Dorfhäuser, aus denen uns die Leute erstaunt ansahen, daß wir ins Dorf einzogen, anstatt erst zu unserer Arbeit zu gehen.

Einen Morgen lang schliefen wir und ruhten uns aus. Als ich am Abend ein Mädchen traf, klagte sie, wieviel Angst ihre Mutter vor dem Krieg habe. Ich habe ihr beruhigend die Wange gestreichelt; Sorge brauchte sie nicht zu haben. Der Krieg würde uns stark finden wie wohlgepanzerte Ritter.

Posten im Grenzgebiet

von Gefr. Heinz Biedendorf, Hofgeismar

Ich stehe auf Posten. Die Sonne meint es gut in diesen warmen Augusttagen. Langsam wandert mein Platz vor dem Haus. Immer mit dem Schatten. Hinter mir liegt das Bürgermeisteramt. Das Eckfenster im ersten Stock ist unsere Schreibstube. Hinten auf dem Hof stehen unsere Feldküchen. Unser Koch hat die Dorfjugend angestellt, die ihm seine Kartoffeln schält und die Kessel reinigt. Gerade stehen mir gegenüber wieder zwei am Brunnen auf der anderen Straßenseite und schrubben eifrig einen der Essenträger.

Das Bürgermeisteramt steht fast an der Ecke der kleinen Gasse, die mit mehreren anderen links von mir auf die Reichsstraße Annweiler-Pirmasens mündet. Zwischen den beiden Eckhäusern hindurch kann ich ungefähr 50 Meter Hauptstraße überschauen.

Soweit es die Postenpflicht erlaubt, sehe ich herüber. Nie liegt die Straße ganz ruhig da. Ihr Gesicht aber wechselt mit der Tageszeit. Ich bin kein Philosoph, aber ganz unwillkürlich fängt man an, seine Betrachtungen anzustellen. Für mich ist das kleine Stückchen Straße die Gedankenbrücke zu dem gewaltigen Werk längs der Westgrenze.

Gestern abend, um 6 Uhr, als ich aufzog, da waren es die Personenwagen, die die Straße beherrschten. Hin und wieder ein Ausländer, Luxemburger, Holländer oder Franzose. Bei denen drehten sich immer sämtliche Köpfe nach mir um, und mit etwas Phantasie hätte man ganz gut die stumme Frage vermuten können: „Liegt denn hier in jedem Nest Militär?"

Aber die Vergnügungsreisenden sind noch die wenigsten, die hier vorüberkommen. Weit häufiger sind Geschäftsleute. Mit der Zeit kann man beide Klassen genau unterscheiden. Die Geschäftsleute sitzen so unbeteiligt in ihrem Wagen, entweder kennen sie das alles schon oder es interessiert sie nicht.

Mindestens ebenso häufig aber, wie die Kennzeichen HD und SAAR, erscheint das Schildchen WH. — Offiziere, Wehrmachtsbeamte, Festungsstab. Ein Tag im Grenzgebiet ist wieder beendet. Jetzt schaffen sie nur noch an den Großbaustellen, wo es auch die Nacht durchgeht und wo man die Scheinwerfer über die hohen Bretterwände herausragen sieht. Aber für die anderen, die jetzt ruhen, ist für den nächsten Morgen noch manches zu erledigen. Wieviel Pläne, Befehle, Meldungen sind wohl schon in den Aktentaschen der Offiziere an mir vorübergefahren worden.

Donnerwetter, war das ein Wagen! Das Auge registriert noch schnell die Nummer IA — 99. — Aha, Berlin, Diplomatie. Ein Kamerad weiß mehr: „Wagen von Dr. Ley!“ — Richtig, es stand ja in der Zeitung, daß er augenblicklich hier unten die Arbeiterlager besichtigt.

Ab 22 Uhr ist es aus mit den Personenwagen. Jetzt kommt die Zeit der großen Fernlastzüge. Man hört sie immer schon von weitem. Fast alles Diesel. Die Bauernhäuser sind daran nicht so recht gewöhnt und zittern jedesmal, wenn so ein Kasten an ihnen vorüberdonnert. Meist sind sie recht weit her. Schleswig-Holstein, Hamburg, Kassel, Frankfurt, Stuttgart, — nie aber einer aus Ostdeutschland. Die werden für die Ostgrenze gebraucht, vermute ich und bewundere die Organisation, die allein schon für die Verteilung der Fernlaster geleistet wird.

Die wenigsten Wagen haben das geladen, was außen daransteht. Zwar sind sie meist geschlossen, aber Eisenstangen zum Beispiel verraten sich selbst, auch wenn sie in dem Lastwagen einer Brauereifirma liegen. Und die anderen werden Stacheldraht, Zement oder auch Kies fahren.

Kurz nach Mitternacht biegt ein großer, leerer Postautobus in unsere Seitenstraße und hält. Der Fahrer ist jetzt sechzehn Stunden unterwegs und fürchtet, am Steuer einzuschlafen. Er steigt aus, um sich etwas die Beine zu vertreten. — Er hat noch Zeit, um 6 Uhr morgens muß er erst in Saarbrücken sein. Er spricht noch ein paar Worte mit mir, dann legt er sich hinten in seinen Wagen schlafen. Mein Kamerad, der mich um 1 Uhr ablöst, wird ihn rechtzeitig wecken.

Währenddessen rollen auf der Hauptstraße weiter die Fernlastzüge vorbei. Manche haben auch Bretter geladen. Geschnittene und numerierte Bretter. Man braucht sie nur zusammenzusetzen und schon ist wieder eine Baracke fertig, die neue Arbeiter aufnehmen wird. Noch wächst die Zahl derer, die hier schaffen, von Tag zu Tag. —

Erst des Morgens gegen 4 Uhr hört der Verkehr der Lastzüge auf. Im Dorfe wird es langsam hell. Die Kompanie steht auf. Hinten auf dem Hofe der Bürgermeisterei dampfen die Feldküchen. Einer nach dem anderen holt sich seinen Kaffee und verdrückt sich zu unseren Kraftfahrzeugen. Zehn Minuten nach 5 Uhr fährt der Kompaniechef vor und geht zur Schreibstube. Aber er macht nicht lange, gleich geht es weiter zum Parkplatz. Jetzt dauert es genau noch zehn Minuten, dann fährt die Kompanie an mir vorüber — zur Arbeit. „Ob sie heute die beiden Kanzeln am MG.-Stand fertig bekommen?“

Tausende fahren jetzt zur gleichen Zeit zur Arbeit, Kraftwagen- und Fahrräderkolonnen, Autobusse und Lastwagen, Arbeiter und Soldaten.

Sie sind schon längst an ihren Baustellen, wenn bei mir hier um 7 Uhr der Tagesverkehr beginnt, jener Verkehr von Ort zu Ort, wie er sonst hier war. Jetzt aber noch alle die, die im Gefolge des Bauvorhabens West hier unten fahren. Wie am Abend: Offiziere, Beamte, Techniker, Ingenieure, Bauunternehmer. Dann aber noch Autobusse mit neuen Arbeitern, Autos, die die Verpflegung für die Zehntausende herbeischaffen, auch unsere Küche bekommt im Laufe des Vormittags etwas gebracht. Und dazu noch jene Lastwagen mit Sand, Kies und Baumaterialien. Sie fahren nicht sehr weit. Manche kommen drei- bis viermal an mir vorbei. Wahrscheinlich holen sie die Sachen von der nächsten Bahnstation.

Manchmal muß ich, so gut es geht, Auskunft über den Weg geben, denn Wagen und Fahrer sind meist nicht aus der Gegend, sondern sozusagen nur im Arbeitsdienst hier unten.

Morgen werde ich auch nicht mehr hier stehen, sondern wieder mit den Kameraden an unseren MG.-Ständen arbeiten, werde wieder ein schaffendes Glied in der Kette der hunderttausend Hände sein, die hier den Wall bauen zum Schutze der Heimat. Auf der Straße aber werden weiter die Wagen rollen, damit wir arbeiten können.

Wenn ich mich ganz herumdrehe, sehe ich etwas erhöht am Ende der Gasse das Denkmal für die Gefallenen des Weltkrieges.

Ein Dichter könnte daraus wohl ein schönes Symbol machen. Leider bin ich keiner, sondern nur ein kleiner Posten. Irgendwo in der Pfalz vor einem Bürgermeisteramt.

Der Kompaniechef fährt vor. Ich melde. Gleich wird auch die Kompanie einrücken. Dann werde ich abgelöst.

Soldaten und Arbeiter schaffen ein deutsches Wunder

von Gefr. Fritz Treffz-Eichhöfer, Bielefeld

Spätsommer 1938.

Wir können diese Zeit nicht vergessen. Selbst dann wird sie noch wie in diesen Tagen in all ihrer Härte und Einmaligkeit vor uns stehen, wenn unser Lebensweg sich dem Ende zuneigt und uns die Zeit und der Strom des ständig pulsenden Geschehens von ihr trennen.

Der Schwere der Entscheidungen, die über unser aller Schicksal bestimmen sollten, waren wir uns damals genau so bewußt, wie der Notwendigkeit unseres restlosen Einsatzes. Dieser ist in einem einzigen Satz auszudrükken, der hunderttausende kraftvoller deutscher Männer ans Werk rief: Unserem Volke mußte im Westen des Reiches ein unüberwindlicher Grenzwall gebaut werden!

Die Befehle, die uns nach weit jenseits des Rheines riefen, waren Ausdruck einer bewundernswürdigen Organisation; das spürten selbst wir, die wir nur letzte ausführende Organe waren, immer von neuem. Der Einsatz schaffte mit Hunderttausenden deutscher Arbeiter zusammen ein deutsches Wunder.

Sollte es da uns jungen Idealisten, die wir mit Spaten und Schaufel in der Hand unser Teil zum Gelingen dieses Werkes beitragen durften, schwerfallen, heute Erinnerungen aus dem Alltag dieser Zeit aufzuzeichnen?

Lassen wir unser Tagebuch sprechen:

Disharmonie der Haßgesänge

In den Eifelbergen, September 1938

Es ist so furchtbar lächerlich, und doch ballen wir die Hände zu Fäusten. In Gruppen geschart, sitzen wir um den großen Lautsprecher, den wir uns aus der Heimatgarnison mit hergebracht haben als lebendiges Bindeglied zu den großen außenpolitischen Fronten. Eine buntgeschmückte Turnhalle in dem Dörfchen Schüller — irgendwo in der Hocheifel — ist uns in diesen Septembertagen zum Heim geworden. Abend für Abend sitzen wir hier, wenn wir aus unseren Bunkern zurückkommen, halten Kopf an Kopf Zwiesprache mit den Ätherwellen. Meldungen jagen einander. Der Skalenknopf überwindet in Sekundenschnelle Meilenentfernungen: Luxemburg—Mährisch-Ostrau—Toulouse—Prag. Über allem als ruhender Pol der Wahrheit die Stimme des deutschen Reichsrundfunks.

Das Ausland tobt sich in Lügen aus. Schweigt der eine, wird der andere laut. Wir machen eine regelrechte Jagd von unserer kleinen Turnhalle aus, wollen das große Lügengewebe klar ausgebreitet sehen, wenn wir uns abends schlafen legen.

Und so werden wir jungen Soldaten am Rande des Weltgeschehens zu Mitwissern der großen Dinge, um die es geht. Hier in der Turnhalle von Schüller verlieren unsere Feinde ihre erste Schlacht: sie helfen uns den Glau-

ben an unsere Sache stärken, den Glauben, diesen mächtigsten Bundesgenossen des Soldaten.

Wir Vierzig in Schüller lachen Hohn ob der plumpen, maßlosen Lügen der Feindpropaganda und ziehen Parallelen zu 1917/18. Die Deutschen haben damals viel von euch gelernt, ihr Herren Propagandisten unter völkerversöhnender Flagge!

Organisation Todt am Werk

Wir treten noch eine Zigarettenlänge in das Dunkel der Nacht hinaus, schauen in die sich am Rande des Dorfes entlangziehende Schlucht hinab, die in Nebel getaucht daliegt. Drüben ragen die Eifelberge in den Abendhimmel, dort liegt irgendwo die Nürburg, Schauplatz internationaler Freundschaftskämpfe.

Unendlich froh sind wir im Innern, weil wir uns stark wissen in unserer deutschen Einigkeit. Infernalische Haßgesänge aus dem Äther prallen an unserem Glauben ab und erledigen sich selbst, ersticken in ihrer eigenen Niedrigkeit.

Tief unter uns rauscht, lärmt, tobt, hämmert eine Sinfonie der Arbeit. Dieses Schlagwort aus vielen Reportagen unserer Zeit erwächst hier zu glanzvollem Leben: hier an der Grenze, wo Hunderttausende die Nacht in ihrer Arbeit zum Tage machen, wirkt dieses Wort nicht banal: Sinfonie der Arbeit!

Diese Schluchten der Eifel kennen seit Wochen keine Ruhe mehr. Hier rollen ohn' Unterlaß die Räder, hier bringen Zehntausende von Lastzügen Bausteine härtester Art, hier greifen tags und nachts schwielige Hände nach Baggern, Äxten, Pickelhacken und Maurerkellen. Glühender Stahl erhellt gespenstisch und majestätisch zugleich das Dunkel, es lärmen die Riesenhämmer, arbeiten Stahlarme, zischen drohend hydraulische Pressen: und das alles gelenkt und geleitet durch die Riesenorganisation Todt.

Fahrt durch ein Höllental

Heute morgen erleben wir beim Kaffeeholen wieder einen jener blutigroten Sonnenaufgänge. Die herbe Schönheit dieses jungen Herbstmorgens leuchtet überwältigend in ihrer rotgelben, graublauen Farbenharmonie.

Wenig später beginnen die Last- und Funkwagen mit uns wieder ihre tägliche Fahrt durch das Höllental, in die vordersten Linien der Arbeit. Das

jeden Morgen gleichbleibende packende Erlebnis umfängt uns wieder, das Kraft und Vertrauen für die Zukunft gibt.

Höllental – der Name ist aus unseren Reihen entstanden. Mag sein, daß diese Gegend hier auf Andrees Atlas ein „Tal des Friedens" ist. Für uns ist sie jedenfalls zum Höllental geworden. Denn es bedarf keiner großen Phantasie, sich vorzustellen, daß hier die Hölle loswäre, würde ein Feind dieses Tal zu durchqueren versuchen. Wir sind keine Kriegstaktiker, auch keine Festungsbaupioniere, aber dieses Stück Erde Höllental zu taufen, scheint auch uns nicht übertrieben.

Hier fallen Steinwände plötzlich 30 Meter tief senkrecht ab, hier starren von den Höhen stählerne Festungen, heute noch dem Auge erkenntlich, morgen schon hinter sicherer Tarnung verborgen. Hier ziehen Stacheldrahtverhaue in mächtiger Tiefe und Breite in die Kreuz und Quer, hier wachsen Zement und Stahl zu einer Barriere auf, die uns gigantisch erscheint. Tanksperren ragen drohend aus der Erde, unterirdisch verankert, so, als wolle die deutsche Muttererde sich selbst der vernichtungbringenden Ungetüme erwehren! Sie müßten in Schlammgruben versinken, würden aufgespießt und durch Explosionen zerschmettert, sollten sie es wagen, dieses Höllental durchfahren zu wollen!

Und rings um uns liegen feuerspeiende Berge. Rings um uns wäre ein Brüllen und Tosen. Von der Bergkuppe und aus den Bergwänden heraus ergösse sich ein Hagel von Stahl und Eisen auf den Feind, daß der Tod furchtbare Ernte hielte.

Hier gibt es eben keine toten Winkel mehr für die Bereiche der Geschütze, wohl aber solche für zerfetzte Menschenleiber und zertrümmerte Kriegsmaschinen.

Durch dieses Höllental führt unser täglicher Weg und durch Ortschaften, die daliegen, als wüßten sie um ihr Schicksal. An Häusern rattern wir vorbei, die aussehen, als ständen sie nur noch zum Zusammenschießen da. Jeden Morgen sehen wir das gelbe Ortsschild an, das kurz vor unserer Arbeitsstätte am Wege steht: „Ormont" lesen wir, Ormont an der belgischen Grenze. Dort steigen wir aus, nehmen unsere Pickelhacken, Brecheisen und Schaufeln auf die Schultern und marschieren zu dem Waldstück, wo der Bunker „X" gebaut werden soll.

Wir sind nicht die einzigen, die hier Halt machen, sind auch hier nur ein Glied der Kette. Auch hier lebt die Arbeit, auch hier schaffen Organisation

Todt und wir Soldaten gemeinsam, stehen Hunderttausende rechts und links von uns in und auf der Erde, in Tälern und auf Höhen, von der Grenze im Süden bis herunter zum Niederrhein.

Plötzlich stehen wir da vor Stacheldraht. Vor einem der Verhaue, die sich wie ein stählernes Gitter entlang der deutschen Westgrenze ziehen, von wettergebräunten, jungen Arbeitsdienstmännern errichtet. Ein kleiner Stoßtrupp aus dem Heer der Arbeit sind wir, als wir durch eine Lücke gehen, die uns der ärgste Feind des Sturmsoldaten, dieser Stacheldraht, freigibt, in dessen dornigen Krallen im großen Kriege Armeen verbluten mußten.

Wir denken an Zöberlein, Beumelburg, Ettighofer, Jung und all die vielen, die uns von dem Ringen um den Stacheldraht in ihren Kriegsdramen berichten. Uns ist seine furchtbare Macht nicht unbekannt, wir wissen aber auch, daß dieser Draht in seiner Millionengestalt nicht gegen uns starrt. Darum streichen ihn unsere Hände verstohlen als einen guten, großen, schützenden Kameraden...

Stoßtrupp Hempelmann baut einen Bunker

Wir sind an unserer neuen Baustelle angekommen. Gestern trugen wir den leichten Humus ab und zerschlugen die jungen Wurzeln der Bäume mit Axthieben. Heute sind Pioniere mit uns gekommen, legen Sprengpatronen in das Felsgestein. — — Wwuumms — — schleudert der Druck der Explosionen Steine und Erdmassen haushoch in die Luft, daß kopfgroße Felsstücke wie Fußbälle in die Höhe fliegen.

Das gähnende Loch, aus dem dann Pulverdämpfe steigen, wird Bunker „X". Wir legen unsere ganze Liebe in sein Werden, soll er doch unsere letzte Arbeit in dieser Einsatzperiode sein. „Villa Sorgenfrei" wollen wir ihn taufen, wir vom „Stoßtrupp Hempelmann".

Und wir gehen in diesen Stunden mit Pickelhacke und Schaufel um, als gelte es, einen Rekord zu brechen. Wir rammen Pfähle ein, füllen Dutzende von Sandsäcken, verbinden Astreisig und Maschendraht, und das alles in praller Sonne. Die Karbolineumverbrennungen machen uns Sorge, die ganze Gesichtshaut ist entzündet. Wenn wir abends aus unseren Wagen hervorkriechen, sieht das aus, als würde ein Trupp Gespenster entladen: kalkweiße Gesichter mit dunklen Augenhöhlen starren sich gegenseitig an. Alles hat sich mit Zinksalbe einbalsamiert, denn der Karbolineumanstrich darf nicht vernachlässigt werden.

Eines Morgens hören wir, als wir mit Hämmern und Schlagen inne-

halten, ganz deutlich von der Grenze her das Bellfern der belgischen Maschinengewehre. Die „manövrieren" da in unserer nächsten Nähe. Das gibt unserer Arbeit einen pikanten Beigeschmack, meine Herren!

Wir freuen uns alle, als einmal einige hohe Offiziere zu uns kommen und einer von ihnen eine Karte ausbreitet. „Stellung X? Ja, ihr seid sehr gut vorangekommen, Leute", sagt er, „eine feine Leistung ist das bei dem Boden!" — Einige Gesprächsfetzen fangen wir auf und merken aus alledem wieder, daß die Organisation phantastisch arbeiten muß, daß alles bis ins Kleinste ineinandergreift und daß auch wir paar Männer hier nicht fehlen dürfen, die wir von Tag zu Tag unser kleines Kunstwerk wachsen sehen.

Schließlich nageln wir die Nummer „X" am Eingang des mehrere Meter tief liegenden Unterstandes fest, rauchen ein letztes Mal hier unten im Dunkeln eine Zigarette und schließen dann — zufrieden mit unserer Arbeit — hinter uns den Eingang. — — — Werden wir dich so friedlich wiederfinden, „Villa Sorgenfrei"? Das eine wissen wir jedenfalls: Die Maschinengewehre können hier Gegner töten, wie eine grausame Sense das Korn ummäht. Und das ist für uns Soldaten das wichtigste; alles andere liegt im Schoße der Zukunft.

München und Abschied vom Westen

Eines Tages sind dann die Würfel gefallen, die Alarmbereitschaft wird aufgehoben und die Konferenz von München bringt den Frieden. Auch hierbei sind wir an unserem Lautsprecher wieder Zeugen des großen deutschen Sieges ohne Blut, hören das Geläut der Glocken und das inbrünstige Singen der Deutschlandlieder.

Noch einmal drücken wir den braven Menschen der Eifel die Hände, putzen unsere Spaten blank und fahren über den alten Rhein wieder zurück in unsere Garnisonstadt Bielefeld.

Wir Soldaten haben im Spätsommer 1938 ein Erleben in uns aufgenommen, das wir hegen wie einen kostbaren Schatz, haben Woche um Woche in harter Arbeit gestanden und an der Grenze zwischen Krieg und Frieden eine Schlacht für Deutschland geschlagen. Damals waren wir bereit, in unseren Siegfriedstellungen zu stehen und zu kämpfen bis zum äußersten. Und damals schwuren wir es uns:

Führer, du wirst uns niemals feige sehen!

Biblioteka Narodowa
24835

Leitspruch einer Flakbatterie

von Illo Ann, Trier

Weißt du, Kamerad, was dein Vater litt
Für Deutschland?
Weißt du, wie oft dein Ahne stritt
Für Deutschland?
Treue zu halten gilt es, wie sie,
Und unser Platz ist in dieser Batterie.

Jugend steht wieder in leuchtender Wehr
Für Deutschland!
Stahltrotzig der Ring vom Fels bis zum Meer
Für Deutschland!
Als Glied in der Kette die Flakartillerie,
Und Wache am Westwall hält unsre Batterie.

Ein Wollen durchglüht Mann und Off'zier:
Für Deutschland!
Das bindet die Wehrmacht zum stolzesten „Wir":
Für Deutschland!
Im Wettstreit der Waffen, Losung nur die:
Beste von allen sei unsre Batterie!

Kameraden, es braust heut' gewaltige Zeit
Für Deutschland!
Kameraden, haltet die Herzen weit
Für Deutschland!
Im grauen Alltag, vergeßt es mir nie:
Es gilt alles nur Deutschland, auch unsre Batterie!

Nr.
Datum

Inhalt

Erster Teil

Befreiung der Ostmark!

Dein Sieg ist unser Großdeutschland
von Untfz. Herbert Richter, Erlangen 9
Die Reichskriegsflagge auf dem Großglockner
von Leutnant Hans Backofen, Sonthofen/Allgäu 11
Ausritt im März
von Gefr. Otto-Erhardt Preil, Sonthofen/Allgäu 14
Unvergeßliches Geschehen
von Gefr. Hans Rauer, Graz/Steiermark 17
Mit dem Führer von Mühldorf bis Linz
von Oberltn. Alfred Nähring, Krampnitz b. Potsdam. 23
Uns ruft die Ostmark
von Gefr. Günter Wüster, Lindau i. Bodensee 27
Deutsches Land kehrt heim
von Jakob Baumer, Amberg 35
Die alte Dornbirnerin
von Gefr. Siegfried Rieger, Weingarten/Württ. 41
Befreiung aus tiefster Not
von Gefr. Trukenbrod, Konstanz 42
Einsatz Österreich
von Oberfeldw. Schmid, Lenggries 45
Verkannte deutsche Soldaten
von Wachtm. d. Res. Helmut Münzinger, Erlangen... 50
Vorfall Rundl
von Leutn. d. Res. Paul Schmidt, Ingolstadt 52
Wöllersdorf — Trutzdorf
von Gefr. Walter Müller, Wöllersdorf 55
Ein Ostmärker erlebt die Befreiung
von Gefr. Alfred Stenitschka, Wien 58
Wir waren bei den Ersten!
von Untfz. Max Strehle, Baden b. Wien 62

Zweiter Teil

Sudetenland wird frei!

Ein Lied marschiert mit uns in das Sudetenland
von Hauptfeldw. Hans Rödel, Bautzen 69
Südmähren wird frei
von Hptm. i. G. Hans-Georg Schmidt von Altenstadt, Salzburg 72
Eine unvergeßliche Stunde
von Gefr. Lorenz Mayr, München 76
Junge Soldaten reiten für den Führer
von Fahnenj.-Untfz. Werner Effenberger, Dresden 78

Mit der mot. Aufklärungs-Abteilung
von Gefr. d. Ref. Detmar Feuerhake, Krefeld 84
Es singen die Motoren einer Kompanie
von Oberleutn. d. Ref. Dr. Walther Krantz, Lippehne/Nm. 89
Der „König von Sablat"
von Gefr. Hans Unterberger, Bad Reichenhall 97
Herbst 1938
von Stabsarzt Lothar Ullrich, Crossen/Oder 99
Die Garnitur aus Komotau
von Leutn. d. Ref. Fritz Blau, Schönebeck-Felgeleben . 104
Hier neues Prag
von Gefr. Konrad Gaitsch, Mittenwald 107
Endlich seid Ihr da!
von Oberleutn. d. Ref. Ludwig Näser, Ober-Waroldern,
Bez. Kassel 108
Ein Erlebnis
von Untfz. August Müller, Siegen/Westf. 111
Ein Ungedienter
von Stabszahlm. Jungheim, Hannover 115
Herzensfreude — Freudentränen
von Hauptfeldw. Heinz Harig, Friedberg/Hessen 117
Der Heimkehrer
von Gefr. Adolf Voigt, Erfurt 120
Wir waren mit dabei!
von Gefr. d. Ref. Dr. Siegfried Scharfe, Biederitz bei
Magdeburg 121
Feuer auf den Bergen!
von Leutn. d. Ref. Otto Maull, Krailling b. München 125
Als Flakartillerist im Sudetenland
von Gefr. Groll, Halle 127
Die Schwarzkoppe
von Gefr. Otto Thiele, Amberg 129
Lenggrieser Jäger
von Gefr. Ernst Linse, Lenggries/Oberbayern 132
Ein Sudetendeutscher erzählt
von Oberschütze Karl Simanke, Kolberg/Ostsee 137
Unser Sieg
von Gefr. Ewald Jakobs, Küstrin 139
In „großer" Mission!
von Untfz. Erich Irmscher, Meißen 142
Alte Kameraden
von Gefr. d. R. Otto Jänsch, Leipzig 144
Erlebnis mit einem tschechischen Bauern
von Untfz. Friemelt, Brieg 146
Befreiungsmarsch ins Adlergebirge
von Major Hans Reimann, Döberitz-Elsgrund 147
Postenerlebnis
von Gefr. Erwin Thümlein, Pirmasens/Pfalz 153
Grenzwacht
von Untfz. Walter George, Schneeberg i. S. 154
Von Magdeburg nach Eger
von Wachtm. Erwin Skobowsky, Magdeburg 156
Kavallerie im Sudetenland
von Gefr. Helmut Kirchner, Fürstenwalde/Spree 160
Zwischen Rot und Weiß
von Hauptm. Hans Buchheister, Lübeck 165
Der Brief einer Mutter
von Gefr. d. Ref. Harry Groth, Neumünster 170
Soldat auch am Schreibtisch
von Wehrbez.-Feldw. Otto Höfler, Bad Reichenhall ... 174

Dritter Teil

Am Westwall

Wir bleiben
von Otto Publik, Landau/Pfalz 181
Es war im Westen
von Unterfeldw. Helmut Lüdecke, Idar-Oberstein 188
Aufregung in der Eifel
von Oberschütze Theodor Koch, Herford 193
Unser Erlebnis
von Wachtm. Camillo Kleemann, Trier 197
Ein vergessenes Regiment
von Feldw. Hans Werndl, Ulm/Donau 199
Heute muß alles getarnt werden
von Gefr. Helmut Hoffmeister, Mülheim/Ruhr 202
Arbeiter, Bunker und Soldaten
von Schachtm. Richard Kunze, Saarbrücken 205
Eine Stellung über Nacht
von Oberschütze Hans Hennes, Ulm/Donau 210
Posten im Grenzgebiet
von Gefr. Hans Biedendorf, Hofgeismar 214
Soldaten und Arbeiter schaffen ein deutsches Wunder
von Gefr. Fritz Treffz-Eichhofer, Bielefeld 216
Leitspruch einer Flakbatterie
von Ilse Ann, Trier 222

Bilderverzeichnis

Erster Teil

Befreiung der Ostmark!

Gegenüber Seite

Offiziere eines Heeresbergführerkurses am Großglockner
von Leutnant Hans Backofen, Sonthofen/Allgäu 16
Kampfflugzeug am Großglockner
von Leutnant Erich Simon, Memmingen 16
Radschützen dicht vor Wien
von Hauptmann der Reserve Walter Linke, Eisenach ... 17
Rast am Wolfgangsee
von Gefr. Heinz Weidig, Kassel-Wilhelmshöhe 17
Österreichische Regimentsfahnen beim Empfang des Führers in Graz
von Oberjäger Alfred Schuster, Füssen a. Lech 32
Der Führer betritt am 9. 4. 38 das Wiener Rathaus
von Leutnant Julius Giesemann, Wiener-Neustadt 33

Zweiter Teil

Sudetenland wird frei!

Am Schlagbaum an der ehemaligen Reichsgrenze bei Kalkau, kurz vor dem Einmarsch
von Wachtm. Friedrich Siebenhüner, Breslau-Carlowitz 80
Nun sind sie endlich da im Schönhengstgau!
von Feldw. d. R. Hamann, Aumühle Bez. Hamburg ... 81
Das erste deutsche Geschwader
von Gefr. von Bitter, Hamburg 96
Jubel und Begeisterung umbranden die Befreier
von Untfz. d. R. Fritz Emde, Berlin 97
Die ersten deutschen Soldaten in Kunzendorf
von Untfz. d. R. Fritz Emde, Berlin 97
Der Führer an einem tschechischen Bunker bei Gr.-Mergthal
von Feldw. Georg Kreuter, Leisnig/Sachsen 112
Der Führer in Kleinherrndorf
von Untfz. d. R. G. Steindorf, Glauchau/Sachsen 113
Umjubelter Einmarsch
von Gefr. Gerhard Domig, Chemnitz 128
Sudetendeutsches Freikorps marschiert
von Flieger d. R. Holder, Urach/Württemberg 128
Artilleristen als Straßenbauer
von Wachtm. Kurt Richter, Glogau 129
Gebirgspioniere und Jugend aus dem Moldautal beseitigen eine tschechische Straßensperre
von Hauptm. i. Generalstab Hellmuth Laegeler, Berlin 129

Neugierig betrachtet die Jugend von Kupferberg ihre Heimat durchs Scherenfernrohr
von Gefr. von Bitter, Hamburg 160
An der neuen Grenze auf der Wacht
von Gefr. Bernhard Lippert, Hof/Saale 161
Artillerie geht durch die Eger
von Untfz. Walter Paul, Jena, Löbstedt 161
Die Not ist beendet. Die Feldküche hilft auch hier
von Gefr. Hans-Joachim Schmidt, Hamburg-Osdorf ... 176
Auch für das leibliche Wohl der Truppe wurde gesorgt
von Gefr. Carl Koislmaier, Freising 176

Dritter Teil

Am Westwall

Der Kumpel, nach einer Sprengung im Stollen
von Gefr. Otto Merz, Stuttgart-Zuffenhausen 177
Riesschippen, der Hauptmann und der Major
von Hauptm. Hans Bechtold, Homburg/Saar 177

BIBLIOTEKA
ASG
NAUKOWA
47992